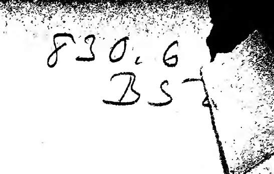




Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens.

Mit Original-Beiträgen

der

hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

Jahrgang 1890.

Achter Band.



Stuttgart.

Verlag der „Union“ Deutsche Verlagsgesellschaft

(früher Hermann Schönleins Nachfolger).



Inhalts-Verzeichniß des achten Bandes.

	Seite
Der Moorhof. Roman von Ferdinand Hermann (Fortsetzung)	5
Der verlorene Sohn. Novelle von L. Haidheim . .	83
Caramuru und Paraguassu. Erzählung aus der älteren Kolonialgeschichte. Von Felix Lilla . . .	163
Aus dem Seelenleben der Vögel. Naturwissenschaftliche Skizze. Von Carl Cassau	174
Das Reich der Pharaonen und sein Verfall. Von Hanns v. Spielberg	188
Deutsche Schwindler im Auslande. Skizze aus dem modernen Leben. Von W. Piehlmann . . .	205
Das Invalidenwesen in früherer Zeit. Ein kulturgeschichtlicher Rückblick von Max Voß	217
Ein Liebling unserer Blumenfreunde. Gärtnerische Skizze von O. Lorenz	230
Mannigfaltiges:	
Der erste Elephant in Amerika	242
Furcht vor den Wirkungen der Schreibkunst . . .	244
Um des Kaffeetrinkens willen	247
Die Mikrotechnik ꝛc.	248
Spanische Etikette	250
Das Korkzieherbein	251
Ein amerikanisches Raritätenkabinet	252
Auch ein Verbot	254
Reiche Kaufleute	255
Die Kraft der Bohne	255
Der verirrte Geograph	256



Der Moorhof.

Roman

von

Ferdinand Hermann.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Zwölftes Kapitel.

Um dieselbe Zeit warf über den Arbeitstisch des Landrichters Holleben die von einem grünen Schirm umhüllte Studirlampe ihr mild gedämpftes Licht. Der alte Herr, der hier inmitten seines behaglichen Junggesellenheims noch um Vieles freundlicher und gütiger aussah, als im Verhörzimmer, war mit einem Aktenbündel beschäftigt, in welchem er immer wieder sehr aufmerksam las. Dabei blies er unaufhörlich so dicke Rauchwolken aus seiner Pfeife, daß das Zimmer bereits von einem dichten, bläulichen Nebel erfüllt war. Schon zweimal war an die Thür geklopft worden, ohne daß er es gehört oder doch beantwortet hätte. Als jetzt aber eine angenehme männliche Stimme von der Schwelle her ertönte: „Guten Abend, lieber Onkel! Ist es erlaubt, Dich zu stören?“

da zeigte sich der Landrichter keineswegs ärgerlich überrascht, sondern streckte mit gutmüthigem Lächeln dem Eintretenden seine Hand entgegen.

„Nur herein, Guido! Ich sitze zwar tief in der unangenehmsten Arbeit von der Welt; aber Du bist ja ein vernünftiger Junge, der nicht verlangt, daß man über Hunde oder Pferde mit ihm plaudert. Vielleicht kannst Du mir helfen, endlich den erhellenden Lichtstrahl in dies undurchdringliche Dunkel zu bringen."

Wie zwei gute Kameraden schüttelten sie sich die Hände, dann zog der Assessor v. Reichenbach einen Stuhl neben den Arbeitstisch seines Onkels. Seine klugen Augen blickten ernst durch die glitzernden Brillengläser.

„Freising hat also auch heute nichts eingestanden? Natürlich, wie sollte er auch dazu kommen, da er nicht der Schuldige ist!"

„Alle Wetter, Du sagst das mit einer Zuversicht, die nichts weniger als ein Kompliment für meinen kriminalistischen Scharfblick ist. Und das Schlimmste ist, daß ich Dir im Grunde meines Herzens nur zu gerne Recht geben möchte. Niemals während meiner Thätigkeit als Untersuchungsrichter ist es mir so schwer geworden, eine Verhaftung zu verfügen, als in diesem Falle, und doch wäre es eine unverantwortliche Pflichtwidrigkeit gewesen, es zu unterlassen. Wenn der Mann im Verhöre vor mir steht, hat er eine Haltung und ein Benehmen, die unmöglich nur geschickt durchgeführte Schauspielerei sein können, und doch deutet Alles, was vor und nach der That geschehen ist, nur auf ihn und auf ihn allein."

„Er ist trotzdem unschuldig, und es ist sehr schlimm, daß man ihm die Freiheit noch immer nicht wiedergeben konnte. Wäre ich an Deiner Stelle, Onkel, ich hätte seine Haftentlassung bereits verfügt.“

„Und auf welchen Beweis seiner Schuldlosigkeit hin, mein junger Brausekopf? Schließlich hat man doch noch merkwürdigere Verstellungskünste bei Verbrechern erlebt, als diese, und ein Untersuchungsrichter hat mit den vorhandenen Thatsachen zu rechnen, nicht mit seinen persönlichen Eindrücken und Sympathien.“

„Aber diese Thatsachen sprechen keineswegs durchaus gegen Freising. Meinem Dafürhalten nach ist ein anderes Individuum viel schwerer belastet, als er, und ich fürchte, daß man diesem Anderen nur zu viel Zeit läßt, sich mit seinem Raube in Sicherheit zu bringen.“

Der Landrichter stieß ganz gewaltige Dampfwolken von sich, wie er gern zu thun pflegte, wenn seine Gedanken sehr lebhaft arbeiteten; dann aber schüttelte er mißbilligend den Kopf und blätterte in seinem Aktenbündel.

„Deine merkwürdige Voreingenommenheit gegen diesen Grafen Ramin bringt Dich um die gewöhnliche Klarheit und Schärfe Deines Verstandes, lieber Guido. Laß Dir noch einmal in aller Kürze sagen, wie die Sache nach den bisherigen Feststellungen liegt. Freising hat, wie er selbst bekennt, von jeher keineswegs freundschaftliche Gesinnungen gegen Kreuzkamp gehegt. Er war klug genug, seine Abneigung gegen den Ermordeten nicht zu leugnen, denn er konnte voraussehen, daß wiederholte Aeußerungen derselben durch einwandsfreie Zeugen festgestellt werden wür-

den. Zu dieser bereits bestehenden Abneigung nun, die auf ganz allgemeine Ursachen zurückzuführen war, hatte sich in jener verhängnißvollen Nacht noch eine rasende Eifersucht gesellt, die den jungen Mann natürlich viel gewaltiger packen und bis in die innersten Tiefen seines Wesens erschüttern mußte, als wenn es sich um irgend einen anderen Gegner gehandelt hätte. Beweis dafür ist, daß Freising, der nach allen übereinstimmenden Zeugnissen ein ruhiger, verständiger Mann und ein Mann von guter Erziehung ist, sich schon vor dem Armbrecht'schen Parke dazu hinreißen ließ, Hand an Kreuzkamp zu legen. Vielleicht hat nur die rechtzeitige Dazwischenkunft anderer Personen verhindert, daß er nicht schon da zum Mörder an seinem Nebenbuhler wurde, und es ist wohl ziemlich klar, daß die Demüthigung, mit welcher diese Scene für Freising endete, seinen Haß und seine Wuth gegen den glücklicheren Nebenbuhler nur noch um ein Gewaltiges steigern mußte. — Die weiteren Vorgänge lassen sich ohne einen großen Aufwand von Phantasie errathen. Freising wußte, daß Kreuzkamp auf dem Heimwege nach Gollnow den Moorhof passiren müsse; er wußte auch, daß er allein sein würde, denn er kannte unzweifelhaft Kreuzkamp's Gewohnheit, seine Besuche in der Umgegend zu Pferde zu machen. Vielleicht hatte er von vornherein nicht einmal die Absicht, ihn zu ermorden, vielleicht wollte er ihn nur zur Rede stellen oder ihn zu einem freiwilligen Verzicht auf die Hand der jungen Dame bewegen. Erst eine höhnische Erwiederung Kreuzkamp's mag ihn, wie ich zu seinen Gunsten annehmen will, veranlaßt haben, sich der Waffe

zu bedienen, die er nur zur Vertheidigung, nicht zum Angriff zu sich gesteckt haben mag. Dafür spricht möglicherweise der Umstand, daß die beiden Schüsse nach dem Urtheil der Sachverständigen nicht aus einem Hinterhalt, sondern aus unmittelbarster Nähe abgegeben sein müssen, da das Pulver das Hemd des Ermordeten versengt hatte. — Du siehst, lieber Guido, daß ich bemüht bin, den Sachverhalt in die denkbar mildeste Beleuchtung zu rücken, und ich gebe Dir die Versicherung, daß ich es dem Angeschuldigten fast über die Grenzen meiner Pflicht hinaus nahegelegt habe, in diesem Sinne ein Geständniß zu machen. Aber mein Zureden war umsonst. Freising beharrt dabei, keinen Antheil an dem Verbrechen zu haben, und es beirrt ihn nicht in seinem hartnäckigen Leugnen, daß noch eine ganze Reihe weiterer Umstände sehr gewichtig gegen ihn zeugt. Er ist außer Stande, in glaubhafter Weise zu erklären, warum er die Nacht in seinen durchnäßten, beschmutzten und zerrissenen Kleidern auf dem Sopha zubrachte, statt sich in's Bett zu legen, wie es doch nach der ungeheuren Anstrengung bei der Feuersbrunst bei Weitem das Natürlichste gewesen wäre. Auch ist es mindestens verdächtig, daß er von dem Knall der beiden Schüsse nichts gehört haben will, obwohl sie doch in der nächsten Nachbarschaft des Moorhofes abgefeuert wurden. Am meisten aber belastet ihn sein Benehmen nach der Entdeckung des Verbrechens. Die Aussagen des Buchhalters Wendland sind für mich in diesem Punkte von um so größerer Bedeutung, als der Mann gar nicht die Absicht hatte, damit etwas Belastendes gegen Freising zu

bekunden. Sein verstörtes Aussehen, seine wirren Reden erklären sich nur durch die naheliegende Furcht, daß man gekommen sei, ihn wegen der Blutthat zur Rechenschaft zu ziehen. Bei der Erkenntniß, daß man noch keinen Verdacht gegen ihn gefaßt habe, änderte er dann sofort sein Verhalten, zeigte sich von der liebenswürdigsten Seite, stellte sein bestes Zimmer für die vorläufige Unterbringung der Leiche zur Verfügung und wollte sogar bei der Hereinschaffung derselben mit eigenen Händen behilflich sein. Angesichts seines Opfers aber verließ ihn die Kraft. Der starke Mann hatte einen Ohnmachtsanfall oder er heuchelte einen solchen, um sich zurückziehen zu können. Ich denke doch, das wären, in ihrer Gesammtheit betrachtet, Beweise genug."

Der Landrichter hätte sich keinen aufmerksameren Zuhörer wünschen können, als seinen Neffen; aber wenn ihn Guido auch nicht ein einziges Mal in seiner Darlegung unterbrochen hatte, so zeigte er sich jetzt doch keineswegs überzeugt.

„Und die Waffe, welche zur Ausführung des Verbrechens gedient hat?" fragte er. „Man hat bei der Haussuchung im Moorhofe nur eine Jagdflinte gefunden, und aus dieser sind nach dem Zeugniß der Sachverständigen die Schüsse nicht abgegeben worden."

„Allerdings! Der Mörder muß im Besitz eines Revolvers gewesen sein. Aber so ein Ding ist wenig umfangreich und läßt sich leicht genug irgendwo verstecken, wo es auch der feinste Spürsinn nicht entdecken kann. Ich lege gerade auf diesen Umstand das allergeringste Gewicht."

„Meinetwegen. Aber da ist noch etwas Anderes: der Check auf die Bank von England. Auch er bleibt trotz allen Suchens spurlos verschwunden. Glaubst Du etwa, daß Freising ihn gestohlen habe?"

Holleben stützte den Kopf in die Hand und seufzte.

„Ja, dieser unglückselige Check! Er hat mir wahrhaftig schon Kopfzerbrechen genug verursacht. Die Angaben des Buchhalters Wendland haben sich als richtig erwiesen. Kreuzkamp hat dem Grafen Ramin im Laufe des Abends die mitgebrachte Geldsumme ausgezahlt und dafür den Check erhalten. Die Leiche war nicht beraubt, die Taschen augenscheinlich nicht durchwühlt, aber das Papier ist nicht da. Wo in aller Welt kann es geblieben sein?"

„Noch eine Frage, Onkel! Hat Ramin seines letzten Geldgeschäftes mit Kreuzkamp freiwillig Erwähnung gethan?"

„Dazu hatte er kaum eine Veranlassung."

„Du hast ihn also geradezu darum befragt?"

„Ja."

„Und er räumte es ohne Umschweife ein?"

„Zuerst schien er wohl ein wenig betroffen; doch nicht wie ein schuldbewußter Verbrecher, sondern wie Jemand, der unangenehm überrascht ist, zu sehen, daß Andere einen Einblick in seine Privatverhältnisse gewonnen haben. Dann aber bestätigte er mir freimüthig, was ich bereits wußte."

„Das heißt: gerade weil Du ihm Deine Kenntniß von der Sache verrathen hattest, war er klug genug, nichts zu leugnen. Und Du verschafftest Dir einen genauen Einblick in seine Verhältnisse?"

„Ich hatte kaum eine einzige darauf bezügliche Frage an ihn gerichtet, als er mir freiwillig eine ganze Reihe von Papieren vorlegte, die jeden Zweifel an der Richtigkeit seiner Personalangaben beseitigen mußten."

„Gleichviel. Ich werde dennoch nicht aufhören, ihn für einen Betrüger zu halten, und ich bleibe dabei: nur Ramin kann Kreuzkamp's Mörder sein. Diesen Check, von dem da die Rede ist, Niemand hat ihn gesehen. Wo ist die Gewähr dafür, daß er überhaupt existirte? Kreuzkamp hatte Vertrauen zu Ramin, weil frühere kleinere Geschäfte glatt erledigt worden waren. Es ist recht wohl denkbar, daß er ihm das Geld eingehändigt hat auf die Zusage hin, der Check werde ihm am folgenden Tage ausgeliefert werden. Und weil Ramin, der die Anweisung wahrscheinlich gar nicht besaß, zur Erfüllung dieses Versprechens natürlich nicht im Stande war, zog er es vor, seinen Gläubiger für immer zum Schweigen zu bringen. Das ist die eine Möglichkeit, und zwar diejenige, welche meiner Ansicht nach am nächsten liegt."

„Und die andere?"

„Die andere ist, daß Kreuzkamp den Check wirklich erhielt und ihn in Ramin's Gegenwart irgendwo in seinen Kleidern verwahrte, wo er nachher von dem Räuber leicht aufzufinden war. Die kleine Geldsumme, welche der Ermordete sonst noch bei sich führte, und nun gar seine Schmucksachen waren daneben für den Verbrecher natürlich ohne jeden Werth."

„Du entwickelst da einen merkwürdigen Scharfsinn, lieber Guido, und es ist nur schade, daß er auf eine so

haltlose Kombination verschwendet wird. Angenommen selbst, es lägen noch viel gewichtigere Verdachtsmomente gegen den Grafen vor, müßten sie dann nicht ohne Weiteres in sich zusammenfallen gegenüber dem ganz überzeugenden Alibi-Beweis, welchen die Aussagen seiner Dienerschaft in sich schließen? Und hast nicht Du selber dazu beigetragen, diesen Alibi-Beweis zu einem vollständigen zu machen?"

Der Assessor v. Reichenbach erhob sich von seinem Sitz und begann in steigender Erregung auf und nieder zu schreiten.

„Das ist es ja eben, Onkel, was mich beständig verfolgt und meine Gedanken unausgesetzt beschäftigt. Hier stehe ich vor einem Räthsel, nach dessen Lösung ich bisher vergebens gesucht habe. Und doch muß sie gefunden werden, schnell gefunden werden, denn sie ist ja gleichbedeutend mit der Ueberführung des Mörders."

„Gib Dir keine Mühe, mein Junge. Die Gesetze von Raum und Zeit lassen sich nun einmal nicht über den Haufen werfen. Es ist erwiesen, daß Kreuzkamp in der Gesellschaft des Grafen etwa um zwei Uhr Schloß Schönheide verließ. Du selbst bist dem Grafen später auf der Landstraße begegnet, als er im Begriff war, sich nach seinem Hause zu begeben. Damals konnte das Verbrechen noch nicht ausgeführt worden sein, und auch die ohnedies sehr fernliegende Möglichkeit, daß Ramin nach eurer Begegnung umgekehrt sei, um mit einem rasenden Ritt den schon in weiter Entfernung befindlichen Kreuzkamp einzuholen, ist ausgeschlossen, da er erwiesenermaßen bereits

um drei Uhr in seinem Landhause war. Um dieselbe Stunde etwa muß Kreuzkamp erschossen worden sein. Macht nicht diese einfache Thatsache all' Deine Klügeleien zu Schanden?"

„Es scheint so, Onkel; aber ich bin dennoch nicht überzeugt. Wodurch ist denn der Beweis geführt, daß Ramin sich um drei Uhr wirklich in seinem Hause befand? Der Einzige, welcher behauptet, ihn in eigener Person gesehen zu haben, ist sein Reitknecht, und dieser kann recht wohl im Einverständniß mit seinem Herrn gewesen sein."

Noch einmal, und diesmal viel entschiedener als zuvor, schüttelte der Landrichter den Kopf.

„Offen gestanden, lieber Guido: Deine Hartnäckigkeit fängt nachgerade an, mir unheimlich zu werden. Mit solchen Zweifeln und Vermuthungen könntest Du schließlich auch mich selber in den Verdacht bringen, das Verbrechen begangen zu haben. Laß Dir von einem alten und erfahrenen Kriminalisten sagen, daß es nichts Gefährlicheres gibt, als das zähe Festhalten an einer vorgefaßten Meinung, und das Aufgreifen jedes zufälligen Umstandes, der auf eine neue Spur zu führen scheint. Da hat sich zum Beispiel heute der Wegewärter bei mir gemeldet, dessen Häuschen an der nach der Kreisstadt führenden Landstraße liegt. Er hatte mir angeblich eine wichtige Mittheilung in Bezug auf den vorliegenden Fall zu machen, und was war es, das er schließlich vorbrachte? Er hat um die Zeit der Morgendämmerung in jener Nacht einen Menschen aus dem Moor kommen sehen, welcher sehr schmutzig aussah, stark hinkte und sich in der

Richtung nach der Kreisstadt entfernte. Wenn ich nun anfangen wollte, nach diesem räthselhaften Unbekannten zu suchen, würde ich damit nicht viel kostbare Zeit unnütz verzetteln?"

Mit sichtlichem Interesse hatte Guido aufgehorcht.

„Ich meine vielmehr, Onkel, daß Du die unabweisliche Pflicht hast, auch diese Spur zu verfolgen. Wer weiß, ob sie nicht ebenfalls in dem Landhaus des Grafen ihr Ende findet?"

„Ah, das ist doch arg!" sagte der Landrichter, indem er seine Pfeife bei Seite stellte und sich nun ebenfalls erhob. „Für's Erste, mein Junge, sei Dir gesagt, daß Keiner von den Insassen des Landhauses meiner Erinnerung nach auch nur im Mindesten hinkte, als sie noch an dem nämlichen Tage zu ihrer Vernehmung bei mir erschienen. Zum Zweiten aber will ich jetzt nicht mehr als Dein juristischer Kollege, sondern als Dein väterlicher Freund noch ein ernstes Wörtchen mit Dir sprechen. Du räumst mir doch das Recht dazu ein — wie?"

„Welch' eine Frage, Onkel! Verdanke ich Dir denn nicht mehr, als meinem Vater?"

„Ach, lassen wir das bei Seite. Die Hauptsache ist, daß Du nicht an meiner Freundschaft und an meinem guten Willen zweifeln wirst, wie ich hoffe. Kurz heraus also: Du bist ein schlechter Komödiant, mein Junge."

„Ein Komödiant, Onkel?"

„Ja! Gehst Du nicht seit zwei Tagen damit um, mir eine Komödie vorzuspielen, indem Du ein rein akademisches Interesse erheuchelst für einen Kriminalfall, der Dich

herzlich kalt lassen würde, wenn Du nicht mit Deinem eigenen Herzen bei der Sache betheiligt wärest? Leugne nicht, Guido, denn es würde das erste Mal sein, daß ich Dich auf einer Unwahrheit ertappte. Du selber hast Dich verrathen, indem Du mir nach der Heimkehr von dem Armbrecht'schen Feste erzähltest, wie sehr es Dich entrüstet habe, den Grafen Ramin als offenkundigen Bewerber um die schöne Tochter des Herrn Armbrecht wiederzufinden. ‚Es wäre unerhört, wenn der Glücksritter und Betrüger auch dies Mädchen unglücklich machen dürfte. Aber was an mir liegt, wird gewiß geschehen, um es zu verhindern!' So lauteten Deine eigenen Worte, und ich glaubte schon damals zu wissen, wie viel die Glocke geschlagen habe. Doch ich kannte weder Herrn Armbrecht, noch seine Tochter, noch den Grafen Ramin, und ich hatte unbeschränktes Vertrauen zu meinem klugen, verständigen, ehrenhaften Neffen. Dann aber kam diese abscheuliche Mordgeschichte, und wenn ich auch die Theilnahme zu begreifen und zu billigen vermochte, welche Du von Anfang an dem Verlauf der Untersuchung zugewendet, so hat mich doch Deine seltsame Parteinahme gegen den Grafen, der Dir doch ein völlig Fremder ist, mehr und mehr in Staunen versetzt. Heute Abend vollends habe ich aufgehört, Dich zu verstehen. Das betrübt mich, und eben weil ich eine sehr gute Meinung von Dir habe, mein Junge, kann ich nicht unterlassen, Dich zu warnen. Wer da berufen ist, über Andere zu Gericht zu sitzen, der soll vor Allem unbestechlich sein — unbestechlich selbst in seinen geheimsten Gedanken! Rechtschaffenes Herz, reines

Gewissen und kühle Stirne, das sind drei Eigenschaften, die nothwendiger sind als der schwarze Talar und das ganze corpus juris! Kühle Stirn, Guido — auch wenn das Blut einmal etwas ungeberdig vom Herzen her zum Kopfe steigen will!"

Er hatte beide Hände auf die Schultern des jungen Mannes gelegt; dieser aber blickte ihm frei und offen in's Auge.

„Du bist im Irrthum, Onkel, und Du thust mir auch ein wenig Unrecht, wenn Du glaubst, daß die Eifersucht mich mit blindem Haß gegen Ramin erfüllt. Von meinen Knabenjahren her, wo Du dem früh Verwaisten ein Vater wurdest, habe ich niemals ein Geheimniß vor Dir gehabt; warum sollte ich Dir jetzt verschweigen, daß Hertha Armbrecht in der That einen tieferen Eindruck auf mich gemacht hat, als irgend ein anderes weibliches Wesen je zuvor? Aber ich müßte das Lob der Verständigkeit, welches Du mir soeben gespendet hast, sehr schlecht verdienen, wenn ich daran vermessene Hoffnungen knüpfen und mich thörichten Träumen hingeben wollte. Ich bin nahezu mittellos, und Hertha Armbrecht ist die einzige Tochter eines reichen Mannes. Schon mein Stolz würde mir unter solchen Umständen verbieten, mich um sie zu bewerben. Aber die junge Dame hat mir überdies sehr unzweideutig zu verstehen gegeben, daß sie mich geradezu verabscheut, und ich habe zu viel Achtung vor mir selber, als daß ich sie zwingen möchte, mir dies in dürren Worten zu wiederholen. Ich weiß also, daß sie niemals die Meine sein wird; müßte ich da nicht geradezu ein Schurke sein, wenn ich trotzdem aus bloßer Eifersucht versuchte,

ihre Vereinigung mit einem Manne zu hindern, dem sie ihre Liebe zugewendet hat? Nein, Onkel, mein Gewissen spricht mich von einem solchen Vorwurf völlig frei. Meine verschwiegene und hoffnungslose Liebe hat mit meinem Verdacht gegen den angeblichen Grafen Ramin nicht das Mindeste zu schaffen. Es ist meine felsenfeste und unerschütterliche Ueberzeugung, daß er ein Betrüger und der Mörder Kreuzkamp's ist, und ich verpfände Dir mein Ehrenwort, daß ich fortfahren würde, dieser Ueberzeugung Ausdruck zu geben, auch wenn von seiner Bewerbung um Hertha Armbrecht nicht weiter die Rede wäre. Meine Stirn ist kühl, Onkel, Du magst Dich davon überzeugen. Und nicht wahr, Du wirst nicht länger an der Lauterkeit meiner Beweggründe zweifeln?"

„Nein, Du Teufelsjunge, ich zweifle nicht mehr daran!" rief der Landrichter, seine Rührung hinter einem etwas unmotivirten Lachen verbergend. „Und wenn Du am Ende gegen mich alten Praktikus Recht behalten solltest, so prophezeie ich Dir, daß Du in meinen Jahren Justizminister sein wirst. Aber nun genug von den Amtsgeschäften! Dies Aktenbündel fängt an, mir eine Gänsehaut zu erzeugen."

Er schob das umfangreiche Packet bei Seite, doch ein Ruf ärgerlicher Ueberraschung kam dabei über seine Lippen, denn sein Blick war auf einen Brief gefallen, welcher sich unter die Akten geschoben hatte.

„Das ist ja eine schöne Geschichte!" polterte er. „Nun, ich bin wahrhaftig der Letzte, der Anderen gute Lehren geben sollte! Das ist eine Nachlässigkeit, für die ich mich selber an den Ohren nehmen möchte."

„Was hast Du denn, Onkel?" fragte Guido verwundert, und der Landrichter hielt ihm statt aller Antwort den verschlossenen Brief entgegen, dessen Adresse von seiner eigenen Hand geschrieben war.

„Herrn Rittergutsbesitzer Armbrecht," las der Assessor. „Einliegend dreitausend Mark. — Ist dies das Geld, welches Dir Fräulein Helene Dörenberg zur Besorgung an ihren Onkel übergeben?"

„Freilich ist es das. Und ich lebte bis zu diesem Augenblick in dem Wahne, daß es schon seit zwei Tagen wieder in den Händen seines Eigenthümers sei. Eine nette Bescheerung! Nun werde ich mich noch persönlich bei dem unangenehmen Menschen entschuldigen müssen."

In höchster Entrüstung gegen sich selbst drehte er den Brief zwischen den Fingern. Guido aber sagte wie infolge eines plötzlich gefaßten Entschlusses: „Ueberlaß es mir, dies an Deiner Stelle zu thun, Onkel! Ich werde morgen früh mit dem Gelde nach Schönheide fahren."

„Du? Das wäre sehr liebenswürdig. Aber sage mir ganz ehrlich, ob es nur der Wunsch ist, mir einen Dienst zu erweisen, welcher Dich dazu bestimmt."

„Nein. Es ist mir zugleich sehr lieb, damit den geeigneten Vorwand für meinen Besuch in Schönheide gefunden zu haben."

„Das ist wenigstens aufrichtig. Und was willst Du bei diesen Leuten?"

„Ich weiß es noch nicht, Onkel. Aber ich bitte Dich, mir die Erfüllung dieses Wunsches nicht zu verweigern."

„Nun, meinetwegen. Da hast Du das Geld! Jetzt

weiß ich ja, daß Du keine Unklugheit begehen wirst. Sieh übrigens zu, ob Du bei der Gelegenheit etwas Näheres über die arme junge Dame erfahren kannst. Sie hat mich lebhaft interessirt, und ich glaube, sie war sehr unglücklich. Vielleicht kann man doch etwas für sie thun."

„Mein lieber Onkel, wenn das rechtschaffene Herz den guten Richter macht, so bist Du sicher der beste auf der ganzen Welt."

„Na, na! Ich glaube gar, Du fängst an, mir zu schmeicheln, da wird es Zeit, daß wir uns trennen. Gute Nacht!"

Er setzte sich wieder an das Aktenbündel, das ihm so viel Kopfzerbrechen verursachte, und bald hüllten ihn von Neuem undurchdringliche blaue Rauchwolken ein.

Dreizehntes Kapitel.

Von den drei Gästen des „Blauen Löwen" fand sich am Morgen des folgenden Tages nur einer im Schänkzimmer zum Frühstück ein. So wie sich der dürftige Raum im hellen Tageslichte noch viel düsterer ausnahm, als in der dämmerigen Beleuchtung durch die Hängelampe, so war auch die dicke Wirthin keineswegs schöner geworden.

Und sie schien ihren Groll gegen den schweigsamen Fremden mit der schmalen Reisetasche auch über Nacht bewahrt zu haben. Seinen höflichen Gruß kaum erwiedernd, setzte sie den Kaffee vor ihn nieder, und würde sich wahrscheinlich sogleich wieder zurückgezogen haben, wenn sich

der Fremde heute nicht gesprächiger gezeigt hätte, als am verflossenen Abend.

„Sie haben gestern an dem kranken alten Manne ein so gutes Werk gethan, liebe Frau," redete er sie an, „daß ich hoffe, Sie werden sich nun auch zu einer Vollendung desselben verstehen. Der Bedauernswerthe ist ohne Zweifel schwer leidend. Die ganze Nacht hindurch habe ich ihn stöhnen und husten hören, und als ich mich vorhin nach seinem Befinden erkundigen wollte, fand ich ihn in einem geradezu Besorgniß erregenden Zustande. Es ist meiner Meinung nach unerläßlich, sofort einen Arzt zu Rathe zu ziehen."

Frau Habermann hatte ihm zugehört, indem sie beide Hände in die Seite stemmte. Drohende Wolken des Mißmuths zogen sich während seiner Rede auf ihrer Stirne zusammen.

„Warum nicht gleich auch eine barmherzige Schwester?" platzte sie heraus. „Alle Doktoren der Welt können dem nicht mehr helfen! Und wenn sie auch könnten, so meine ich doch, es wäre schon übergenug mit dem, was ich da thue. Interessiren Sie sich so sehr für den Alten, nun, so bezahlen Sie doch den Doktor aus Ihrer Tasche!"

„Das ist in der That meine Absicht, liebe Frau. Und nur Ihre Vermittelung gedachte ich in Anspruch zu nehmen, da ich mit den örtlichen Verhältnissen dieser Stadt vollständig unbekannt bin."

Seine ruhige und bestimmte Art blieb zwar nicht ganz ohne Wirkung auf die dicke Wirthin; aber die mannigfachen Erfahrungen, welche sie als Besitzerin des

„Blauen Löwen“ im Laufe der Jahrzehnte gemacht, hatten ihr gutes Herz doch mit einem gewissen Mißtrauen erfüllt.

„Das ist ja sehr hübsch von Ihnen,“ sagte sie trocken, „und es klingt wunderschön. Aber — nehmen Sie mir's nicht übel — mit dem guten Willen allein und mit menschenfreundlichen Redensarten bezahlt man weder den Doktor noch den Apotheker. Diese Herren sind, soviel ich weiß, nur mit baarem Gelde zufrieden.“

Ueber das Gesicht des Fremden ging ein leichtes Lächeln.

„Und Sie zweifeln, daß ich mit dem letzteren genügend versehen sei?“ fragte er, ohne sich gekränkt zu zeigen. „Darauf hätte ich freilich gefaßt sein können. Aber Sie dürfen sich beruhigen. Dies hier wird, wie ich hoffe, für den Augenblick genügen.“

Er reichte ihr ein blankes Goldstück, und mit dem scharfen Kennerblick, welcher ebenfalls eine Errungenschaft ihrer gastwirthschaftlichen Thätigkeit war, hatte Frau Habermann erkannt, daß diese Doppelkrone nicht die einzige in der grünen Zwirnbörse des Fremden war.

„Das ist 'was Anderes!“ meinte sie, ohne indessen den grollenden Klang ihrer Stimme zu mildern. „Die Line soll gleich hinüberlaufen und den Doktor holen.“ —

Eine Viertelstunde später kam der Arzt, und nachdem er sich eine geraume Weile in dem Zimmer Wendland's aufgehalten, trat er mit ernster Miene in das Gastzimmer ein.

„Sie sollten den Mann noch heute in das Krankenhaus schaffen lassen, Frau Habermann,“ wandte er sich

an die Wirthin. „Es ist keine Hoffnung auf seine Wiederherstellung vorhanden. Der örtliche Krankheitsprozeß ist sehr weit vorgeschritten, und die Widerstandskraft des Organismus scheint nahezu vollständig aufgezehrt."

„Na, das habe ich zwar nicht ganz verstanden, und Sie sind auch im Irrthum, wenn Sie den Mann für einen Organisten halten, in der Hauptsache aber begreife ich doch, was Sie meinen. Wie lange hat er denn nach Ihrer Meinung noch zu leben?"

Der Arzt zuckte die Achseln.

„Das läßt sich bei solchen Kranken schwer voraussagen. Viel mehr als eine Woche möchte ich ihm kaum noch geben."

„Wenn es nicht länger dauert, so mag er meinetwegen hier bleiben! Einem Hause wie dem meinigen thut es am Ende nicht viel Abbruch, wenn Einer darin stirbt. Zu mir kommen doch nur die armen Teufel, und die haben nicht so empfindsame Nerven."

„Nun, wie Sie wollen. Ruhe und Schonung, sowie eine leichte, aber kräftige Nahrung ist das Einzige, was bei einem solchen Kranken noch von einem gewissen Nutzen sein kann. Ich werde morgen oder übermorgen noch einmal vorsprechen. Adieu!"

Damit empfahl sich der Arzt. Als er gegangen war, stand der Fremde, der einen schweigenden Zuhörer abgegeben hatte, auf und legte seine Hand auf den Arm der Wirthin.

„Sie sind eine wackere Frau, und ich hoffe, die Vergeltung wird nicht ausbleiben für das, was Sie an diesem armen, hilflosen Manne thun."

„Na, lassen Sie's gut sein! Es war mir nicht gerade um Ihre Anerkennung zu thun. Aber wenn wir armen Leute uns nicht beistehen wollen — von den Reichen, das weiß ich zur Genüge, ist nicht viel zu erwarten."

„Gerade weil es so ist, dürfen Sie mir nicht verwehren, Ihnen diese Last ein wenig zu erleichtern. Hier sind noch hundert Mark! Suchen Sie dem armen Sterbenden damit seine letzten Tage etwas erträglicher zu machen, und nehmen Sie, geht's wirklich zu Ende mit ihm, den etwaigen Ueberschuß als Beitrag zu einem einfachen Begräbniß."

„Ja, wie in aller Welt kommen Sie nur zu solcher Theilnahme für Wendland? Haben Sie ihn etwa schon früher gekannt?"

„Fragen Sie mich darnach nicht weiter, liebe Frau! Ich müßte Sie sonst entweder belügen oder Ihnen eine lange Geschichte erzählen, die kaum ein Interesse für Sie haben kann, und für die es mir überdies an Zeit gebricht, der Schnellzug nach der Hauptstadt geht in einer halben Stunde ab. Bis dahin möchte ich meine Rechnung mit Ihnen beglichen haben."

„Meinetwegen. Aber Sie scheinen mir sehr wankelmüthig in Ihren Entschlüssen. Gestern hatten Sie noch Geschäfte mit einem Rittergutsbesitzer und heute wollen Sie nach der Hauptstadt zurück, ohne daß Sie auch nur aus dem ‚Blauen Löwen' herausgekommen wären."

„Die Umstände haben sich eben seitdem geändert. Ich habe kein Geschäft mehr mit dem Rittergutsbesitzer, und der Zweck meiner Reise ist erreicht, ohne daß ich ihn ge-

sprochen hätte. Aber ich halte Sie in Ihren häuslichen Verrichtungen auf. Ich werde jetzt einen kleinen Spaziergang machen und in einer Viertelstunde zurückkehren, um meine Sachen zu holen und meine Zeche zu bezahlen."

Vielleicht ohne zu ahnen, daß er den kaum besänftigten Unwillen der Frau Habermann durch seine „alberne Heimlichthuerei", wie sie es im Grunde ihres Herzens nannte, auf's Neue wachgerufen habe, ging er zur Thür. Aber er hatte dieselbe noch nicht erreicht, als sie von außen geöffnet wurde, und eine schwarz gekleidete junge Dame von zierlicher Gestalt in das Gastzimmer trat. Sie hatte den Mann, den ihr Gewand beinahe streifte, nicht beachtet, und kaum für die Dauer einer flüchtigen Sekunde hatte der Fremde Gelegenheit gehabt, ihr zartes Antlitz zu betrachten. Aber der Anblick desselben hatte nichtsdestoweniger auf ihn merkwürdig gewirkt. Starr und keiner Bewegung fähig blieb er festgewurzelt an seinem Platze. Ueber seine Wangen und seine Stirn breitete sich langsam eine tiefe Röthe.

Es war gut, daß Frau Habermann ihm seit dem Eintritt ihres jungen Schützlings nicht mehr die mindeste Aufmerksamkeit schenkte, denn die auffällige Veränderung in seinem Aussehen würde sonst unfehlbar ihr Befremden erregt haben. Aber sie hatte nur noch Augen für Helene, der zu Liebe sie sogar den erstaunten Kater ohne viel Federlesens von der weichsten und saubersten Polsterbank herunterwarf.

„Sind Sie nun doch aufgestanden?" rief sie ihr entgegen. „Hatte ich Ihnen denn nicht anbefohlen, wenig-

stens bis zum Mittag ruhig im Bett zu bleiben? Wissen Sie auch, daß Sie noch gar nicht so aussehen, als ob Sie schon wieder große Sprünge machen könnten?"

„Ich danke Ihnen von ganzem Herzen für Ihre freundliche Theilnahme. Aber ich fühle mich wieder vollkommen wohl und darf Ihnen nicht länger zur Last fallen, als es unumgänglich nothwendig ist."

Mit einer Aufmerksamkeit, deren hochgradige Spannung sich nicht nur in seiner Haltung, sondern auch in jedem Zuge seines Gesichts ausprägte, hatte der Fremde auf den Klang ihrer Stimme gelauscht, und nun machte er eine Bewegung, als ob er ungestüm auf das junge Mädchen, das ihm den Rücken kehrte, zueilen wollte. Aber er besann sich sogleich eines Anderen. Auf dem Tische neben der Thür lag ein Zeitungsblatt. Das ergriff der graubärtige Reisende so hastig, als müsse es nothwendig die interessantesten Dinge von der Welt enthalten. Geräuschlos ließ er sich an dem Tische nieder, und entfaltete die Zeitung so, daß sie den beiden Frauen den Anblick seines Gesichts vollständig entzog.

Den beabsichtigten Spaziergang, ja sogar den Zug nach der Hauptstadt schien er über seiner Lektüre völlig zu vergessen.

Frau Habermann hatte sich unterdessen ihrem Schützling gegenübergesetzt. „Mit dem Zurlastfallen hat es keine Noth," meinte sie. „Für einen Gast, der Einem gefällt, thut man schon einmal ein Uebriges; man will in all' dem Aerger doch auch hier und da sein kleines Vergnügen haben. Und wenn ich Sie gestern Abend ein bischen

unsanft angelassen habe, so müssen Sie mir das nicht weiter nachtragen. Bei Nacht sind erstens alle Katzen grau, und dann brauchen die Leute, denen das Herz leicht über die Zunge läuft, noch lange nicht die schlechtesten zu sein. Fassen Sie immerhin Vertrauen zu mir. Viel ist es ja nicht, was ich für Sie thun kann; das Wenige aber soll von Herzen gern geschehen."

„Wie gut Sie sind!" klang Helenens sanfte Stimme leise zurück. „Sie haben mir das Leben gerettet; denn ich hätte diese schreckliche Nacht gewiß nicht überstanden."

„Na, zum Glück stirbt man nicht so leicht, wenn man in Ihren Jahren ist! Aber so sagen Sie mir doch, Fräulein — Fräulein — doch ich weiß wahrhaftig noch nicht einmal, wie Sie heißen."

„Helene Dörenberg."

„So, so, also Helene!" Frau Habermann bemerkte nicht, wie verdächtig das Zeitungsblatt in den Händen des unbeobachteten Zuhörers zitterte. „Aber sagen Sie mir doch, Fräulein Helene, wie es zugehen kann, daß Sie so ganz verlassen und mutterseelenallein in der Welt dastehen? Haben Sie denn keine Eltern mehr?"

Traurig schüttelte die Gefragte das Köpfchen.

„Und auch keine Verwandte, die für Sie sorgen müßten? Irgendwo haben Sie sich doch jedenfalls bis jetzt aufgehalten."

„Ich war bei meinem Oheim, der seit Kurzem der Besitzer von Schönheide ist."

„Freilich, ich wußte wohl, etwas Feines mußte es sein. Und wie heißt denn der Onkel?"

„Armbrecht."

„Armbrecht? J, wo habe ich denn den Namen gehört? — Na, ich kann mich nicht darauf besinnen. Wenn ich erst einmal 'was vergessen habe, fällt mir's im Leben nicht mehr ein. Es ist auch am Ende gleichgiltig. Aber wie kommen Sie denn mutterseelenallein hierher?"

„Ich habe das Haus meines Onkel verlassen."

„Ei, ei, Fräulein Helene, wir werden doch keine Geschichten gemacht haben? Heimliche Liebschaften oder dergleichen? Na, Sie brauchen darum nicht roth zu werden, es war nicht böse gemeint."

„Es würde mir sehr weh thun, wenn Sie schlecht von mir dächten. Leider kann ich Ihnen nicht sagen, was mich bestimmte, diesen Schritt zu thun; aber ich hoffe, Sie werden mir trotzdem glauben, daß ich mich der Beweggründe desselben nicht zu schämen habe."

„Ich glaube es schon, Herzchen, ich glaube es ganz gewiß! Die Leute, die ein böses Gewissen haben, sehen anders aus als Sie. Aber sollte man den Onkel nicht bewegen können, etwas für Sie zu thun? Es ist ja am Ende trotz alledem seine Pflicht und Schuldigkeit!"

„Nein, nein, davon kann nicht die Rede sein! Er hat mir sogar freiwillig eine größere Geldsumme eingehändigt, doch es liegen Umstände vor, die mir verbieten, seine Wohlthaten fernerhin anzunehmen. Ich habe ihm das Geld wieder züstellen lassen."

Frau Habermann spitzte die Lippen und stieß einen langgezogenen, pfeifenden Ton aus.

„Da müssen Ihnen ja schreckliche Dinge widerfahren

sein. Eine größere Summe zurückzuweisen, wenn man sich in Ihrer Lage befindet! Das ist ja doch ein eigen Ding. Sind Sie auch ganz sicher, daß Sie es nicht annehmen konnten?"

„Es gab keinen Zweifel für mich, Frau Wirthin! Ich war es meiner Ehre und meiner Selbstachtung schuldig, das Almosen zurückzuweisen."

„Na, das müssen Sie selber freilich am besten wissen! Aber was soll nun werden? Was gedenken Sie zu beginnen?"

„Ich habe mancherlei gelernt und hoffte, daß es mir leicht gelingen werde, hier in der Stadt eine Beschäftigung oder eine Stellung irgend welcher Art zu finden. Aber alle Versuche, die ich während der beiden letzten Tage unternommen habe, waren vergeblich. Man hatte keine Verwendung für mich, und man begegnete mir fast überall mit unverhehltem Mißtrauen."

„Natürlich! Wer sollte auch nicht mißtrauisch werden, wenn ein so zartes, feines Ding sich für eine dienende Stellung anbietet! Nein, Kind, das ist nichts für Sie, wenigstens nicht hier in dem kleinen Neste. In der Hauptstadt könnte sich schon eher ein Platz finden, der für Sie geeignet ist."

Der Kopf der Magd schob sich in diesem Augenblick durch die hintere Thür.

„Ach, Madame, der Alte in Nummer Eins verlangt nach Ihnen," meldete sie. „Ich glaube, Sie müssen sich beeilen; denn er sieht ganz so aus, als wenn er sterben wollte."

„Wenn es so ist, darf man ihn freilich nicht warten lassen,“ meinte Frau Habermann, indem sie sich erhob. „Nur einen Augenblick Geduld, liebes Fräulein, ich bin gleich wieder da.“

Geräuschvoll schob sie sich an dem Schänktische vorbei, um im Hintergrunde zu verschwinden. Die Zeitung in den Händen des Fremden zitterte und knisterte noch stärker als zuvor. Dann sagte er plötzlich mit einem seltsamen Schwingen und Beben in seiner Stimme: „Helene, meine kleine Helene! Erkennst Du mich denn nicht?“

Aber er konnte die Frage nicht zu Ende bringen. Mit einem Schrei, aus dem nichts Anderes klang als Jubel und unermeßliche Glückseligkeit, war Helene aufgesprungen.

„Mein Vater! O mein lieber, lieber Vater!“ schluchzte sie und warf sich mit Ungestüm an seine Brust. Weder die dürftige Kleidung des Fremden, noch sein großer, grauer Bart, noch die schwarze Binde über seinem Auge hatten sie auch nur einen Augenblick zu hindern vermocht, ihn zu erkennen. Sie fragte nicht, welch' ein Wunder dies Zusammentreffen herbeigeführt habe; sie begehrte nicht zu wissen, warum er erst jetzt gekommen sei, sie in seine Arme zu schließen; sie gab sich nur der Seligkeit des Augenblicks hin und vergaß Alles, was hinter ihr lag, wie man einen bösen Traum vergißt, wenn beim Erwachen linde Maienluft und goldener Sonnenschein durch die Fenster strömen.

Und Friedrich Dörenberg wäre ihr in den ersten Minuten auch sicherlich jede Antwort schuldig geblieben.

Wieder und wieder preßte er sie ungestüm in seine Arme; abgerissene Laute nur kamen über seine Lippen, und heiße Thränen rollten über seine Wangen.

Aber er hatte länger Zeit gehabt, sich auf die Möglichkeit dieses Wiedersehens vorzubereiten, und er war ein Mann. So wurde er der stürmenden Empfindungen in seinem Herzen früher Herr als sie. Sanft und behutsam, wie es nur ein Vater kann, führte er die Willenlose zu der Bank zurück, und während Helene ihr Köpfchen an seiner Schulter ruhen ließ, ergriff er zärtlich ihre beiden Hände.

„Ich habe Dir viel zu erzählen, mein armes Kind. Zuvor aber ist es an Dir, mir offene Antwort zu geben auf eine bedeutsame Frage. Wußtest Du, daß ich damals nicht gestorben sei? Und hat man auch Dir erzählt, ich sei als ein gemeiner Verbrecher, als ein Fälscher und Betrüger entflohen?"

Widerstrebend nur kamen die furchtbaren Worte über seine Lippen, und Helene fühlte, wie ein Zittern über seinen Körper ging. Aber wie wäre sie im Stande gewesen, ihn jetzt, in der heiligen Stunde des Wiederfindens, zu belügen!

„Ja, mein Vater," sagte sie, „so hat man mir erzählt!"

„Und wer — wer hat es gethan? Erfuhrst Du diese Dinge etwa aus Armbrecht's eigenem Munde?"

„Aus seinem eigenen Munde, da ich mich weigerte, dem Manne meine Hand zu reichen, welchen er für mich gewählt hatte."

Ein schmerzlicher Athemzug, der wie ein Stöhnen klang, hob Dörenberg's Brust.

„Darum also hast Du jetzt sein Haus verlassen?"

„Ja. Ich konnte seinen Anblick nicht mehr ertragen, weil ich den Beschuldigungen keinen Glauben schenkte, die er gegen Dich erhob, und ich verabscheute seine Wohlthaten, die ich nicht annehmen konnte, ohne meinen eigenen Vater zu verleugnen."

„Meine edle, tapfere Helene! Und ich Verblendeter war soeben im Begriff, Dich zum zweiten Mal Deinem Schicksale zu überlassen! Doch wenn Du mich jetzt ansiehst, mein Kind, in diesem armseligen Aufzuge, mit dem früh ergrauten Haar und den schwieligen Händen eines Arbeiters — fürchtest Du dann nicht, daß Armbrecht dennoch die Wahrheit gesprochen haben könnte?"

Helene hob ihre in Thränen schwimmenden Augen zu ihm auf und schüttelte den Kopf.

„Nein, ich fürchte es nicht! Wenn ich je einen Augenblick lang an Dir irre werden konnte, während Du fern von mir warst, so sind doch meine letzten Zweifel geschwunden, seitdem ich Dich wieder vor mir sehe. Und ich bitte Dich, mein lieber, einziger Vater, sprich kein Wort zu Deiner Rechtfertigung! Ich glaube an Dich, wie ich an die Vorsehung selber glaube, und wenn Du mich so lange ohne eine Kunde von Deinem Dasein ließest, so hast Du gewiß sehr gewichtige Gründe dafür gehabt. Es ist des Glückes genug, daß ich Dich jetzt, gerade jetzt wieder habe, und Deinem Kinde gegenüber bedarf es keiner Vertheidigung."

„Deine Nachsicht straft mich härter, als Vorwürfe es vermöchten. Und ich bin in Wahrheit nicht so schuldlos, als Deine kindliche Liebe es annehmen möchte. Aber ich habe hart und lange gebüßt für mein Vergehen. Eines Verbrechens jedoch, wie es mein Schwager Armbrecht mir um seines eigenen Vortheils willen angedichtet hat, bin ich niemals schuldig gewesen. Ich war leichtgläubig und ein schwaches, willenloses Werkzeug in Armbrecht's Händen; das war die schlimmste meiner Sünden. Und schwerer, als ich selber gefehlt habe, ist an mir gesündigt worden."

Helene richtete sich auf. Ihre Thränen waren plötzlich versiegt, und eine heiße Gluth flammte auf dem Grunde ihrer dunklen Augen auf.

„Aber Du bist zurückgekehrt, um Abrechnung zu halten mit Deinen Feinden, nicht wahr? Du wirst den Mann nicht ungestraft lassen, der Deinen ehrlichen Namen mit Füßen trat und Dein Kind mißhandelte, weil er meinte, es sei Niemand da, es zu beschützen."

Friedrich Dörenberg schaute ernst vor sich nieder und strich seinen grauen Bart.

„Nicht der Wunsch, mich an irgend Jemandem zu rächen, war es, der mich nach Europa zurückführte," sagte er nach kurzem Schweigen. „Ich war ehrlich genug, mir allezeit selber die Schuld beizumessen an meinem Schicksal, und erst innerhalb der letzten vierundzwanzig Stunden habe ich erfahren, daß ich einst viel weniger ein Uebelthäter als ein Spielball gewesen bin in den Händen eines kaltherzigen, klug berechnenden Schurken. Trotzdem war ich nach kurzem Kampfe zu dem Entschluß gekommen, ihm

zu verzeihen und die Vergangenheit ruhen zu lassen — um Deinetwillen! Armbrecht hatte mir damals, als er mich zur Flucht bewog und mich bestimmte, für einen Gestorbenen zu gelten, mit heiligem Eide gelobt, daß er Dir statt meiner ein Vater sein wolle, und daß Du niemals lernen solltest, meinem Andenken zu fluchen. Hätte er sein Gelöbniß gehalten — und ich war in dem Wahne, daß er es gethan — so wäre ich jetzt nach Amerika zurückgekehrt, ohne Rechenschaft von ihm zu fordern und ohne den Frieden Deines ahnungslosen Herzens zu stören. Die Fügung des Schicksals aber, die uns noch in der letzten Stunde zusammengeführt, ist ein Fingerzeig, den ich nicht unbeachtet lassen darf. Ja, Helene, ich werde Abrechnung halten mit Deinem Oheim, und ich werde ihn zwingen, vor Dir und vor der Welt zu bekennen, daß er gehandelt hat wie ein Schurke!"

Langsam und feierlich wie ein unverbrüchlicher Schwur erklangen seine letzten Worte, doch der traurige Ausdruck seines Gesichts verrieth, daß es eine schwere und schmerzliche Pflicht sei, zu deren Erfüllung er sich entschlossen hatte. Noch einmal schlang Helene voll innigster Zärtlichkeit ihre Arme um seinen Hals. Da stampfte und schnaufte es aus dem Hintergrunde des Zimmers heran und schon von der Schwelle her ertönte Frau Habermann's fettige Stimme: „Na, diesmal war es blos ein blinder Schreckschuß! Bis zum Sterben ist es noch nicht mit dem Alten! — Aber was soll denn das nun wieder bedeuten?"

Mit erhobenen Händen und mit einer Miene des

höchsten Erstaunens war sie bei dem Anblick der zärtlichen Gruppe mitten in dem Gastzimmer stehen geblieben. Das, was sie da sehen mußte, ging offenbar weit über die Grenzen ihres Begriffsvermögens hinaus.

„Es bedeutet, daß Ihre Güte und Barmherzigkeit einen Vater just im rechten Augenblick sein Kind wiederfinden ließ!" sagte Friedrich Dörenberg herzlich, indem er sich erhob.

Er streckte ihr seine Hand entgegen; doch die Wirthin zum „Blauen Löwen" war von zu mißtrauischer Natur, als daß sie ohne Weiteres die ihrige hineingelegt hätte.

„Sehr schön gesagt; aber es will mir doch scheinen, als wenn die alte Habermann wieder einmal gehörig genarrt worden wäre. Ist das etwa auch eines von Ihren vielen Geheimnissen, mein Herr?"

„Ich habe fortan keine Geheimnisse mehr vor Ihnen, liebe Frau. Sie sollen Alles erfahren, und ich bitte Sie, meinem Kinde nicht um meinetwillen Ihr Wohlwollen zu entziehen. Sie werden ihm vielleicht noch einen großen Dienst leisten können, den größten von allen, die sie ihm bereits erwiesen."

„Na, so etwas ist mir zwar noch nicht vorgekommen, so lange ich die Wirthin vom ‚Blauen Löwen' bin; aber ich muß wohl glauben, daß es mit rechten Dingen zugeht und keine abgekartete Komödie ist. Es wäre auch wenig Ehre und Verdienst dabei, eine alte Frau zum Besten zu haben."

Helenens bittender Blick hatte ihre Zweifel besiegt, und Friedrich Dörenberg hatte sicherlich nie in seinem

Leben einen kräftigeren Händedruck empfangen als den, welchen ihm Frau Habermann jetzt zu Theil werden ließ.

„Ich vertraue Ihnen meine Tochter auch weiter an," sagte er, „denn für mich gibt es jetzt Vielerlei zu thun, und da ich mit einem erlöschenden Menschendasein rechnen muß, habe ich keine Minute zu vergeuden. Glauben Sie, daß der Kranke stark genug sein wird, eine ernste Unterredung zu führen?"

„Es geht ihm augenblicklich etwas besser, und er hat sogar den Wunsch geäußert, mit Ihnen zu sprechen. Das war es gerade, weshalb er mich rufen ließ."

„Nun wohl, so darf ich nicht säumen, zu ihm zu gehen. Erwarte mich hier, mein Kind, und sage dieser wackeren Frau Alles, was Du zu sagen vermagst."

„Er ist doch ein sehr netter Mann, Ihr Herr Vater," sagte Frau Habermann, als er gegangen war. „Es ist merkwürdig, wie man sich zuweilen in einem Menschen täuschen kann, denn anfänglich mochte ich ihn gar nicht leiden."

Nachdem sie so in ihrer bündigen Art ein begangenes Unrecht wieder gut gemacht, hörte sie mit gespanntester Aufmerksamkeit und mit vielen Aeußerungen des Staunens und der Entrüstung der Erzählung Helenens zu.

Vierzehntes Kapitel.

Erschöpft und erhitzt kehrte Hertha Armbrecht von einem wilden Ritte zurück. Seit einer Reihe von Tagen war sie zum ersten Male wieder in den Sattel gestiegen, und es war wohl kaum das Verlangen nach einer Zer-

streuung gewesen, welches sie dazu getrieben hatte. Mit einer Tollkühnheit, welche den Reitknecht bald genöthigt hatte, weit hinter ihr zurückzubleiben, war sie über Gräben und Hecken querfeldein gesprengt, unbekümmert um die Gefahren, denen sie sich und ihr Pferd durch solches Beginnen aussetzte. Der Widerstreit leidenschaftlicher Empfindungen in ihrem stolzen, an schmerzliche Kämpfe so wenig gewöhnten Herzen ließ ihr keine Ruhe in der Enge des Hauses. Sie suchte in diesem rasenden Dahinstürmen eine Ablenkung für die Fluth peinigender Gedanken, welche immer wieder und mit stets verstärkter Gewalt auf sie eindrangen.

Zitternd und mit Schaum bedeckt mußte jetzt das edle Pferd von dem Stallknecht in Decken gehüllt und langsam auf und nieder geführt werden, während Hertha im Reitanzuge das Zimmer der Frau Armbrecht betrat.

Erst als es zu spät war, um an ein Umkehren zu denken, gewahrte sie, daß ein Besucher bei ihrer Mutter sei. Die elegante Gestalt des Grafen Ramin hatte sich bei ihrem Eintritt erhoben, und er begrüßte sie mit einer tiefen, ritterlichen Verbeugung.

„Gestatten Sie mir vor Allem, Ihnen den Ausdruck meiner höchsten Bewunderung zu Füßen zu legen, gnädiges Fräulein," sagte er mit den weichsten Lauten seiner angenehm klingenden Stimme. „Während ich auf der Landstraße hierher fuhr, hatte ich das Glück, Sie über die Felder sprengen zu sehen. Sie dürfen getrost mit jeder Reitkünstlerin der Welt in die Schranken treten, Fräulein Hertha; aber wenn Sie einem aufrichtigen Freunde das

Recht dazu einräumen wollen, möchte ich mir doch erlauben, Sie vor allzu großer Kühnheit zu warnen, namentlich wenn Sie, wie soeben, ohne Begleitung sind."

„Der Reitknecht war ja hinter mir, Herr Graf," erwiederte Hertha freundlich, wenn auch ein feines Ohr vielleicht wahrgenommen hätte, daß diese Freundlichkeit nicht ganz ungezwungen war.

„Ja, er war eben leider sehr weit hinter Ihnen. Sie werden allerdings auch nur schwer einen Begleiter finden, auf dessen Beistand Sie im Nothfalle mit Sicherheit rechnen könnten; denn derselbe müßte doch ein mindestens ebenbürtiger Reiter sein, und das ist bei Ihrer Meisterschaft nicht leicht."

„Sie sind artig auf Kosten der Wahrheit. Doch vielleicht entschließen Sie selbst, Herr Graf, sich gelegentlich dazu, einen kleinen Wettkampf mit mir aufzunehmen. Ich weiß nicht, von wem ich das geschmackvolle Wort gehört habe, daß Ihr Hengst und sein Reiter einander würdig seien."

„Wer es auch gesagt haben möge, er hat damit jedenfalls eine Schmeichelei für mich ausgesprochen. Und Ihr Vorschlag, gnädiges Fräulein, würde mich überaus glücklich machen, wenn mir nicht ein Mißgeschick, dessen ganze Grausamkeit ich erst jetzt begreife, verböte, in den Sattel zu steigen."

„Haben Sie sich etwa verletzt?"

„Ganz unbedeutend. Es ist thatsächlich nicht der Rede werth. Aber der Arzt hat mir die schwärzesten Möglichkeiten ausgemalt, wenn ich mir einfallen ließe, seinen Anordnungen zuwider zu handeln."

„Und ich denke natürlich nicht daran, Sie solchen Gefahren auszusetzen, um so weniger, als ich große Lust hätte, Ihre Ritterlichkeit für einen anderen, wichtigeren Dienst in Anspruch zu nehmen."

Graf Ramin legte mit einer Verbeugung die Hand auf das Herz.

„Verfügen Sie über mich. Mein Leben gehört Ihnen!"

Das magere Gesicht der Frau Armbrecht hatte bei dieser Wendung des leichten Gespräches einen sehr ängstlichen Ausdruck angenommen.

„Hertha, ich beschwöre Dich!" mahnte sie leise. Doch die junge Dame bewegte fast unwillig den Kopf.

„Laß mich doch, Mama!" sagte sie. „Hat nicht Graf Ramin erklärt, daß er ein Freund unseres Hauses sei? Und hieß es nicht an seiner Aufrichtigkeit zweifeln, wenn ich zögern wollte, ihm zu vertrauen wie einem Freunde?"

Ein Aufleuchten triumphirender Genugthuung ging über die Züge des Russen.

„Stellen Sie mich auf die Probe, Fräulein Hertha! Sie können auf der ganzen Welt keinen treueren und gehorsameren Sklaven finden als mich."

„Werden Sie diese Versicherung aber auch aufrecht erhalten wollen, wenn Sie für den erbetenen Dienst keineswegs auf den Dank meines Vaters, sondern viel eher auf seine entschiedene Mißbilligung zu rechnen haben?"

Ramin hatte Mühe, eine gewisse Bestürzung zu verbergen. Trotz seiner Gewandtheit brachte ihn die unerwartete Frage für einen Moment außer Fassung. Aber er zweifelte nicht, daß es sich nur um irgend eine Kleinig=

keit handeln könne, und so sagte er denn, seine flüchtige Unentschlossenheit hinter einem Lächeln verbergend: „Auch dann, mein gnädiges Fräulein! Ein Ritter ohne Furcht und Tadel darf keinen anderen Gebieter anerkennen als die Dame, deren Zeichen er trägt. Und daß ich Ihr Zeichen trage, darf ich es Ihnen beweisen?“

Ohne erst die erbetene Erlaubniß abzuwarten, hatte er sein elegantes, mit einem goldenen Monogramm und einer Grafenkrone verziertes Taschenbuch hervorgezogen, und demselben eine getrocknete Blume entnommen, um deren Stiel ein Stückchen von einer duftigen Spitze geschlungen war.

Hertha erkannte mit einem einzigen Blick, daß beides von dem Kleide herrührte, welches sie bei dem Feste ihres Vaters getragen. Mit einem leichten Erröthen sagte sie: „Das ist Raub, Herr Graf, und Sie laufen Gefahr, vor den Strafrichter zu gerathen. Aber ernsthaft gesprochen, es handelt sich hier um viel mehr, als um eine bloße Galanterie; es handelt sich um einen Beweis wirklicher Freundschaft, den ich Ihnen mit herzlicher Dankbarkeit lohnen würde.“

So verheißungsvoll und verlockend auch immer diese Worte klangen, gerade in ihrer Rückhaltlosigkeit und in dem Umstande, daß sie in Gegenwart der Frau Armbrecht gesprochen wurden, war doch etwas, das den Grafen mit erneutem Unbehagen erfüllte. Er begnügte sich darum mit einer stummen Verbeugung und barg die welke Blume an ihrem vorigen Platze.

Ohne auf die flehentlichen Blicke ihrer Mutter zu

achten, fuhr Hertha fort: „Sie kennen das unglückselige Ereigniß, welches sich in der Nacht nach unserem Feste zugetragen hat, und Sie wissen, daß man Herrn Gerhard Freising, den Besitzer des Moorhofes, als den vermeintlichen Mörder Kreuzkamp's verhaftet hat. Auch Ihr Zeugniß ist ja in dieser Angelegenheit in Anspruch genommen worden, und es wäre mir von Interesse, zu erfahren, ob Sie Freising ebenfalls für den Schuldigen halten."

Ramin war ein guter Schauspieler. Man konnte nicht täuschender die vollste Unbefangenheit erheucheln, als er es that. Nur die Hand, in welcher er noch immer das Taschenbuch hielt, zitterte ein wenig.

„Ich müßte die Einzelheiten des Falles genauer kennen, um darüber ein eigenes Urtheil zu haben," sagte er ausweichend. „Aber die Behörden in diesem so gewissenhaften Lande dürften sich doch wohl nur selten täuschen."

„Die Behörden sind denselben Irrthümern ausgesetzt, wie alle anderen Menschen," erwiederte Hertha, die von seiner diplomatischen Antwort wenig befriedigt schien, ziemlich ungeduldig. „Und je deutlicher ich mir den Eindruck in's Gedächtniß zurückrufe, den ich von der Persönlichkeit des Herrn Freising empfing, desto mehr fühle ich mich geneigt, an einen solchen Irrthum der Obrigkeit zu glauben. Aber es kommt im Grunde auf meine Ansicht von der Sache so wenig an als auf die Ihrige, Herr Graf. Erinnern Sie sich noch meiner Base Helene Dörenberg?"

„Ich hatte die Auszeichnung, ihr bei dem unvergleich-

lichen Feste Ihres Herrn Vaters vorgestellt zu werden, und wenn ich nicht irre, wurde bei dieser Gelegenheit ihre Verlobung mit dem" — ein leichter Hustenanfall nöthigte ihn für einen Moment innezuhalten — „mit dem unglücklichen Kreuzkamp veröffentlicht. Ich bitte Sie, der jungen Dame den Ausdruck meiner innigsten Theilnahme zu übermitteln."

„Das ist leider unmöglich, denn meine Base weilt nicht mehr in unserem Hause."

„So hat sie sich vermuthlich zu anderen Verwandten begeben," meinte Ramin, der noch immer nicht begriff, worauf das Alles hinaus sollte, und der gerade deshalb von Herzen wünschte, irgend eine zufällige Unterbrechung möchte dies unbehagliche Gespräch beenden.

„Nein. Sie hat weder Verwandte noch Freunde, bei denen sie eine Zuflucht gesucht haben könnte. Ein Zerwürfniß mit meinem Vater trug die Schuld daran, daß sie uns verließ. Meine Mutter und ich, wir wissen nicht, wohin sie sich gewendet, und befinden uns deshalb um ihr Schicksal in großer Sorge. Wollen Sie es nun auf sich nehmen, Herr Graf, ihren Aufenthalt zu ermitteln, ihr mit Rath und That beizustehen, und sich bei meinem Vater mit Aufbietung Ihres ganzen Einflusses für sie zu verwenden?"

Ramin drehte an seinem zierlichen Schnurrbärtchen. „Dies also ist die Aufgabe, welche Sie mir zugedacht haben, mein gnädiges Fräulein?"

„Ja. Und ich werde die Aufrichtigkeit Ihrer Freundschaft an dem Eifer messen, mit welchem Sie sie erfüllen."

„Aber Hertha, mein Kind, Du weißt nicht, was Du dem Herrn Grafen zumuthest!" mischte sich Frau Armbrecht, die mit steigender Unruhe zugehört hatte, ein. „Welch' eine Vorstellung müssen Sie nur von unseren Familienverhältnissen gewinnen!"

„O, ich bitte, gnädigste Frau, das Vertrauen, dessen mich Fräulein Hertha würdigt, macht mich unaussprechlich glücklich. Aber ich weiß in der That nicht, wie es mir gelingen soll, die Spur der Verschwundenen zu finden. Vielleicht weilt sie schon in weiter Ferne oder doch an einem Orte, der mir vollständig unzugänglich ist."

Hertha machte eine unwillige Bewegung.

„Ach, wenn ich ein Mann wäre, so wollte ich sie bald genug gefunden haben! Es wird nicht einmal nöthig sein, große Entdeckungsreisen zu diesem Zwecke zu machen. Nach ihrem Benehmen an jenem letzten Tage zweifle ich nicht, daß sich Helene ganz in der Nähe aufhält. Sie nimmt einen zu innigen Antheil an Gerhard Freising's Geschick, und sie ist zu fest von seiner Unschuld überzeugt, als daß sie nicht versuchen sollte, für seine baldige Befreiung thätig zu sein. Ich habe ja mit Verwunderung gesehen, welcher Entschlossenheit und Thatkraft sie bei all' ihrer Zartheit und Schüchternheit fähig ist."

Ramin's gelbliches Gesicht hatte sich für einen Moment höher gefärbt.

„Es ist doch wohl nicht anzunehmen, gnädiges Fräulein, daß Ihre Cousine Beziehungen zu einem Menschen unterhalten sollte, der dringend verdächtig ist, ihren Verlobten ermordet zu haben."

„Aber ich sage Ihnen ja, daß sie von seiner Unschuld überzeugt ist, und daß auch ich nicht an seine Schuld glauben kann. Freising ist Helenens Jugendfreund und vielleicht ist er ihr sogar mehr als das. Warum sollte es dem erfinderischen Scharfsinn der Liebe nicht gelingen, die Beweise für seine Schuldlosigkeit zu finden oder den wahren Thäter zu entdecken?"

„Ich meine doch, dies könnte unter keinen Umständen die Aufgabe einer schutzlosen jungen Dame sein, und so freudig ich Blut und Leben einsetzen würde, wenn es sich wirklich darum handelte, Ihnen, Fräulein Hertha, einen Dienst zu leisten, so wenig kann ich mich dazu verstehen, unter solchen Verhältnissen den Berather und Schützer Ihrer Cousine zu machen. Die Verehrung und unbedingte Hochachtung, welche ich für Ihren ausgezeichneten Herrn Vater empfinde, und die Rücksicht auf den Namen, welchen ich trage, machen es mir leider ganz und gar unmöglich."

Hertha war abwechselnd blaß und roth geworden. Mochten auch die Hoffnungen, die sie auf die Bereitwilligkeit des Grafen gesetzt hatte, nicht frei von leisen Zweifeln gewesen sein, so hatte sie eine so bestimmte, in beinahe heftigem Tone ausgesprochene Abweisung doch sicherlich nicht erwartet. Den schönen Kopf trotzig in den Nacken zurückwerfend, war sie eben im Begriff, ihm eine herbe und gereizte Antwort zu geben, als der Eintritt des Dieners sie zum Schweigen nöthigte.

„Dieser Herr bittet um die Ehre des Empfanges!" meldete er, indem er Frau Armbrecht eine Visitenkarte überreichte.

„Guido v. Reichenbach, Assessor beim Landgericht" — las diese mit einiger Verwunderung. „Kennst Du den Namen, Hertha?"

„Allerdings! Aber wir können den Herrn unmöglich empfangen. Warum haben Sie ihn denn nicht bei meinem Vater eingeführt, Friedrich, statt ihn uns zu melden?"

„Der gnädige Herr ist mit dem Oberinspektor nach dem Vorwerke gefahren und kann vor Ablauf einer halben Stunde kaum zurück sein."

„Und Sie haben den Herrn Assessor davon unterrichtet?"

„Zu Befehl! Er meinte jedoch, es handle sich um eine dringende Angelegenheit, und er habe einen Auftrag auszurichten."

„Dann gestatten Sie mir vielleicht, mich zurückzuziehen," bemerkte Ramin, der sich bereits erhoben hatte; doch Hertha hinderte ihn daran in ihrer energischen, fast gebieterischen Weise.

„Nein, Herr Graf!" sagte sie rasch. „Ich bitte Sie im Gegentheil, zu bleiben. Dieser Herr möchte sonst zu der Annahme gelangen, daß Sie sich vor ihm fürchten."

Damit war dem Grafen freilich jede Möglichkeit abgeschnitten, sich zu entfernen. Sein Gesicht zu einem Lächeln zwingend, blieb er hinter seinem Sessel stehen; aber seine Fingerspitzen bohrten sich tief in den Sammetüberzug des Polsters.

In ruhiger, höflich gemessener Haltung betrat Guido v. Reichenbach den Salon. Mit einer artigen Verbeugung begrüßte er die beiden Damen; über den Grafen Ramin

aber streifte sein Blick dahin, als wäre da, wo er stand, nur leere Luft gewesen.

„Der Auftrag, welcher mich hierherführt," sagte er, gegen die Frau des Hauses gewendet, „richtet sich zwar in erster Linie an Herrn Armbrecht; da ich diesen aber leider nicht anwesend finde, darf ich mir wohl erlauben, das mir anvertraute Gut in die Hände seiner Gattin zu legen."

„Im Namen meiner Mutter, der es vom Arzte untersagt ist, viel zu sprechen, bitte ich Sie darum, Herr Assessor," fiel Hertha ein, da sie die Hilfe suchende Unentschlossenheit in Frau Armbrecht's Mienen sah. „Aber ich weiß nicht, ob die Herren schon miteinander bekannt sind. Herr Assessor v. Reichenbach — Herr Graf —"

„Es bedarf keiner Vorstellung, mein Fräulein," unterbrach sie Guido mit absichtlicher Schärfe. „Sie werden sich erinnern, daß ich Ihnen mittheilte, dem Herrn schon bei anderer Gelegenheit begegnet zu sein."

Auch jetzt hatte er dem Grafen keinen Blick gegönnt. Ramin fühlte, daß er sich gegen diese offenbare Geringschätzung auflehnen müsse, wenn er nicht seine ohnedies stark erschütterte Stellung in Hertha's Gunst völlig einbüßen wolle.

„In der That, mein Herr, ich erinnere mich nicht, jemals das Vergnügen gehabt zu haben," erwiederte er mit hochmüthiger Miene, „es sei denn, daß Sie von dem Feste des Herrn Armbrecht sprechen."

„Ist Ihr Gedächtniß wirklich so schwach, so dürfte hier nicht der rechte Ort sein, demselben in geeigneter

Weise zu Hilfe zu kommen. Auch bezweifle ich, meine Damen, daß es zweckmäßig sein möchte, im Beisein dieses Herrn eine Angelegenheit zu berühren, welche immerhin zu den intimeren gehört. Ich bitte, mich meines Auftrages ohne Zeugen entledigen zu dürfen."

Hertha hatte aufmerksam von Einem zum Anderen geblickt. Sie wünschte offenbar, in dieser Stunde volle Klarheit zu erlangen, und darum antwortete sie mit nachdrücklicher Betonung: „Der Herr Graf ist ein Freund unseres Hauses, und ich wüßte nicht, wie wir dazu kommen sollten, vor ihm eine Angelegenheit geheim zu halten, welche so wenig intimer Natur ist, daß selbst Sie, Herr Assessor, Kenntniß davon erhalten konnten."

Der Assessor verbeugte sich ohne weiteren Widerspruch.

„Ihre Wünsche sind hier natürlich entscheidend," sagte er ruhig. „Mein Oheim, der Landrichter Holleben, ist es, der mich sendet. Er hat in seiner Eigenschaft als Untersuchungsrichter in der Kreuzkamp'schen Mordsache die Bekanntschaft Ihrer jungen Verwandten, des Fräulein Helene Dörenberg, gemacht, und diese Dame hat ihn damit betraut, eine von Herrn Armbrecht in Gollnow irrthümlich zurückgelassene Geldsumme von dreitausend Mark dem Eigenthümer wieder zuzustellen. Durch ein Versehen, für welches ich im Namen meines Onkels um Verzeihung bitte, blieb das Couvert mit dem Gelde zwei Tage lang unter einem Aktenbündel unbemerkt auf seinem Schreibtische liegen, und ich glaubte es um dieser Versäumniß willen jetzt selbst überbringen zu sollen."

Er hatte den Briefumschlag aus der Tasche gezogen

und ihn Hertha, die voll Schrecken und Spannung zu ihm aufsah, überreicht. Mit ungestümer Hast zerriß sie die Umhüllung, und als ihr nun wirklich die Kassenscheine entgegenfielen, welche ihr Vater nach jener heftigen Scene im Hause des Ermordeten vor Helene auf den Tisch geworfen hatte, konnte sie einen Ruf des Schreckens nicht unterdrücken.

„O, mein Herr, die Versäumniß Ihres Oheims ist schlimmer, als Sie ahnen können! Die Unglückliche hat unser Geld nicht mehr annehmen wollen und es vorgezogen, ohne die geringsten Mittel in die Welt hinauszugehen! Und das konnte Ihr Onkel zugeben? Er konnte es übernehmen, einen solchen Auftrag auszuführen?"

„Gestatten Sie mir, zu bemerken, daß Ihre junge Verwandte ihn nicht in ihr Vertrauen gezogen hat; daß mein Oheim kein Recht besaß, nähere Erklärungen von ihr zu fordern, und daß sie unzweifelhaft einen anderen Weg für die Rücksendung des Geldes gefunden haben würde, wenn er sich geweigert hätte, ihre Bitte zu erfüllen."

„Das ist vortrefflich plaidirt, mein Herr; aber wenn der Herr Landrichter weniger Jurist und etwas mehr fühlender Mensch gewesen wäre, als dies Ansinnen an ihn gestellt wurde, so hätte er wahrnehmen müssen, daß es aus dem verzweifelnden Herzen eines unerfahrenen Kindes kam. Er hätte die Unglückliche dann nimmermehr schutzlos ihrem Schicksal überlassen können!"

„Die Erregung macht sie ungerecht, mein Fräulein! Mein Onkel hat es, so viel ich weiß, an freundlichem

Zuspruch bei jener Gelegenheit nicht fehlen lassen. Wenn sein Rath und sein Beistand zurückgewiesen wurde, so war er damit eben an den Grenzen seines Vermögens angelangt; aber noch gestern Abend sprach er voll innigster Theilnahme von der jungen Dame."

„In der That? Das ist sehr gütig! Sie aber, Herr Assessor, scheinen in diesem Fall ein weniger dringendes Bedürfniß zu einer Einmischung empfunden zu haben, als bei einer früheren Gelegenheit, obwohl es gerade diesmal vielleicht nur sehr geringen Scharfsinns bedurft hätte, um ein drohendes Unheil zu erkennen."

„Wenn diese Worte einen Vorwurf in sich schließen, so darf ich denselben als unverdient zurückweisen. Ich konnte unmöglich annehmen, daß eine Verwandte des Herrn Armbrecht, die noch dazu die vertraute Freundin seiner Tochter war, des Beistandes fremder Leute bedürfen würde."

Mit männlicher Ruhe und Festigkeit war er ihren heftigen Worten begegnet. Hertha erwiederte seine letzte Aeußerung nur durch einen flammenden Zornesblick und wandte sich dann auf's Neue an Ramin.

„Sie hören, Herr Graf, wie die Dinge liegen! Als ich vorhin Ihren ritterlichen Schutz für meine arme Base in Anspruch nahm, konnte ich wenigstens in dem Gedanken eine gewisse Beruhigung finden, daß sie für den Augenblick noch genügend mit Geldmitteln versehen sei. Durch die Botschaft des Herrn Assessors ist mir jetzt auch dieser schwache Trost genommen worden. Ich weiß, daß Helene nur eine geringe Summe bei sich geführt haben kann,

und ich zweifle nicht, daß sie bereits in die furchtbarste Bedrängniß gerathen ist. Wenn ich mich nun so tief vor Ihnen demüthige, meine vorige Bitte noch einmal zu wiederholen, wollen Sie mir ihre Erfüllung auch dann noch verweigern?"

Ramin fühlte, daß die glitzernden Brillengläser des Assessors unverwandt auf ihn gerichtet seien, und diese peinigende Empfindung brachte ihn mehr und mehr um all' seine Sicherheit und kluge Berechnung. Einer geradezu tollkühnen Eingebung folgend, erwiederte er ohne Bedenken: „In der That, Fräulein Hertha, ich würde einem Wunsche, der von so theuren Lippen kommt, selbst auf Kosten meiner Ehre nicht widerstehen können, wenn ich mir zuvor eine wirkliche Berechtigung erworben hätte, mich in so delikate Familienangelegenheiten zu mengen. Ein Wort von Ihnen ist hinreichend, mir nicht nur vor meinem eigenen Gewissen, sondern auch vor aller Welt die erforderliche Legitimation zu gewähren."

„Ein Wort von mir? Ich verstehe Sie nicht, Herr Graf."

„Die Gegenwart eines Fremden macht es mir unmöglich, mich deutlicher zu erklären. Vielleicht gestatten Sie mir, in einem geeigneteren Augenblick darauf zurückzukommen."

Hertha's Athem ging rascher. Ihr Gesicht war plötzlich sehr blaß geworden, und sie sah mit einem fast scheuen Blick zu Guido hinüber, als erwarte sie, daß jetzt von diesem eine Entgegnung, ein Widerspruch kommen müsse. Aber der Assessor trat statt dessen auf die Frau des

Hauses zu, um sich Abschied nehmend vor ihr zu verbeugen.

„Da mein Auftrag erfüllt ist, habe ich keine Veranlassung mehr, den Herrschaften noch länger lästig zu werden. Ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen."

Von dem Vorzimmer her ertönte eben Armbrecht's harte Stimme, wie er dem Diener irgend einen strengen Befehl ertheilte.

„Mein Vater ist zurückgekehrt," sagte Hertha hastig, statt den Gruß des Assessors zu erwiedern. „Ich bitte Sie, noch für eine kurze Zeit zu verweilen."

Die verdrießliche Miene des Hausherrn heiterte sich auf, als er bei seinem Eintritte den Grafen erblickte. Ohne den abseits stehenden Assessor sogleich wahrzunehmen, ging er auf ihn zu und schüttelte ihm herzlich die Hand.

„Willkommen, mein bester Herr Graf! Ich bitte tausendmal um Entschuldigung, daß ich nicht da war, Sie zu empfangen. Nun, ich denke, Sie werden mich hier nicht sonderlich vermißt haben — wie?"

„Du übersiehst Herrn v. Reichenbach, Vater!" fiel Hertha ein. „Er ist gekommen, um Dir das Geld zurückzubringen, welches Du Helene mit auf den Weg geben wolltest. Sie hat es verschmäht, sich einer Unterstützung zu bedienen, die ihr in solcher Form angeboten wurde."

Armbrecht hatte sich hastig umgewendet. Er sah das Papiergeld neben dem zerrissenen Briefumschlage auf dem Tische und das ernste Gesicht des jungen Assessors, ohne sogleich den ganzen Zusammenhang der Dinge begreifen zu können. Aber während Guido ihm mit wenigen ge-

messenen Worten denselben erklärte, gewann er seine gewöhnliche hochmüthige Haltung schon wieder zurück.

„Ich bin Ihnen sehr verbunden, Herr Assessor, daß Sie sich in eigener Person bemüht haben," sagte er, ohne auf die peinliche Angelegenheit weiter einzugehen. „Hoffentlich machen Sie uns das Vergnügen, für heute Mittag unser Gast zu bleiben."

„Zu meinem Bedauern rufen mich Amtsgeschäfte nach der Stadt zurück."

„Ah, sehr schade! Nun, ich rechne ein anderes Mal um so sicherer darauf. Von Ihnen, lieber Graf, nehme ich natürlich unter keinen Umständen eine Weigerung an. Ich lege für den ganzen Rest des Tages hiermit Beschlag auf Ihre Person."

Durch eine stumme Verbeugung erklärte Ramin seine Zustimmung; aber seinem gezwungenen Lächeln war es anzumerken, daß er viel lieber ebenfalls abgelehnt hätte.

„Sie sind doch, wie ich hoffe, vollkommen wiederhergestellt?" plauderte Armbrecht weiter. „Meine Tochter soll Ihnen nach dem Mittagsessen die neu eingerichteten Gewächshäuser zeigen. Oder sind Sie noch immer dazu verurtheilt, sich hinkend durch das Leben zu schleppen?"

Guido v. Reichenbach machte eine rasche Bewegung, und ohne daß eigentlich ein Grund dafür vorhanden gewesen wäre, fühlte Ramin infolge dieser Bewegung für einen Moment seinen Herzschlag stocken.

„Sie übertreiben, lieber Freund," brachte er mit Anstrengung hervor. „Die leichte Verletzung hat mich niemals genöthigt, zu hinken."

„Pardon, ich wußte nicht, daß es ein Geheimniß bleiben sollte," lachte der Schloßherr, „aber man mußte in der That beinahe blind sein, um es nicht zu bemerken. — Uebrigens, Herr Assessor, wie steht es denn mit der Untersuchungssache? Hat der Mörder endlich gestanden?"

„Nein! Aber ich habe in diesem Augenblick die Gewißheit gewonnen, daß es auch ohne sein Geständniß gelingen wird, ihn zu überführen."

„In diesem Augenblicke? Beschäftigt die Angelegenheit Sie so lebhaft, daß Sie sogar während unserer Unterhaltung zu neuen Schlüssen kommen konnten?"

„Sie beschäftigt mich unausgesetzt, Herr Armbrecht, und gerade in der letzten halben Stunde mehr als je zuvor! Doch meine Geschäfte rufen mich, ich bin genöthigt, mich Ihnen zu empfehlen."

„Ein unangenehmer Mensch!" sagte Armbrecht, als die Thür sich hinter ihm geschlossen hatte. „Ich habe immer die Empfindung, als wolle er mich mit seinen scharfen Brillengläsern durchbohren."

Mit der kurzen Erklärung, daß sie sich umkleiden müsse, verließ Hertha unmittelbar nach Guido das Zimmer. Draußen blieb sie einen Moment zaudernd stehen; dann aber raffte sie entschlossen die Schleppe ihres Reitkleides auf und eilte mit raschen Schritten in die Vorhalle des Schlosses hinab.

Der Assessor war im Begriff, dem Kutscher seines Miethswagens eine Anweisung zu ertheilen, als er der jungen Dame ansichtig wurde. Er lüftete noch einmal seinen Hut; aber er machte nicht Miene, sich ihr zu

nähern, so daß Hertha genöthigt war, zuerst das Wort an ihn zu richten.

„Ich möchte Sie noch für wenig Augenblicke sprechen, Herr v. Reichenbach,“ sagte sie, ohne ihn anzusehen und mit einem lebhaften Unwillen gegen sich selbst, weil sie fühlte, wie ihre Wangen brannten. „Vielleicht gestatten Ihre — Amtsgeschäfte Ihnen diesen kurzen Aufenthalt.“

Er trat von dem Wagen zurück und schritt, ihrer Führung folgend, an ihrer Seite in den Park hinein. Als sie sicher war, daß man sie vom Schlosse aus nicht mehr beobachten könne, blieb Hertha stehen.

„Wenn ich Ihren letzten Worten die rechte Deutung gegeben habe, so halten Sie Gerhard Freising nicht für den Mörder Kreuzkamp's,“ sagte sie ohne jede Einleitung, indem sie jetzt ihre hellen Augen fest auf sein ruhig ernstes Antlitz richtete.

„So ist es, mein Fräulein. Ich hege die unerschütterliche Ueberzeugung, daß er schuldlos ist.“

„Und dennoch behält man ihn noch immer im Gefängniß? Dennoch läßt man alle Welt glauben, daß er ein Verbrecher sei?“

„Sie vergessen, daß ich nicht das Recht habe, seine Freilassung zu verfügen.“

„Die anderen Herren vom Gericht sind also nicht Ihrer Meinung?“

„Nein.“

„Auch Ihr Oheim, der Untersuchungsrichter, glaubt an Freising's Schuld?“

„Er glaubt fest daran, Fräulein Armbrecht.“

„Was sollte es denn aber heißen, daß Sie vorhin sagten, es sei Hoffnung vorhanden, den Mörder auch ohne sein Geständniß zu überführen?"

„Ich hege eben die Zuversicht, daß es mir gelingen werde, das zuwege zu bringen."

„Wie? Ihnen allein? Sie führen da also eine Untersuchung auf Ihre eigene Hand?"

„Ja, mein Fräulein, ich bin eben dazu gezwungen, da ich nicht unthätig zusehen kann, wie sich das Netz immer fester um einen Unschuldigen zusammenzieht."

Ungläubiges Staunen und eine wachsende Beschämung, gegen die sie vergeblich anzukämpfen suchte, prägten sich in Hertha's schönen Zügen aus.

„Und wenn Sie sich nun dennoch in einem Irrthum befänden?"

„Dann dürfte ich doch das beruhigende Bewußtsein hegen, meine Pflicht gethan zu haben."

„Aber Sie würden den anderen Herren gegenüber eine empfindliche Niederlage erleiden."

„Das könnte mich wenig anfechten. Es ist ja nicht der Ehrgeiz und das Verlangen, mich hervorzuthun, was meine Handlungsweise bestimmt."

Er blieb ganz kühl und gemessen, obwohl er sah, daß Hertha's Blicke mit eigenem Ausdruck auf seinem Gesicht ruhten, obwohl die zitternden Sonnenstrahlen goldig leuchtende Reflexe auf ihrem prächtigen Haar erzeugten, obwohl sie ihm niemals so hinreißend schön und so begehrenswerth erschienen war, als in ihrer wachsenden Verwirrung und Erregung.

„Und wer" — fragte sie nach einer kleinen Weile — „wer ist es, den Sie für den Schuldigen halten?"

„Die Antwort auf diese Frage muß ich Ihnen jetzt noch verweigern, mein Fräulein. Nur wenn ich volle Gewißheit hätte, dürfte ich einen Namen nennen."

„Und wenn ich gelobte, ihn Niemandem zu verrathen? Wenn ich mich verpflichtete, unverbrüchlich zu schweigen?"

„So würden Sie dies Gelöbniß schon in der nächsten Minute bereuen, oder Sie würden sich verrathen, ohne es zu wollen."

„Wohl! Ich habe kein Recht, noch weiter in Sie zu dringen, und ich bitte um Vergebung, daß ich Sie aufgehalten."

Es war eine Verabschiedung und doch rührte sich Keines von Beiden von der Stelle. Sie wußten, daß noch etwas Unausgesprochenes zwischen ihnen sei.

Guido blickte an seinem schönen Gegenüber vorbei in das grüne, flimmernde Blättergewirr des Parkes und sagte endlich mit geringerer Sicherheit, als sie ihm sonst eigenthümlich war: „Sie haben meine neuliche Warnung unberücksichtigt gelassen, Fräulein Armbrecht."

„Die Erkundigungen, welche mein Vater über den Grafen Ramin eingezogen, brachten nur Günstiges für diesen zu Tage."

„Und Sie halten mich darnach für einen Verleumder?"

„Ich weiß nicht, was ich glauben soll; aber" — und ihre Stimme dämpfte sich zu einem kaum vernehmlichen Flüstern — „für einen Verleumder halte ich Sie nicht mehr."

„Ich danke Ihnen für dies Wort," erwiederte er mit größerer Wärme, als es vielleicht in seiner Absicht gewesen, „es gibt mir den Muth, noch eine Bitte auszusprechen, die ich unter anderen Umständen kaum hätte wagen dürfen. Sie sind im Begriff, sich mit dem Grafen Ramin zu verloben —"

„Herr Assessor —"

„Lassen Sie mich ausreden! Selbst auf die Gefahr hin, noch einmal Ihren Unwillen zu erregen, muß ich sprechen. Ramin bewirbt sich offenkundig um Ihre Hand, und ich vermuthe, daß er den Wunsch hat, noch heute Ihre Einwilligung zu erlangen. Versagen Sie ihm dieselbe nur heute noch — ich beschwöre Sie darum! Erweisen sich meine Besorgnisse als Hirngespinnste, so bedeutet der kurze Aufschub wohl kaum einen Diebstahl an Ihrem Glücke."

Warum nur vermied er es jetzt so beharrlich, sie anzusehen, und warum klang seine kühle, tiefe Stimme so merkwürdig verändert? Hertha war unzufrieden mit sich selbst; sie wollte ihm zürnen, wollte die neue Zudringlichkeit stolz zurückweisen, und sie war doch weder des einen noch des anderen fähig. Eine seltsame Wandlung, deren Wesen sie selber nicht begriff, war innerhalb dieser letzten Stunde mit ihr vorgegangen, und sie stand unter dem Einfluß einer räthselhaften Gewalt, der sie sich nicht entziehen konnte, obwohl sie ihr nicht einmal einen Namen zu geben vermochte.

„Ich weiß nicht, wie ich dazu komme, Ihnen ein solches Versprechen zu geben," sagte sie aufrichtig, „aber ich gebe es Ihnen trotzdem. Hier meine Hand darauf!"

Die Berührung ihrer Hände trieb Beiden das Blut in die Wangen; aber sie beeilten sich dennoch nicht, die Dauer dieser Berührung abzukürzen.

„Nur fordere ich auch von Ihnen ein Versprechen," fuhr Hertha fort, und es zuckte fast wie leise Schelmerei um ihre Lippen. „Wenn Ihre Hoffnung sich erfüllt, wenn es Ihnen gelingt, Gerhard Freising's Unschuld zu erweisen und den wahren Uebelthäter zu entlarven, dann müssen Sie selber kommen, mir von Ihrem Erfolg zu berichten. Wollen Sie mir das versprechen?"

„Mein Wort darauf — ich werde kommen!"

Langsam lösten sich ihre Hände. Vielleicht hatten sie sich noch etwas zu sagen; diesmal aber fand Keines das rechte Wort. Nach einem flüchtigen Zaudern zog Guido grüßend seinen Hut, und mit stummem Neigen des schönen Hauptes gab ihm Hertha Antwort. Sie stand regungslos, bis das Rollen des Wagens verhallte, der ihn davonführte; dann sank sie auf eine nahe Ruhebank nieder, stützte in tiefem Sinnen das Kinn in die Hände und vergaß, daß man oben mit Ungeduld ihres Wiederkommens harrte.

Fünfzehntes Kapitel.

Vor dem Häuschen des Wegewärters auf der Landstraße, die von Schönheide nach der Villa des Grafen Ramin und weiter nach der Kreisstadt führt, hielt der Kutscher des Miethswagens an. Der Assessor v. Reichenbach klopfte an die halbgeöffnete Thür, und da ihm von

drinnen keine Antwort wurde, trat er ohne Weiteres über die Schwelle.

Das Innere des winzigen Blockhäuschens bestand nur aus einem einzigen Raume. Ein mit grobem, rothgewürfeltem Baumwollenstoff überzogenes Bett aus Tannenholz, ein Tisch, ein Schränkchen und ein bedenklich rissiger eiserner Ofen machten im Verein mit einigen Töpfen und Pfannen, einem wackeligen Schemel und mehreren grellbunten Lithographien an den Wänden die gesammte Einrichtung aus. Der Wegewärter war nicht anwesend, und Guido hatte somit Zeit genug, Umschau zu halten.

Gerade die Armseligkeit der Einrichtung lenkte seine Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand, dessen Vorhandensein er in anderer Umgebung sicherlich gar nicht bemerkt haben würde.

Auf dem hölzernen Sims des einzigen Fensterchens nämlich stand neben einer alten verbogenen Stalllaterne eine dickbauchige, silberhalsige Champagnerflasche, deren schäumender Inhalt doch wohl schwerlich durch die Kehle des braven Wegewärters geflossen war. Eine halb heruntergebrannte Kerze steckte an Stelle des Pfropfens im Halse der Flasche und bekundete, welche praktische Verwendung derselben von ihrem Eigenthümer gegeben worden war. Neben ihr aber lagen zwei türkische Cigaretten, deren Mundstück als Marke den bekannten vielverschlungenen Namenszug des Sultans in Golddruck zeigte.

Guido betrachtete noch mit einem kleinen Lächeln diese sicherlich nur durch einen besonderen Zufall hierher gerathenen Luxusartikel, als der Wegewärter eintrat. Der

Wagen vor seinem Hause hatte ihn aufmerksam gemacht, und mit einiger Verwunderung nahm er wahr, daß ihm die seltene Auszeichnung eines vornehmen Besuches zu Theil geworden sei.

Aber er war nicht der Mann, dieser Verwunderung einen besonders lebhaften Ausdruck zu geben; kaum daß er den zahnlosen Mund, welcher den qualmenden Pfeifenstummel hielt, zu einem undeutlich gemurmelten Gruße bewegte. Er war ein kleiner, vierschrötiger Mann von langsamen, bedächtigen Bewegungen und von der rothbraunen Gesichtsfarbe eines Indianers.

„Guten Tag, mein Lieber," sagte Guido, der eine ungemein gewinnende und Vertrauen erweckende Art im Verkehr mit niedrig stehenden Personen hatte. „Wie es scheint, ist es hoch hergegangen bei Ihnen."

Er hatte scherzend auf die Champagnerflasche gedeutet; aber der Alte schüttelte bedächtig den Kopf.

„Ich weiß nicht, wie das Zeug heißt, das in dem Ding gewesen ist; aber billig wird's am Ende nicht sein, denn sonst hätten sie die Flasche schwerlich so herausstaffirt. Und Unsereiner kann sich zum Trinken nur halten, was billig ist. Mein Doppelkümmel mit Wachholder ist mir übrigens auch viel lieber."

„Sie haben den Champagner also wirklich getrunken?"

„Nur das Restchen, das noch darin war. Ich habe die Flasche hier bei meinem Hause gefunden."

„Und haben ihr jetzt, wie ich sehe, eine sehr zweckmäßige Verrichtung zugewiesen. Doch es ist etwas Anderes, wovon ich mit Ihnen sprechen wollte. Erinnern

Sie sich noch des Vorganges, von welchem Sie vor wenigen Tagen dem Untersuchungsrichter in der Kreisstadt aus eigenem Antriebe Mittheilung machten? Sie haben in derselben Nacht, in welcher der Gutsbesitzer Kreuzkamp jenseits des Moores ermordet wurde, hier einen Menschen gesehen, der Ihnen verdächtig erschien. Ist es nicht so?"

Der Wegewärter hatte es nicht eilig, zu antworten. Er zog eine gute Weile an seiner Pfeife, die zu erlöschen drohte, und es war dem runzeligen Gesicht deutlich anzusehen, wie er gleichzeitig sein Denkvermögen anstrengte.

„Verdächtig? — Daß ich nicht wüßte!" brummte er endlich. „Warum sollte er mir denn verdächtig erschienen sein?"

„Sie haben doch von Ihrer Wahrnehmung Anzeige erstattet, also müssen Sie dieselbe nothwendig für eine bedeutende gehalten haben."

Der zahnlose Mund des Alten verzog sich zu einem Grinsen.

„Haha!" lachte er. „Jetzt kann ich's sagen: es war mir blos um den freien Vormittag und um die Gebühren. Unsereiner hat mitunter auch seine guten Einfälle."

Ein Gefühl sehr unangenehmer Enttäuschung begann sich im Innern des Assessors zu regen.

„Wollen Sie damit etwa sagen, daß Ihre damaligen Angaben auf Erfindung beruhten, daß Sie an jenem Morgen überhaupt Niemanden aus dem Moor herauskommen sahen?"

„Oho! So ist es denn doch nicht! Mit Flunkereien der Obrigkeit gegenüber gibt sich Unsereiner nicht ab,

das hat man schon beim Kommiß gelernt. Gesehen habe ich wirklich einen Kerl, und wenn es nicht der Mörder gewesen ist, so kann ich eben nichts dafür."

„Können Sie mir nicht recht genau den ganzen Verlauf Ihrer Beobachtung erzählen? Wenn Ihre Angaben sich später als zuverlässig erweisen, so soll es Ihnen an einer angemessenen Belohnung nicht fehlen."

Der Wegewärter war augenscheinlich eine für Belohnungen sehr empfängliche Natur. Er setzte sich auf den Rand seiner Bettstelle und suchte unter vielfachem Räuspern und Spucken aus allen Winkeln seines Gehirns den spärlichen Gedankenvorrath zusammen, der da aufgespeichert sein mochte.

„Ja, das war so!" begann er mit einer sehr vielsagenden Wendung. „Ich hatte mir eben meine erste Pfeife gestopft und wollte mir an dem schönen Morgen ein bischen die Füße vertreten, da kam der Kerl wie ein Gespenst aus dem Moor heraus auf die Landstraße gehumpelt."

„Um welche Stunde etwa mag es gewesen sein?"

„Na, so zwischen Vier und Fünf. Es war noch etwas dunstig."

„Da Ihnen der Mann auffiel, haben Sie ihn doch jedenfalls scharf in's Auge gefaßt. Wollen Sie mir nicht eine Beschreibung seiner Persönlichkeit geben?"

„Eine Beschreibung? Na, wenn ich mir damit meine Belohnung verdienen soll, so ist es Essig. Warum sollte ich denn den Kerl in's Auge fassen? Er ging mich ja gar nichts an."

„Aber Sie müssen doch wenigstens einen allgemeinen Eindruck von seiner Erscheinung gewonnen haben. Sie werden sich erinnern können, ob er klein oder groß, fett oder mager, schlecht oder gut gekleidet war."

„Ja, das ist so eine Sache. Wenn ich die Wahrheit sprechen soll, so muß ich sagen: er war nicht klein und nicht groß, nicht fett und nicht mager, nicht schlecht und nicht gut gekleidet. Es war eben noch ein wenig dunstig und es lag ein gut Stück Weges zwischen uns. Hätt' ich gewußt, daß Sie mich heute darnach fragen würden, hätt' ich mir ihn genauer angesehen."

„Das einzige charakteristische Merkmal, welches Sie angeben können, ist also, daß er hinkte."

„Ja, das weiß ich bestimmt. Er humpelte zum Gotterbarmen, und immer, wenn er ein paar Schritte gemacht hatte, blieb er stehen. Er mußte sich wohl unterwegs einen Schaden gethan haben, denn wenn er überhaupt lahm gewesen wäre, würde er doch einen Stock bei sich gehabt haben, um sich darauf zu stützen."

„Das ist eine einleuchtende Folgerung, mein Freund, und ich bin für dieselbe in Ihrer Schuld. Sie ließen den Mann also unbehelligt laufen, und er entfernte sich in der Richtung gegen die Kreisstadt hin?"

„Jawohl, so war es. Und das ist mit Ihrer Erlaubniß die ganze Geschichte."

Die Ausbeute war ein wenig hinter Guido's Erwartungen zurückgeblieben; aber er sah wohl ein, daß auch weiteres Fragen nicht zu einem besseren Ergebniß führen würde. Als er schon im Begriff war, die Hütte zu ver-

lassen, streifte sein Blick noch einmal den improvisirten Leuchter auf dem Fenstersims.

„Sie fanden die halbgeleerte Champagnerflasche in der Nähe Ihres Hauses?“ fragte er, ohne im Ernst an einen Zusammenhang dieses bedeutungslosen Fundes mit der Angelegenheit, die ihn so sehr beschäftigte, zu glauben. „Und der Verlierer war, wie es scheint, liebenswürdig genug, einige türkische Cigaretten hinzuzufügen.“

„Ja, ein paar hundert Schritte weiter oben lag sie und die Dinger daneben. Der Henker mag wissen, was das wieder zu bedeuten hat. Kann man sich vorstellen, daß ein vernünftiger Mensch stundenlang im Chausseegraben liegt, nur um Cigaretten zu rauchen und das süße Zeug da zu trinken?“

Guido hatte die Empfindung, als zucke ein elektrischer Schlag durch seinen Körper.

„Was sagen Sie da?“ fragte er hastig. „Wann haben Sie diese Dinge gefunden?“

„Nun, an demselben Morgen natürlich, wo der Hinkebein aus dem Moor kam. Und nur während der Nacht können sie dahin gekommen sein, denn am Abend zuvor war die Stelle noch rein und sauber gewesen wie meine Stube.“

Guido zweifelte keinen Augenblick mehr, daß ihm der Zufall hier eine neue Spur gewiesen habe, wenn er auch noch völlig im Unklaren darüber war, wie dieselbe zu nützen sei.

„Das interessirt mich sehr lebhaft,“ sagte er, noch einmal an das kleine Fenster tretend. „Aber wie kommen

Sie zu der Vermuthung, daß der Besitzer dieser Dinge stundenlang im Chausseegraben gelegen habe?"

„Nun, das ist doch klar! Außer diesen beiden vollständigen Cigaretten, die ihm wahrscheinlich aus der Tasche gefallen sind, habe ich nicht weniger als vierzehn weggeworfene Hülsen mit demselben goldenen Schnörkel darauf gezählt. Und wenn auch vierzehn von diesen armseligen Dingern noch keine vernünftige Pfeife Tabak ausmachen, so braucht man doch wohl ein paar Stunden, um sie zu rauchen."

Guido drehte die Cigaretten zwischen den Fingern. In seinen Schläfen hämmerte das Blut. Mit fieberischer Hast jagten sich die Gedanken hinter seiner sonst so ruhigen Stirn.

„Ich wollte mir die Dingerchen 'mal gelegentlich anstecken," fuhr der Wegewärter fort, „aber ich wagte mich nicht heran. Hätte der Kerl ein halbes Pfund Rippenkanaster verloren, so wär's mir lieber gewesen."

„Wollen Sie mir Ihren Fund verkaufen, lieber Freund?"

„Gern, wenn Sie darauf versessen sind," grinste der Alte, „aber die leere Flasche werden Sie doch wohl nicht mitnehmen?"

„Nein, ich lasse sie vorläufig in Ihrem Gewahrsam; aber ich mache es Ihnen zur Pflicht, sie sorgfältig vor jeder Beschädigung zu hüten. Da sind zwei Mark. Ich hoffe, Ihnen später eine größere Belohnung zuwenden zu können. Nun aber zeigen Sie mir die Stelle, wo Sie Ihren Fund gemacht haben."

Mit offenem Munde und offenbar in der festen Ueber-

zeugung, daß er es mit einem Verrückten zu thun habe, nahm der Alte die beiden Geldstücke in Empfang und sah dem Fremden zu, der die Cigaretten verwahrte, als seien es Kostbarkeiten.

„Kommen Sie!“ drängte Guido. „Ich habe jetzt keine Zeit mehr zu verlieren.“

Er verließ das Häuschen, und kopfschüttelnd folgte ihm der Wegewärter nach. Mit voller Bestimmtheit bezeichnete er ihm die Stelle im Graben, wo er seinen Fund gemacht hatte.

„Sehen Sie, hier war es, hart neben dem Fußwege, der über das Moor nach dem Moorhofe führt.“

„Es ist gut — ich danke Ihnen. Sie werden Alles, was Sie mir jetzt erzählt haben, vielleicht demnächst vor Gericht wiederholen müssen, und auch die Champagnerflasche könnte dabei möglicherweise eine Rolle spielen. Betrachten Sie dieselbe also als fremdes Eigenthum und behandeln Sie sie demgemäß. Guten Morgen.“

Er hatte den Wagen herangewinkt und dem Kutscher eine rasche Weisung ertheilt. Eine hoch aufwirbelnde Staubwolke entzog ihn schon in der nächsten Minute den Blicken des Alten.

„Er ist verrückt oder er will sich einen Spaß mit mir machen,“ murmelte ihm dieser nach. „Nun, meinetwegen! Solche Späße lasse ich mir schon gefallen.“

Und schmunzelnd ließ er die beiden Markstücke in seiner Tasche klappern.

Guido v. Reichenbach aber war nie in seinem Leben weniger zum Scherzen aufgelegt gewesen, als in dieser

Stunde. Vergebens rief er sich wieder und wieder die Mahnung seines Oheims in's Gedächtniß zurück, daß die Stirn des Kriminalisten wie diejenige des Richters kühl bleiben müsse. Eine bis dahin ungekannte Erregung hatte sich seiner bemächtigt, ein leidenschaftlich heißes Verlangen, auch den letzten Schleier zu zerreißen, der ihm die Wahrheit über das an Kreuzkamp verübte Verbrechen noch verhüllte.

Erst war es seine Absicht gewesen, vor Allem seinen Oheim von den jüngsten Entdeckungen zu unterrichten; aber er hatte den Gedanken wieder aufgegeben in der Erwägung, wie viele kostbare Zeit darüber nothwendig verloren gehen müsse. Ihm galt es ja jetzt als unzweifelhaft, daß der Reitknecht Ramin's ein Mitschuldiger oder wenigstens ein Mitwisser des Verbrechens sei, und gerade jetzt, wo Guido wußte, daß Ramin auf Schloß Schönheide zurückgehalten werde, bot sich vielleicht die günstigste Gelegenheit, diesen Reitknecht zu überrumpeln. Welcher Hilfsmittel und Listen er sich zu bedienen habe, um dies Ziel zu erreichen, war dem Assessor völlig unklar; er konnte sich nur auf die Gunst des Augenblicks verlassen, und er würde vielleicht dennoch von einem weiteren eigenmächtigen Vorgehen Abstand genommen haben, wenn er sich der Gewagtheit und Schwierigkeit seines Unterfangens vollkommen bewußt geworden wäre. Aber der rasche und glückliche Erfolg, den er soeben davongetragen, erfüllte ihn mit siegesgewisser Zuversicht, und mächtiger noch als diese trieb ihn die Erinnerung an zwei helle, leuchtende Mädchenaugen und an die Gefahr, welche der Besitzerin dieser

Augen drohte, zu raschem, entschlossenem, rücksichtslosem Handeln.

Kurz vor dem Landhause des Grafen ließ er halten. Die eiserne Gartenthür war unverschlossen; doch als er über den gutgehaltenen Kiesweg schritt, kam ihm Duffek's langbeinige Gestalt in schlotteriger Haltung und mit phlegmatischen Schritten entgegen. Der breite Schirm der Mütze, welche er auf das struppige Haar gedrückt hatte, hinderte den Assessor, das Gesicht des Burschen sogleich mit Deutlichkeit zu erkennen. Als der Reitknecht jetzt aber die Kopfbedeckung zum Gruße lüftete, hatte Guido Mühe, einen Ausruf der Ueberraschung zu unterdrücken, denn den Menschen, der da vor ihm stand, erblickte er keineswegs zum ersten Male in seinem Leben.

Und das Erkennen war auf beiden Seiten ein gleichzeitiges. Statt der gleichgiltigen Frage, die er auf den Lippen gehabt hatte, rief Duffek mit unverkennbarer Befangenheit aus: „Ah, Herr v. Reichenbach, wenn ich nicht irre. Das ist ja ein merkwürdiger Besuch!“

Der unerwarteten Thatsache gegenüber, daß dieser Mann, der ihn gut genug kannte, der muthmaßliche Mitschuldige des Mörders sei, hatte Guido nicht mehr Zeit, sich einen Feldzugsplan zurechtzulegen. Er mußte auf's Gerathewohl vorgehen, bis ihm die Fügung der Umstände gestattete, einen entscheidenden Schlag zu führen.

„Weshalb merkwürdig, Duffek?“ fragte er so unbefangen, als seine gewaltige Erregung es ihm gestattete. „Ich wünsche Ihrem Herrn, dem Grafen Ramin, meine Aufwartung zu machen.“

Der Reitknecht wandte sich zur Seite, um eine halberblühte Rose zu pflücken; aber diese Bewegung hinderte ihn nicht, mit einem mißtrauischen Blick seiner kleinen, tückischen Augen nach dem Gesicht des Assessors zu schielen.

„In amtlicher Eigenschaft etwa?“ gab er zurück. „Denn wahrscheinlich sind Sie hier doch ebenfalls beim Gericht.“

„Sie haben eine seltsame Art, den Besuchern Ihres Herrn zu begegnen. Ich wünsche gemeldet zu werden, und ich denke, die Ursache meines Kommens geht Sie nichts an.“

Duffek steckte den Stiel der Rosenknospe zwischen die Zähne und lächelte.

„Der Herr Graf ist leider nicht anwesend. Aber ich kann ihm ja vielleicht eine Bestellung machen.“

Guido erkannte, daß vorerst Alles darauf ankomme, das unzweifelhaft vorhandene Mißtrauen des Burschen zu beseitigen.

„Gewiß!“ sagte er. „Ich wollte Sie eben darum ersuchen. Ich erwarte morgen einige Freunde, und der Graf hatte schon bei dem Feste des Herrn Armbrecht die Liebenswürdigkeit, mir sein Erscheinen ebenfalls zuzusagen. Es war meine Absicht, ihn persönlich an dies Versprechen zu erinnern.“

„Sie laden den Grafen ein — Sie? Nehmen Sie mir's nicht übel, Herr v. Reichenbach; aber das ist merkwürdig.“

„Und warum sollte ich ihn nicht einladen, da er hier doch in den besten Häusern verkehrt?“

„Freilich! Aber — unter uns gesagt — in diesen

besten Häusern weiß man nichts von der Affaire im Club. Ich sollte meinen, Ramin habe wenig Freude daran gehabt, Sie wiederzusehen."

„Wenn er gefürchtet hat, daß ich ihn verrathen würde, so ist er darüber inzwischen jedenfalls beruhigt worden. Welches Interesse sollte ich daran haben, eine vergessene Geschichte aufzurühren?"

Vielleicht war Guido's schauspielerisches Talent nicht bedeutend genug, um vor Duffek's argwöhnischem Scharfblicke zu bestehen. Die Rose noch immer zwischen den Lippen drehend, sagte der Reitknecht mit seinem stereotypen, unverschämten Lächeln: „Allerdings, welches Interesse sollten Sie daran haben? Aber es ist darum doch merkwürdig, daß Sie ihn einladen. Ich war ja damals Diener im Club, als die Geschichte passirte, und ich habe recht gut gehört, wie Sie den Vorstand zu einem noch schärferen Vorgehen gegen Ramin veranlassen wollten, obwohl Sie nicht einmal ordentliches Mitglied, sondern nur ein Eingeführter waren."

„Sie haben ein vortreffliches Gedächtniß, mein Lieber."

„O ja! Und dies vortreffliche Gedächtniß sagt mir noch mehr. Daß ich meine einträgliche Stellung im Club verlor, hatte ich doch wohl keinem Anderen zu danken, als Ihnen. Sie waren ja der Einzige gewesen, der meine kleinen Gefälligkeiten für den Grafen bemerkt hatte. Und am Ende hatten Sie damals kein größeres Interesse daran, mir und dem Grafen Ungelegenheiten zu bereiten, als Sie es jetzt haben können."

Lauernd und mit einer Art triumphirenden Hohnes

sah er den Assessor an. Dieser fühlte einen kaum noch bezwinglichen Widerwillen gegen die unwürdige Rolle, in welcher er sich dem verworfenen Menschen gegenüber befand; aber um der höheren Aufgabe willen, die er verfolgte, durfte er sich derselben nicht entziehen.

„Ich habe durchaus keine Veranlassung, mein damaliges oder mein jetziges Verhalten vor Ihnen zu rechtfertigen," sagte er mit einem Achselzucken, „aber ich meine, Sie sollten mir gerade um jener Vorkommnisse willen Dank wissen, wenn ich inzwischen weniger strenge Ansichten gewonnen habe."

„Nun, wenn der Graf an die Aufrichtigkeit Ihrer Freundschaft glaubt — mir kann es schon recht sein. Uebrigens wird er sehr bald von Schönheide zurückkehren. Vielleicht ist es Ihnen genehm, ihn zu erwarten."

„Gut! Ich werde noch eine Viertelstunde daranwenden. Nehmen Sie eine Cigarre, Duffek?"

Der Reitknecht machte eine ablehnende Bewegung.

„Danke! Ich bin selber zur Genüge versehen; aber wenn Sie mir gestatten wollen, in Ihrer Gegenwart zu rauchen, möchte ich mir allerdings die Freiheit nehmen."

Ohne die erbetene Erlaubniß wirklich abzuwarten, brachte er seine dickleibige silberne Cigarettentasche zum Vorschein, die beinahe vollständig gefüllt war. Mit einem einzigen Blick hatte Guido den verschlungenen Namenszug des Sultans auf dem Mundstück erkannt, und wenn er auch seiner Sache ohnedies beinahe gewiß gewesen war, klopfte ihm angesichts dieser unzweideutigen Bestätigung doch das Herz zum Zerspringen.

„Sie gestatten sich da einen ausgesuchten Genuß," sagte er. „Es ist schwer, diese Cigaretten zu erlangen."

„Ja, wir sind ein wenig verwöhnt," meinte Duffek hochmüthig. „Dem Grafen sagten die Dinger nicht mehr zu, und da hat er mir vor einigen Wochen seinen ganzen Vorrath geschenkt. Ich rauche mindestens vierzig davon an jedem Tage. Es gibt kein besseres Mittel gegen die Langeweile."

„Ihr Dienst scheint nicht eben schwer zu sein, wenn Sie Grund haben, über Langeweile zu klagen."

„Glücklicherweise nein. Mein Herr und ich, wir stehen auf leidlich gutem Fuße miteinander. Glauben Sie, daß ich mich sonst dazu hergeben würde, diesen Sklavenanzug zu tragen?"

„Ich war allerdings erstaunt, Sie in solcher Stellung zu finden. Bei Ihrer Intelligenz hätten Sie doch wohl etwas höher hinaufstreben können."

„Intelligenz kann man überall brauchen, auch in meiner Stellung, Herr v. Reichenbach."

„Wohl möglich! Aber die einförmige Stille des Landlebens sagt Ihnen doch sicherlich wenig zu. Leute Ihres Schlages brauchen das Leben und Treiben einer Weltstadt, um sich in ihrem rechten Element zu fühlen."

„Darin mögen Sie nicht so Unrecht haben. Es war eine Dummheit, hierher zu gehen. Ich komme beinahe um vor Langeweile, obwohl ich ja das Glück genieße, mich in meiner theuren Heimath zu befinden."

„In Ihrer Heimath? Wurden Sie hier in der Nähe geboren?"

„Ja. Mein Vater bekleidete zehn Jahre lang neben seinem Schuhmacherhandwerk das Amt eines Nachtwächters im Dorfe Klein-Gollnow. Ich bin, wie Sie sehen, aus guter Familie."

„Dann kennen Sie jedenfalls die Menschen und die Verhältnisse der Gegend sehr genau?"

„Und ob ich sie kenne! Mit verbundenen Augen will ich Sie nach jedem beliebigen Ort führen."

„Das ist ohne Zweifel von großem Nutzen für Ihren Herrn."

Wenn Duffek's Mißtrauen ein wenig eingeschlummert war, so wurde es durch diese Bemerkung von Neuem geweckt.

„Wie meinen Sie das?" fragte er mit einem bösen, lauernden Seitenblick.

„Nun, ich denke doch, der Graf hat hier herum Geschäfte. Er will sich irgendwo ankaufen, wenn ich nicht irre."

„So? Will er das? Da Sie sein Freund sind, müssen Sie es ja wissen."

„Und es war ein sehr fataler Zufall, daß Kreuzkamp ermordet wurde, ehe —"

Ob auch Duffek dieselbe unbehagliche Empfindung hatte, welche Guido's glitzernde Brillengläser vorhin dem reichen Spekulanten Armbrecht verursachten, oder ob es ihm einfach zuwider war, den Namen Kreuzkamp's erwähnen zu hören — genug, er warf plötzlich seine Cigarette weg und rückte, den Assessor unhöflich unterbrechend, an seiner Mütze.

„Sie erweisen mir zuviel Ehre, Herr v. Reichenbach!

Es schickt sich wohl nicht, daß ich hier stehe und mit Ihnen schwatze wie mit Meinesgleichen. Außerdem habe ich drinnen im Hause mancherlei zu thun."

Wenn Guido noch einen letzten schwachen Zweifel an der Schuld oder Mitschuld des Burschen gehegt hatte, so war derselbe durch dies auffällige Abbrechen des Gesprächs bei der bloßen Nennung des ermordeten Kreuzkamp vollständig beseitigt worden. Wie groß auch immer die Verantwortung sein mochte, welche der junge Assessor durch ein eigenmächtiges und im Grunde ungesetzliches Vorgehen auf sich nahm, jetzt fühlte er sich stark genug, diese Verantwortung zu tragen. Aber er durfte keinen Augenblick verlieren, und nur ein schnelles, besonnenes und entschlossenes Handeln konnte den entscheidenden Schlag gelingen lassen.

„Ich denke nicht daran, Sie aufzuhalten, mein Lieber," sagte er, sich noch einmal zu freundlichster Ruhe zwingend, „aber ich möchte Sie bitten, zuvor meinen Kutscher hierherzurufen, da ich demselben noch einen Auftrag zu geben habe. Vielleicht beaufsichtigen Sie während dieser kurzen Zeit den Wagen."

Mit impertinenter Langsamkeit schlenderte Duffek der Stelle zu, an welcher der Miethswagen hielt, und wenige Minuten später kam der Kutscher desselben auf Guido zu

„Sie haben mich rufen lassen, Herr Assessor?"

„Ja! Denn ich bedarf Ihrer zu einem wichtigen Dienste," erwiederte Guido rasch und mit vorsichtig gedämpfter Stimme. „Der Mensch, welcher jetzt bei Ihrem Wagen zurückgeblieben ist —"

„Ein unverschämter Bursche — mit Ihrer Erlaubniß, Herr Assessor!"

„Er ist wahrscheinlich etwas viel Schlimmeres, als das. Ich vermuthe, daß er ein Verbrecher ist, und es handelt sich darum, seine Festnahme zu bewirken, ohne daß es ihm gelingt, zu entwischen. Sie haben ein Paar kräftige Arme, wie ich sehe; wollen Sie mir dieselben zur Verfügung stellen?"

„Wenn es gilt, diesem hochnasigen Gesellen eine Lektion zu ertheilen — von Herzen gern, Herr Assessor."

„Nun wohl! So suchen Sie jetzt, während ich vor ihn hintrete, unauffällig hinter ihn zu gelangen, und sobald er Miene macht, zu entfliehen, greifen Sie fest und energisch zu. Ich übernehme selbstverständlich die volle Verantwortung für Alles, was daraus entstehen mag."

Duffek stand breitbeinig vor den Pferden und musterte mit einem geringschätzigen Lächeln ihren Bau, als sich ihm die beiden Anderen näherten. Erst als ihn Guido in ganz verändertem, strengem Ton mit seinem Namen anredete, blickte Duffek verwundert in die Höhe.

„Holla, was soll's?" fragte er grob, die Hände langsam aus den Taschen seiner Beinkleider ziehend.

„Ich erkläre Sie im Namen des Gesetzes für verhaftet und fordere Sie auf, mir in Ihrem eigenen Interesse ohne jeden Versuch des Widerstandes zu folgen."

Noch ehe er Zeit gehabt hatte, zu begreifen, eine wie ernsthafte Wendung die Dinge für ihn genommen, fühlte sich der Reitknecht unsanft von hinten an den Armen ge-

packt und hörte das befriedigte Lachen des Kutschers hinter seinem Rücken.

„Den hätten wir, Herr Assessor. Der kommt so leicht nicht wieder los."

„Meinst Du, Halunke?" knirschte Duffek, und im nächsten Augenblick taumelte der Mann, von einem wuchtigen Faustschlage unter das Kinn getroffen, mit einem schmerzlichen Aufschrei zurück. Die langen, sehnigen Glieder des hageren Reitknechts mußten den seinigen an Kraft um ein Gewaltiges überlegen sein, und der Befreite hätte jetzt ungehindert die Flucht ergreifen können, wenn Guido nicht auf diese Möglichkeit vorbereitet gewesen wäre. Sich mit dem ganzen Gewicht seines Körpers auf Duffek werfend, umschlang er ihn mit beiden Armen.

„Widersetzen Sie sich nicht!" rief er ihm zu. „Sie sind in meiner Gewalt."

„Noch nicht!" kam es über die verfärbten Lippen des Burschen und alle seine Muskeln spannten sich zu furchtbarer Anstrengung an, um die Umschlingung, die ihn gefangen hielt, zu lösen. Der Sieg wäre auch sicherlich auf seiner Seite geblieben; aber der Kutscher, der sich von seinem ersten Schmerz schnell genug erholt hatte, stürzte sich jetzt mit verdoppelter Wuth auf seinen Feind, noch ehe der Ringkampf eine für Guido ungünstige Wendung genommen. Der schwere Griff des Peitschenstieles, den er vom Bock heruntergerissen hatte, sauste mit solcher Gewalt auf den Hinterkopf Duffek's nieder, daß der Körper desselben plötzlich schwer und hilflos aus den Armen des Assessors in den Sand der Landstraße niederglitt.

„Mensch, was haben Sie gethan?“ rief Guido erschreckt. „Sie haben ihn erschlagen!“

„Keine Sorge, Herr Assessor!“ sagte der Kutscher ingrimmig. „Der Schuft hat einen harten Schädel. Helfen Sie mir nur schnell, ihm die Hände zusammenzuschnüren, denn er könnte uns noch höllisch zu schaffen machen.“

Und die Auffassung des Kutschers, dem die Erfahrungen mancher tüchtigen Rauferei zur Seite stehen mochten, erwies sich in der That als die richtige. Kaum waren dem Reitknechte mit einem der starken Stricke, wie sie die Kutscher stets bei sich zu führen pflegen, die Arme auf den Rücken gebunden worden, als er die Augen wieder öffnete und aufzuspringen versuchte. Aber er erkannte zugleich das Hoffnungslose seiner Lage, und er war immerhin klug genug, dieselbe nicht noch weiter durch einen Widerstand zu verschlimmern, von welchem er sich keinen Nutzen mehr versprechen durfte.

„Das wird Ihnen theuer zu stehen kommen!“ stieß er, gegen den Assessor gewendet, zwischen den zusammengepreßten Zähnen hervor. „Man überfällt nicht ungestraft einen unschuldigen Menschen wie einen Mörder und Banditen.“

„Steigen Sie in den Wagen!“ befahl Guido, ohne auf seine Worte zu achten. „Es liegt doch wohl in Ihrem Interesse, daß nicht erst Andere auf den Vorgang aufmerksam werden.“

„Nein! Ich thue keinen Schritt, ehe Sie mir nicht gesagt haben, weshalb ich verhaftet werde.“

„Sie sind beschuldigt, den Gutsbesitzer Kreuzkamp er-

mordet zu haben," sagte Guido scharf, einer kühnen Eingebung des Augenblicks folgend.

Duffek aber, der nur flüchtig betroffen schien, antwortete ihm mit einem lauten Gelächter: „Nun, wenn es weiter nichts ist, kann ich die Fahrt mit Ihnen schon wagen, Herr v. Reichenbach. Ich habe wahrhaftig keinen Grund, vor einer so verrückten Anschuldigung Reißaus zu nehmen."

Wirklich stieg er ohne Weiteres in den Wagen und ließ sich bequem auf das Polster des Sitzes fallen.

„Fahr' zu, Kerl!" herrschte er den Kutscher an. „Wir Beide werden später Abrechnung miteinander halten."

Die plötzlich zu Tage tretende Zuversichtlichkeit in seinem Benehmen vermochte den Assessor nicht mehr zu beirren. Die verzweifelten Fluchtversuche waren allzu verrätherische Zeugnisse eines bösen Gewissens gewesen. Er nahm an der Seite seines aus eigener Machtvollkommenheit verhafteten Gefangenen Platz und wartete ruhig, bis Duffek weitere Fragen an ihn richten würde. Und seine Erwartung, daß dies bald genug geschehen würde, erfüllte sich in der That.

„Ich muß wohl glauben, daß irgend ein Spaßvogel sich einen schlechten Scherz mit Ihnen erlaubt hat, Herr v. Reichenbach," begann der Reitknecht nach einer Weile von Neuem. „Wer in aller Welt hat mich denn zu Kreuzkamp's Mörder gestempelt?"

„Ihr eigener Herr, der Graf Ramin, wenn Sie es durchaus zu wissen wünschen."

Mit einem Ruck schnellte Duffek aus seiner lässigen

Stellung auf, und das impertinente Lächeln verschwand von seinem blassen Gesicht. Es gab offenbar keine Schurkerei, deren er seinen Bundesgenossen nicht für fähig hielt.

„Das ist nicht wahr! Das ist unmöglich! Und Sie haben kein Recht, mich zu belügen! Ich fordere Aufrichtigkeit von Ihnen. Hat Ramin mich in Wahrheit dieser That beschuldigt?"

Trotz des hohen Zweckes, den er verfolgte, hatte Guido einen schweren Kampf zu bestehen, ehe er sich entschloß, das falsche Spiel fortzusetzen.

„Sie werden es bald erfahren," erwiederte er ausweichend. „Und Sie thäten sehr gut, auf alles nutzlose Leugnen zu verzichten. Erwiesene Thatsachen sind damit nicht mehr aus der Welt zu schaffen."

„Erwiesene Thatsachen? Nun, da wäre ich doch neugierig, zu erfahren, worin diese Thatsachen bestehen sollen."

„Wollen Sie etwa in Abrede stellen, daß Sie in der Nacht, da Kreuzkamp ermordet wurde, stundenlang im Chausseegraben gelegen und sich mit Champagner Muth getrunken haben, bis die Gäste von Herrn Armbrecht's Fest zurückkehrten? Und beginnt nicht da, wo Sie lagen, der Fußweg über das Moor? Es war mit Hilfe dieses Weges nicht schwer, dem ahnungslosen Kreuzkamp zuvorzukommen."

Duffek's widerwärtige Züge verzerrten sich zu einer Grimasse der Wuth und des wildesten Hasses.

„Schurkerei und kein Ende! Das kann Ihnen Niemand gesagt haben, als Ramin. Ah, wenn ich wüßte, daß er es gesagt hätte!"

„So würden Sie versuchen, sich an ihm zu rächen. Das läßt sich bei Ihren Charaktereigenschaften allerdings erwarten. Aber ich fürchte, man würde Ihren Erzählungen wenig Glauben beimessen.“

„Wie? Steht es so? Ich soll wirklich als ein Mörder in's Gefängniß? Und er soll frei herumlaufen, soll Zeit gewinnen, sich in Sicherheit zu bringen? — Oho, mein Herr Ramin, so haben wir nicht gewettet' — so nicht!“

„Hüten Sie Ihre Zunge, Duffek! Es wird Ihnen nicht zum Nutzen gereichen, wenn Sie einen Anderen in Ihr Geschick hineinzuziehen suchen.“

„In mein Geschick? Nun, ich denke, das Verhältniß wäre gerade umgekehrt! Und ich will Ihnen etwas sagen, Herr v. Reichenbach: nicht ich habe Kreuzkamp ermordet, sondern dieser saubere Ramin, der so wenig ein Graf ist, als ich und als die Pferde da vorn. Ich bin nicht dabei gewesen, und eingestanden hat er mir's auch nicht; aber ich weiß darum doch, daß er es gethan hat, und er beging wahrhaftig die größte Dummheit seines Lebens, als er versuchte, mich jetzt zum Dank für meine Anhänglichkeit auf eine so hundsföttische Weise los zu werden.“

„Sie reden thörichtes Zeug, Duffek! Kreuzkamp war der Freund des Grafen. Wie hätte er dazu kommen sollen, an seinem besten Freunde zum Mörder zu werden?“

„Haha! Ramin war sein Freund, wie der Fuchs der Freund des Hasen ist! Und wenn es sein eigener Bruder gewesen wäre, er hätte ihm den gefälschten Check wieder abjagen müssen um jeden Preis. Er hat seine Dummheit ziemlich theuer bezahlen müssen. der arme Kreuzkamp;

aber die Welt hat am Ende nicht viel an ihm verloren, denn er war einer der schändlichsten Blutsauger, welche jemals die Sonne beschienen hat."

Der Bann war gebrochen. Die Wuth und der Haß gegen den Mann, von welchem er sich schmählich verrathen glaubte, ließ den Mitwisser seines Verbrechens jede Rücksicht vergessen, selbst die Rücksicht auf seinen eigenen Vortheil. Als der Wagen in die Kreisstadt einfuhr, wußte Guido viel mehr, als er jemals zu erfahren gehofft hatte, und das Schicksal des Hochstaplers Ramin war für immer entschieden.

Schon außerhalb des Thores war Duffek seiner Fesseln entledigt worden. Der Landrichter Holleben aber, der in seinem Amtszimmer über den Akten des Falles Kreuzkamp saß, sah mit einem Ausdruck grenzenlosen Erstaunens zu seinem Neffen auf, da dieser mit den Worten bei ihm eintrat: „Ich habe mich heute schwer gegen das Strafgesetz versündigt, Onkel; aber ich habe den Mörder Kreuzkamp's entdeckt, und wenn Du jetzt ein paar zuverlässige Polizeibeamte mit einem Verhaftsbefehl für den angeblichen Grafen Ramin nach Schloß Schönheide schickst, kann der unschuldige Freising noch heute aus der Untersuchungshaft entlassen werden."

„Sachte, sachte, mein Junge!" rief Holleben, wie zur Abwehr die Hände erhebend. „Das ist zuviel auf einmal für meinen alten Kopf!"

„Darf ich den Belastungszeugen und Mitschuldigen bei Dir einführen, Onkel? Er wartet unter sicherer Bewachung draußen im Vorzimmer, denn ich selber habe ihn verhaftet."

„Hör' einmal, Guido — willst Du eigentlich Deinen Scherz mit mir treiben? Du hast Jemanden verhaftet — Du?"

„Ja, aus eigener Machtvollkommenheit und auf die Gefahr hin, wegen Freiheitsberaubung auf die Anklagebank zu kommen. Willst Du meinen Gefangenen sehen?"

„Nun in Gottes Namen, Du Teufelsjunge! Herein mit ihm! Da wird eine schöne Dummheit zu Tage kommen!"

(Fortsetzung folgt.)

Der verlorene Sohn.

Novelle

von

L. Haidheim.

1.

(Nachdruck verboten.)

Wie das schwüle Wetter Einem das Herz zusammendrückt! Mir ist so schwer und unruhig zu Muthe. Und wo ist denn der Vater? Schon vorhin sah ich nach, die Werkstätte ist leer, seine Schürze hängt am Nagel hinter der Thür," sagte Frau Burgmann, die nähend am Fenster des sauberen Stübchens saß, zu ihrer blonden Magdalene, welche neben ihr grüne Bohnen für das Mittagessen schnitt.

„Es ist die alte Geschichte, Mutter. Seit der Johannes fort ging, kommt bei uns keine rechte Freude und kein Vergnügen mehr auf. Wenn der Vater auch noch so streng schien, der Johannes war ihm doch der Liebste; Frieder und ich gelten nichts, wenn wir auch gut thun."

Der Ton des zwanzigjährigen Mädchens war keineswegs bitter, so herb der Sinn der Worte auch klang; nur bekümmert war sie. In dem blühenden Antlitz lag in

diesem Augenblick dieselbe Schwermuth, welche aus dem stillen verhärmten Gesicht der Mutter sprach.

Diese seufzte statt aller Antwort.

„Ja, Mutter," begann die Tochter nach einer Weile wieder, „es ist schon so, und ich will Dich fragen, ob es wohl recht ist. Hat der Vater noch ein Herz für uns? Hat er sich wohl gefreut, als Ernst Schlichting mein Bräutigam wurde? Sag's nur ehrlich: nein! Und mein Ernst ist doch so brav und rechtschaffen, und etwas Geld hat er und das gute Geschäft. Beneidet werde ich, daß er mich zur Braut nahm; der Vater aber hat sich auch nicht eine Minute über mein Glück gefreut."

Und Magdalene wandte sich ab, trocknete ihre feuchten Augen und biß sich auf die Lippen, die plötzlich hervorbrechende, lang zurückgedämmte Erregung zu bekämpfen.

Ueber die Wangen der Mutter flossen Thränen, aber sie sagte kein Wort. Nur zu sehr fühlte sie, Magdalene hatte Recht. Freudlos ging das Leben in ihrem einst so glücklichen Häuschen dahin, freudlos that der Vater seine Arbeit, und wie auch von Außen neues Glück ihm lächeln wollte, er hielt die Blicke nach innen gekehrt, sah nur seinen Kummer und wollte nichts Anderes mehr wissen.

Magdalenen aber floß, nun sie einmal begonnen hatte, das Herz über.

„Der Frieder hat das beste Zeugniß aus der Schule heimgebracht," fuhr sie fort. „Aber als er's dem Vater hinreicht und so voll Freuden ein einzig lobendes Wort erwartet, da legt der Vater das Papier auf den Tisch, blickt nur noch finsterer vor sich hin und sagt kein Wort,

geht in die Kammer und läßt den Frieder stehen. Und das nur darum, weil der Johannes auch immer gute Zeugnisse gebracht hat und doch ein Nichtsnutz geworden ist. Es ist zu schrecklich! Was können wir dafür, daß der Johannes nicht gut thun wollte, in die weite Welt lief und des Vaters Herz mit sich nahm? Wir sind doch auch seine Kinder. Und wenn ich mir denke, daß Ernst und ich zum Herbst Hochzeit machen wollen, und ihr seid dann hier so allein, dann komm' ich fast um vor Kummer und Leid!"

„Und wenn's hier bei uns dann auch ganz dunkel werden wird, grad' als wär' die Sonne untergegangen, für Dich freu' ich mich, Lenchen! Du wirst im eigenen Hause aufathmen und froh werden, wie hier bei uns niemals. Freilich, um diese Zeit liegt es immer besonders schwer auf dem Vater und mir. Es ist heute der fünfzehnte —!"

„Richtig — ja! Ich hab' gar nicht daran gedacht!" murmelte Lenchen.

„Des Johannes Geburtstag, und an diesem, da er Zwanzig wurde, kam der furchtbare Streit mit dem Vater. Weißt Du noch, wie der Kuchen mit den Lichtern dastand, und Keiner mocht' ihn anrühren hernach?"

„O, er kann's nimmer, nimmer wieder gut machen, wie er vor dem Vater stand! Ach Gott, Mutter, ich vergesse die Blicke mein Lebtag nicht! Wie zwei wilde Thiere schauten sie sich an! Und der Vater hob die Hand, und der Johannes schrie: ‚Hüte Dich!'"

„Sei still, Magdalene! Was ficht Dich an, Unglücks-

kind, daß Du all' den Jammer wieder wach rufst? Ach, und ich —"

„Mutter, fang' nicht wieder an, Dir Vorwürfe zu machen, daß Du dabei saßest wie lahm an allen Gliedern, weiß wie der Kalk an der Wand! Die Leute sagten alle, der Vater wär' mit dem Johannes allzu streng gewesen. ‚Jugend will austoben,' sagte auch erst neulich Onkel Karl, ‚und der Johannes sollte mit seinem wilden Blut sich geberden wie ein Lamm! So was thut nimmer gut, und wenn man die Saiten zu straff spannt, dann reißen sie.'"

Die Mutter nickte zu diesen Worten. Magdalene hatte ihre Bohnen längst stehen lassen, jetzt schlang sie ihre Arme um die Mutter, und Beide weinten sich satt.

Sie ging dann gefaßter wieder an ihre Arbeit, und als der Frieder eine Weile darauf nach Hause kam, da empfing sie ihn schon wieder mit dem gewohnten Klang der Stimme und mit der Aufforderung, ihr bei dem Aufhängen der Wäsche zu helfen, wozu der frische, kraftvoll emporwachsende Junge gleich bereit war.

Die Mutter hatte in all' diesen Jahren genugsam gelernt, Selbstbeherrschung zu üben; so schien auch sie ruhig, als Frieder flüchtig zu ihr herein sah. Dann erhob sie sich und schaute unruhig in der Werkstatt nach.

„Wo mag er nur bleiben?" dachte sie. „Es ist sonst gar nicht seine Weise, so von der Arbeit wegzulaufen. Und ohne mir ein Wort zu sagen!"

Damit trat sie aus dem Hause und schaute die Straße hinauf und hinab. Aber ihr Mann war nicht zu sehen.

„Guten Morgen, Frau Burgmann!" klang es aus dem

Fenster des Nachbarhäuschens. Dasselbe war ebenso dicht mit blühenden Blumen verstellt, wie die Fenster ihres eigenen, die Vorhänge ebenso frisch und weiß. Das Haus glich dem des Meisters Burgmann an Nettigkeit und Sauberkeit, wie ein Ei dem andern.

„Guten Morgen, Linchen! Bist Du heute nicht in Arbeit?“ versetzte Frau Burgmann, trat dicht an das offene Fenster und blickte in die Stube mit dem großen Plättetisch, an dem ein schlankes Mädchen im hellen Kattunkleide bügelte; ganze Haufen von blendend weißer Wäsche lagen auf den Stühlen.

„Wie Du schon fleißig gewesen bist!“ lobte sie dann, ohne Antwort auf ihre Frage zu erwarten, und blickte wohlgefällig auf die tadellosen Faltenhemden, die Linchen schon fertig hatte.

„Die Frau Präsidentin ließ mir absagen, und das kam mir sehr gelegen. Ich bin schon um vier Uhr aufgestanden. Mit der Zeit möchte ich wohl nur noch im Hause waschen, Frau Burgmann, es bringt mehr ein, und Mutter wird immer hinfälliger, sie kann nicht mehr so viel allein sein,“ plauderte Linchen.

Dabei hatte sie nun aber doch aufgeblickt von ihrer Arbeit; dann setzte sie das Bügeleisen plötzlich nieder, trat nahe an das Fenster und fragte mit aufgeregtem Blick, indem sie in nervöser Weise mit der Hand über ihr braunes volles Haar strich: „Was ist passirt, Frau Burgmann? Sie haben geweint. Und Ihr Mann ging vorhin vorbei, er sah wieder so aufgeregt aus —“

„Wohin ging er, Linchen?“

„Ich weiß nicht; nach dem Markte zu. Ach, es ist heute der fünfzehnte —“ Und die braunen Augen des Mädchens schimmerten plötzlich feucht. Aber es wandte sich ab; es wollte nicht, daß die Nachbarin ihre Bewegung merke.

Frau Burgmann nickte. „Sie denkt immer daran. Sie hat ihn doch sehr lieb gehabt,“ dachte sie traurig.

„Wo ist Deine Mutter, Linchen?“ fragte sie.

„Im Bette; der Weg zum Dom ist ihr zu weit gewesen; sie läßt's aber nicht, muß jeden Tag hin!“

„Ja, denn den Mühseligen und Beladenen ist's da am besten, wo sie Hilfe hoffen,“ sagte eine leise, schwache Stimme von dem Bette her, welches seitwärts vom Fenster in der Stube stand.

„Ach, Frau Binder, da haben Sie Recht. Aber das weiß ich noch gar nicht, daß Sie Ihr Bett jetzt in der Stube haben.“

„Linchen wollt' es durchaus. Und ich bin, fürchte ich, heute zum letzten Male im Dome gewesen. Ich konnte kaum noch nach Hause kommen.“

„Ja, ich wollt' es so gern und ich glaube, ich habe auch Recht. Mutter muß jetzt so viel liegen.“

„Du bist ein gutes Mädchen, Linchen!“ sagte herzlich die Nachbarin, und die Kranke meinte:

„Ja, das ist sie — das ist sie! Und daß sie nicht glücklich ist, das kommt mir wie eine Ungerechtigkeit des Himmels vor. Aber sie will ja nicht!“

„Nein, Mutter, ich bleibe bei Dir. Mitnehmen könnt' ich Dich vielleicht nicht, und lieber als Du ist mir Keines.“

Die Blicke von Frau Binder und Frau Burgmann trafen sich unwillkürlich.

„Es wäre eine gute Heirath gewesen, Linchen," sagte die Mutter. „Der Heinrich hat Dich gern."

Auch Frau Burgmann war dieser Ansicht, aber Linchen lachte und meinte, sie habe es so am besten.

Dann ging Frau Burgmann wieder in ihr Haus, aber das Wort von den Mühseligen und Beladenen ging ihr nach. Sie legte Hut und Tuch an, nahm ihr Gebetbuch und rief Magdalene zu: „Ich gehe nach dem Dom!" —

Dort war es so kurz vor Mittag völlig einsam und still.

„Mühselig und beladen!" klang es immerfort durch den Sinn der Frau, die jetzt vor einem Seitenaltar, wo viele geweihte Kerzen brannten, niederkniete, in ernstem, kummervollem Flehen.

Da schreckte ein müder, schwerer Tritt sie auf; sie kannte ihn so gut. Es war der ihres Mannes! Wie ermattet, wie abgehärmt er aussah! Ein ganz weißer Schimmer lag über seinem kurzgeschorenen Haar, und er war doch noch gar nicht so alt! Sie hatte bis jetzt gar nicht bemerkt, daß er so weiß geworden.

Gerade auf den Hauptaltar ging er zu, der Christus, dem treuen Hirten, geweiht war. Und da sank er auf die unterste Stufe nieder und warf die Arme von sich und legte sein weißes Haupt darauf.

Solch' ein Bild tiefster Müdigkeit und schweren Leides! Es war ganz still, lautlos still im weiten Dom; die glühenden Thränen der Frau flossen, aber ihr Schluchzen

erstickte sie sorgfältig. Niemand störte den gebrochenen Mann in seinem Beten. Sie auch nicht. Und dann zog sie die Schuhe von ihren Füßen; auf Strümpfen schlich sie zu ihm hin. Und da stand sie nun und blickte hinauf zu dem verirrten Lamm, das der treue Hirte in seinen Armen trug.

„Er ist verloren gewesen und wieder gefunden!“ klang es ihr plötzlich wie Musik durch's Herz.

Endlich richtete ihr Gatte sich empor.

„Bist Du da, Marie?“ fragte er und nahm ihre Hand. Er schien weder erstaunt, sie neben sich zu finden, noch ärgerlich. Still führte er sie dem Ausgang zu.

„Weißt Du noch, wie unser Johannes geboren wurde?“ fragte er leise. „Wie wir uns freuten und in die Wiege schauten und dachten uns vor Glück und Wonne überselig? Ja, wenn ein Kind geboren wird, dann ist die Freude groß und Niemand denkt daran, wieviel Kummer es den Eltern bringen kann! Liebe und Zärtlichkeit sind ihm von Natur aus bereitet, und es wächst auf und zertritt die Herzen der Eltern. Ja, so ist die Welt und das Leben, und es wäre besser, man wäre nie geboren!“

Sie kannte diesen Gedankengang so gut! Seit Johannes sich gegen ihn empört, sprach er oft so. Und wie glücklich waren sie vordem!

Sie freute sich dennoch, daß er ruhiger geworden war. Ihn traurig zu sehen war immer noch leichter zu tragen, als die finstere Verbitterung, in welcher er meist dahinlebte.

Er zog sie neben sich auf eine der Bänke, stützte den

Kopf auf die Hand und den Arm auf die Brüstung, wo die Gesangbücher liegen, und dann sprach er von Johannes und erzählte ihr, wie er jetzt so oft schlaflos daliege in der Nacht und dann immer lauschen müsse, ob Johannes nicht wieder käme.

„Es ist so furchtbar, denken zu sollen, daß er in Sünde und Elend verkommt!"

„Aber er versteht doch seine Arbeit, Mann, und redliche Arbeit läßt keinen Mann sinken!" wandte sie schüchtern ein.

„Aber die Genußsucht, das Bier und der Wein und das Spiel und die Großthuerei, das sind die Teufel, welche ihn locken!" sagte er; aber er war jetzt ruhig und gefaßt.

Sie gingen zusammen nach Hause, nahmen das Mittagessen schweigsam ein, und darauf verschwand der Vater in der Werkstatt, aus der nun den ganzen Tag das schnurrende Geräusch der Drehbank ertönte. Er war ein fleißiger, geschickter Drechsler, und es fehlte ihm nie an Arbeit.

Die Mutter las in Magdalenens Augen die Anklage gegen den Vater, der seine anderen Kinder, die guten, nie zu sehen schien; aber sie schwieg, sie war zu matt zum Reden.

— — — — — — — — — — — — — — —

Frieder brachte seine freien Stunden meist bei dem zukünftigen Schwager zu, in dessen Geschäft er sich für den Handel mit Kolonialwaaren schon jetzt vorbereitete.

Gegen acht Uhr schloß Ernst Schlichting gewöhnlich

seinen Laden, und Beide gingen, das Abendessen in Burgmann's Hause einzunehmen.

Weil Ernst aber den Mittag nur eine kärgliche Mahlzeit aus einer billigen Speiseanstalt bezog — er war ein junger Anfänger und nahm es sehr gewissenhaft mit dem Sparen — so sorgte Frau Burgmann dafür, daß er Abends etwas Ordentliches bekam. Heute griff auch der Meister tapfer mit zu. Sein Appetit und seine Stimmung hatten sich gehoben, die Gemüthserschütterung des Morgens wie ein Gewitter befreiend und erleichternd auf ihn gewirkt.

Frieder mit seiner harmlosen Heiterkeit wußte allerlei aus dem Geschäft zu erzählen, und Ernst selbst war voller Freude. Der Schneider im Hinterhause hatte seine Wohnung gekündigt, dadurch wurden die längst ersehnten Stuben frei, und wenn der Vater und die Mutter wollten, dann konnten Lenchen und er zum November heirathen. Eher leider wohl kaum, denn der Hauswirth wollte die kleine Wohnung gründlich machen lassen, und die Tapeten sollte Magdalene selbst aussuchen dürfen.

Wie seine Augen glänzten vor Freude und Hoffnung! Und Magdalene saß neben ihm, ihre Hand lag in der seinigen, und man konnte kein glücklicheres Brautpaar sehen.

Das dachte Linchen Binder auch, als sie jetzt eben eintrat. Sie kam öfters des Abends ein Weilchen, wenn sie Feierabend gemacht und die Mutter zur Ruhe gebracht hatte. Es lag auf dem rüstigen Mädchen eine heitere Verständigkeit, die zuweilen über ihre Jahre ging; ihr Mund lachte, aber die Augen lachten nicht mit, die hatten

schon beim Eintreten blitzschnell die Stimmung der Familienmitglieder erkannt und besonders den Alten beobachtet.

Linchen Binder war gesund, fleißig wie eine Biene und ein braves Mädchen; schön war sie nicht, aber sie hatte klare kluge Augen und eine gutgewachsene Gestalt.

„Ihr seht ja aus, wie wenn das Christkind gekommen wär'," scherzte sie mit den Brautleuten.

„Das ist's auch! Wir bekommen die Schneiderswohnung und heirathen zum November!" verkündigten einstimmig die beiden Liebenden.

„Nun, Frau Burgmann, da nehmen Sie mich aber mit, wenn Sie die Möbel kaufen. So etwas seh' ich für mein Leben gern und für mich selber komm' ich doch nicht so weit," sagte Linchen, setzte sich und zog ihren Strickstrumpf aus der Tasche.

„Aber warum nicht, Linchen? Hast Dir doch wohl schon eine Aussteuer gespart," sagte freundlich Meister Burgmann. Er hatte Linchen sehr gern.

„O, erspart hab' ich schon 'was," lachte diese vergnügt, „schon ein ganz hübsches Stückchen Geld, Herr Burgmann, aber ich werde wohl im Mond die Gänse hüten müssen, wie sie ja von den alten Jungfern hier sagen, und das schadet auch nichts, ich gehe nicht von der Mutter und zur Last soll sie Keinem fallen."

„Aber Linchen, wenn Einer Sie doch lieb hat —" rief vorwurfsvoll Ernst Schlichting.

„Ja, das ist nun leider so in dieser Welt. Dann hab' ich kein Herz für ihn, und der, den ich gern hätte —"

Das war ihr so entschlüpft, sie hatte tagsüber zuviel an den Johannes gedacht, und wenn Eine dabei immer schweigen muß von dem, was ihr das Liebste ist, dann springen ihr zur Unzeit die Gedanken unversehens über die Lippen.

Draußen regnete es langsam, aber eindringlich; das war den dürren Feldern gut. Und der feuchte Duft, der durch die offenen Fenster hereinzog, mischte sich mit dem Dampfe aus des Meisters Pfeife. Heimlich drückte das Brautpaar sich die Hände und rückte näher zu einander.

Da stieß Frieder, der am Fenster saß, einen Laut aus. Ein Mann ging dicht am Fenster vorüber. Frieder hatte ihn schon ein Weilchen beobachtet, wie er drüben im Regen stand und unschlüssig herüber sah, dann mühselig an einem Stocke herüberhinkte, und jetzt war's ihm, als bohre der Mensch förmlich seine Blicke in die Stube.

Aber Frieder's Laut war noch nicht seinen Lippen entflohen, als die Mutter, die eben auch zufällig aus dem Fenster in den Regen hineinblickte, ihren Strickstrumpf sinken ließ, kreideweiß wurde und horchte. Die Hausthür ging, dann klopfte es. Wie erstarrt saß die Frau.

„Herein!“ rief der Meister.

Die Thür ging auf — langsam, zögernd — und durch dieselbe schob sich ein Mann in schlechten, vertragenen Kleidern, mit verbundenem Fuße.

Die Helligkeit des Sommerabends genügte völlig, dies Alles erkennen zu lassen und noch mehr! Das reiche lockige Blondhaar, das junge, verwilderte Gesicht, jetzt auch noch vom Sonnenbrand aufgeglüht und verschwollen,

und darauf neben den unverkennbaren Spuren des wüsten Lebens in dieser Minute einen Ausdruck von Scham, von tödtlicher Pein!

Die Mutter hatte laut aufgeschrien.

Dann sprangen Alle auf und starrten lautlos, mit unsäglichem Schrecken auf den Menschen an der Thür. Auch dieser war stumm. Was er vielleicht hatte sagen wollen, erstarrte unter diesem vernichtenden Entsetzen der Seinigen.

„Was willst Du?" begann jetzt der Vater, dem Ankömmling einen Schritt näher tretend. Nie hatte er zorniger, härter ausgesehen; aller Kummer, alle verzweifelte Angst dieser Jahre wallten in seinem Herzen heiß empor, aber gallenbitter.

„Was willst Du?" fragte er noch härter, da der verkommene Mensch an der Thür nichts sagte, wiewohl seine Lippen sich bewegten und krampfhaft bebten.

„Vater —!" klang es endlich heiser, kaum verständlich.

„Ich weiß nichts von dem Lump, der da steht!" brach wild und laut des Alten Zorn hervor.

„Vater!" stammelte die Frau in Todesangst und trat neben ihn, suchte seine Hand zu fassen. Sie hätte nie gewagt, etwas Anderes zu thun, als was er wollte.

„Laß mich! Ich will nichts wissen von dem da, dem das Laster auf der Stirn steht!" schrie er, die Frau zurückschiebend.

Einen einzigen Blick warf der Sohn auf die Seinen, einen Blick, den Alle sahen und verstanden.

Darin lag der alte Trotz, die lodernde Heftigkeit —

und doch, daneben ein Jammer, eine Reue und Trostlosigkeit, die herzergreifend war. Mit der so wohlbekannten stolzen Geberde warf er das üppige Haar aus der Stirn; er knirschte mit den Zähnen — und dann war die Stelle leer, wo er gestanden. Die Thür fiel krachend in's Schloß.

Mit einem Jammerschrei sank die Mutter neben dem Gatten, dessen Hand sie noch hielt, auf die Kniee.

„Vater! Vater!"

Und „Vater!" riefen laut aufweinend auch Magdalene und Frieder, und hingen sich an den strengen, gefürchteten Herrn der Seinen mit scheuen Bitten in den Mienen.

„Sagt mir nichts! Laßt mich! Ich weiß, was ich thue!" keuchte Burgmann schwer athmend und wischte sich mit der harten Hand über die feuchte Stirn. Er wehrte sie von sich ab, seine Kinder, sein Weib, und dann verschwand er mit dem blassen, zornigen Gesicht in der Kammer. Die Mutter aber lag am Boden und schluchzte krampfhaft, Magdalene und Ernst Schlichting suchten vergeblich die Unglückliche aufzurichten, und Frieder brachte Wasser, nahm den Kopf der Mutter an seine Brust und streichelte und liebkoste sie unter heißen Thränen, indem er sie bat, einen Tropfen zu trinken. — Linchen Binder aber war verschwunden.

2.

Nach fünf Jahren der Entfremdung war der Verlorene zurückgekommen. Hatten sie geträumt? War es möglich, daß der Vater seinen Liebling von seiner Thür jagte?

Und wie hatte dieser Liebling seines Herzens ausgesehen? Was war aus Johannes geworden? Und wohin trieb es ihn nun?

An Linchen Binder dachte Keiner. Sie aber war hinausgeflogen hinter Johannes her. Auf der Straße, wohin sie zuerst lief, sah sie ihn nicht; sie stürzte nach dem Gärtchen an der Hinterseite des Hauses.

Sie sah noch, wie er sich mühsam nach der dichten kleinen Laube schleppte, und da sank er nun auf die Bank, die er selbst einst als Knabe gezimmert, da saß er, den Kopf auf die Hand gestützt, ein Bild hilfloser Wuth und Beschämung.

„Johannes!" — Weiter konnte sie nichts sagen. Er schrak zusammen und wurde flammendroth; zornig blickte er sie an; dann aber senkte er die dunklen Augen, legte die Hände vor's Gesicht, und plötzlich fing seine Brust an zu wogen, es rang furchtbar in ihm.

„Johannes! Johannes!" flüsterte sie.

Kein Wort von Liebe, aber er hörte den Ton, und der brach all' den Trotz und schluchzend lehnte er den Kopf an ihre Schulter, und sie schlang ihren Arm um ihn und flüsterte ihm sanfte Worte zu — sie wußte selbst nicht was, er auch nicht, aber es fiel ihm wie Balsam in's Herz. Er hatte Linchen, seine Spielgefährtin, immer gern gehabt — nichts Anderes sah er heute in ihr.

Wie lange sie schon beieinander gesessen, wußten sie nicht; als sie aus der dunklen Laube traten, war es tiefe Dämmerung.

„Komm' mit, stütze Dich auf mich, Johannes!" sagte

sie. Und willenlos, gefügig wie ein Kind folgte er ihr. Der starke Mann war von der Gemüthserschütterung ganz ermattet.

Das wohlbekannte Loch in der Hecke — ach, sie waren als Kinder tausendmal hinüber und herüber geschlüpft! — war noch da. Durch dasselbe traten sie in Binders Gärtchen, und von da gelangten sie in's Haus.

„Komm!" sagte Linchen. „Still, die Mutter schläft."

Er folgte ihr wie im Traume; sein Fuß that furchtbar weh, hing wie ein Bleiklumpen an ihm; er konnte das Stöhnen nicht ganz unterdrücken, wiewohl er die Zähne aufeinander biß. Aber es half nichts, die enge, steile Treppe mußte er hinauf. Es war stockdunkel, doch er kannte von früher her jeden Schritt hier, und nun waren sie oben, und Linchen öffnete eine Thür.

Ein kleiner Trockenboden lag vor ihnen. In der Ecke auf einer Kiste waren Betten aufgestapelt. Linchen riß eilig einige trockene Wäsche von den ausgespannten Leinen und warf sie in einen Korb, dann legte sie geschäftig die Betten auf die Erde, nahm eines der Wäschestücke — es war ein Betttuch — zupfte es ein wenig glatt und breitete es darüber.

„So! Nun wirst Du weich liegen, wie gewiß seit lange nicht! Zum Zudecken hab' ich nichts, Johannes. Doch halt! ich gebe Dir des Vaters alten Mantel. Sieh, nun ist der auch noch zu 'was gut. Und hier ist die Kiste, da setze Dich einstweilen nieder, ich will schnell hinunter, Wasser zu holen, wir müssen doch erst nach dem Fuße sehen, der thut Dir ja schrecklich weh! Mach' die Binden los, Johannes, ich bin gleich wieder da."

Ihm war, als träumte er. Aber er that in dumpfer Rathlosigkeit Alles, was sie wollte, und fünf Minuten kaum dauerte es, da war sie mit einem Zuber voll lauen Wassers zurück, und dann holte sie eine Lampe und altes Linnen.

Er scheute sich, ihr die schreckliche Wunde zu zeigen; sie schrie auf, als sie dieselbe dann aber doch sah.

Als er neulich in der Hitze die alten harten Schuhe beim Wandern ausgezogen hatte, war er in einen Glasscherben getreten, und durch Vernachlässigung und das tägliche Gehen war der Fuß sehr schlimm geworden.

Das erzählte er einsilbig auf ihre Fragen, jedes Wort löste sich schwer von seinen Lippen. Er hätte vor Scham vergehen mögen, und doch war ihm so erleichtert und ruhig zu Muthe; er begriff sich selbst nicht. Der Auftritt mit dem Vater verschwand aus seiner Erinnerung bei ihrem liebevollen Walten. Wie lange war keine Menschenseele so lieb und gut gegen ihn gewesen!

„Ach, Linchen, wie bist Du gut!“ hätte er rufen mögen; es drängte ihn fast unwiderstehlich dazu, aber er schämte sich so. Wie mochte er wohl schrecklich aussehen! Ein Blick auf seinen verwahrlosten Anzug, auf seine schmutzigen Hemdsärmel, die aus dem Rocke hervorsahen, bestätigte diese Furcht mehr als genug.

„Linchen, ich möchte mich gern erst noch waschen!“ stammelte er bittend,

„Das sollst Du, Johannes, warte nur einen Augenblick. Und unterdeß koch' ich Dir Kaffee,“ sagte sie in einer Aufregung, die ihm ganz sonderbar vorkam. Sie lief die Treppe ab und auf, unermüdlich.

„Sieh' her, Johannes, da hast Du auch ein reines Hemd und eine Jacke vom Vater. Mutter sagte immer, wir wollten nichts von seinem Zeuge verkaufen. Sieh', nun ist's gut, daß wir's nicht thaten. Morgen bringe ich Dir seinen guten Rock; ich könnt's schon gleich thun, aber die Mutter schläft, und der Kleiderschrank steht in der Stube. Und nun will ich gehen, Dir den Kaffee zu bringen, und darnach legst Du Dich hin, Johannes, und dann schläfst Du gut und ich hoffe, der Fuß soll Dir nicht mehr so weh thun!"

„Wie gut bist Du, Linchen!" rief es mit ungestümer Dankbarkeit in seinem Herzen. Aber über die Lippen kam kein Wort; er senkte nur den Kopf tiefer.

Sie sah es, daß er sich so sehr schämte, und das that ihr weh. Aber sie verschluckte die aufsteigenden Thränen und lief hinab.

Nach einer guten halben Stunde klopfte sie wieder an die Bodenthür.

„Ich bin fertig!" sagte er, ihr dieselbe öffnend. Wie hübsch und männlich sah er aus, gar nicht mehr so verwildert! Freilich anders, als da er gegangen war. Ach, das wilde Leben konnte man ihm doch noch ansehen!

„Ich danke Dir, Linchen!" zwang er sich jetzt zu sagen.

Sie nickte ihm zu mit ihren strahlenden ehrlichen Augen. Noch nie war ihm ein Weib so reizend erschienen wie sie, und er hatte sie doch früher keineswegs schön gefunden. Wie gütig und freundlich sie blickte! Und dabei that sie gar nicht, als wär' er der Lump, der verkommene Strolch, von dem der Vater nichts mehr wissen

wollte. Auch zur Bitterkeit ließ sie ihm gar keine Zeit. Wie Balsam fielen ihre Worte auf sein Herz.

„Komm, Johannes, iß und trink'!" sagte sie fröhlich, als sei er ein lieber, gern gesehener Gast.

Und nun reichte sie ihm den Kaffee, legte ihm zwei große Butterbrode daneben und entschuldigte sich, daß sie nichts Besseres im Hause hätte.

„Und nun laß Dir's schmecken und schlaf wohl," sagte sie dann und schlüpfte wieder fort, sah aber noch einmal zurück und flüsterte: „Du mußt auch die Lampe vorsichtig auslöschen, Johannes!"

Er war allein. Es kam ihm vor, als brenne die Lampe plötzlich nicht mehr so hell. Und dann aß und trank er mit hungriger Hast; den ganzen Tag über hatte er nichts gehabt als eine Schnitte trockenes Brod, die ihm eine Bauernfrau gegeben.

Dabei aber stürzten sich die quälendsten Gedanken auf ihn. Und dennoch aß er — er hatte so großen Hunger! Und es schmeckte ihm, wie nie zuvor, und das wohlige Behagen nach der gründlichen Waschung, die Freude an der reinen Wäsche, die er trug, kam über ihn. Eine sanfte Müdigkeit überfiel ihn, seine Gedanken wurden langsamer, er wußte wohl, er war ein Lump und das nagte an ihm, aber ihm war so wohl, wie seit langen, langen Jahren nicht.

Er löschte die Lampe aus, sank in die weichen Kissen und schlief ein, fest und traumlos. —

Am anderen Morgen, als er erwachte, stand ein Topf mit Milchkaffee nebst zwei großen Butterbroden dicht an

der Thür. Dabei lag ein Zettel und darauf stand: „Ich muß Dich einschließen, lieber Johannes, mit dem kranken Fuße darfst Du mir nicht fort. Ich laufe nur eben zur Frau Präsidentin, ob ich ihr die Wäsche nicht in unserem Hause plätten darf."

Es regnete in Strömen, die Dachrinne tropfte, der Himmel war von Nebel- und Regenwolken dicht verhängt. Johannes fühlte außerdem rasende Schmerzen

„Ich könnte heute nicht fortgehen, wenn ich auch wollte!" dachte er und machte sich, so gut er konnte, frisch. Mühselig und unter heftigen Schmerzen schleppte er sich zum Bodenfenster, er brauchte nur die Hand hinaus zu halten, so lief sie ihm voll Wasser, und das Waschen that ihm gut. Einen alten Taschenkamm hatte er auch und mit Regenwasser glättete er seine Haare, seinen Bart.

Es war ein Bestreben in ihm, Linchen sauber und nett zu erscheinen. In demselben Gefühle schlichtete er die Betten sorglich, wie er sie gestern übereinander liegen gesehen, und machte Ordnung. Linchen sollte nichts damit zu thun haben, die hatte Last genug von ihm.

Das Frühstück schmeckte ihm vortrefflich; aber dann wartete er sehnsüchtig auf Linchen, und diese kam nicht. Jetzt konnte er den Gedanken aber nicht mehr entfliehen; jetzt packten sie ihn, quälten und folterten ihn, regten ihn auf in tödtlichster Scham, in tiefster Reue.

Oft wurde ihm so schlimm zu Muthe, daß er weglaufen wollte. Wohin? Einerlei, nur fort, ein Strolch war er ja doch! Aber dann gedachte er Linchens, und wie sie gestern Abend für ihn gesorgt, und das that ihm so

wohl. Sie war doch das einzige Menschenkind auf Erden, das für ihn etwas übrig hatte.

Und nun erwartete er sie mit ungeduldiger Sehnsucht. Endlich kam sie die Treppe herauf, leicht, rasch, als scheute sie sich, fest aufzutreten.

„Gott sei Dank, da ist er noch!“ rief sie. „Mir war so Angst, Johannes! Und ich konnte nicht gleich fort, die gnädige Frau wollte erst ein weißes Kleid geplättet haben für das gnädige Fräulein. Du kannst nicht glauben, welche Angst ich hatte, daß Du mir weggingst. Beim Apotheker war ich auch, und da ist Heilsalbe, und gleich wollen wir den Fuß erst wieder baden — täglich dreimal hat er gesagt — und gar nicht auftreten, Johannes! Und sieh Einer, da hat er die Betten ganz sauber hübsch zusammengelegt!“ Sie sah ihn mit freundlichem Erstaunen an; ihm that der Blick so wohl.

„Aber siehst Du, Johannes, hier oben bleibst Du nicht; Du gehst mit hinab zur Mutter! Ich habe schon mit ihr gesprochen. Und Du kannst mir vielleicht ein paar Dutzend Klammern schneiden. Die Mutter thut es sonst, aber die ist so schwach jetzt.“

So plauderte sie auf ihn ein und fragte nicht, ob er wolle. Sie hätte ihm auch befehlen können, was sie mochte, er hätte es im willenlosen Behagen gethan. Das scheue Zurückbeben vor Frau Binder mußte er freilich überwinden; die Kranke machte es ihm aber auch leicht genug, denn freundlicher als er sie je gekannt, streckte sie ihm die mageren Hände entgegen.

„Grüß Gott, Johannes! Komm, ziehe Deinen Stuhl an

mein Bett, dann hat Linchen mehr Raum," sagte sie, und er war ganz betroffen. Träumte ihm? War es ein schrecklicher Traum, daß er sich fünf Jahre umhergetrieben? Bald arbeitend und viel Geld verdienend und dann wieder dies Geld bis auf den letzten Heller vergeudend? Tagediebend, trinkend in schlechter Gesellschaft? Ach nein, es war kein Traum! Und er war dabei ein Lump geworden.

Linchen saß keine Sekunde still; ohne Lärm oder Unruhe zu machen, war sie bald hier, bald da; sie stellte ihm ein Bänkchen mit einem weichen Kissen unter den kranken Fuß und gab ihm Holz und ein Messer in die Hand. Dann begann sie zu bügeln und plauderte mit der Mutter, sprach von Diesem und Jenem und that kaum, als ob Johannes da wäre. Der schnitzte fleißig Klammern, als wär's für Geld, sagte aber kein Wort.

Stunden gingen so in tiefster Ruhe dahin. Da hörten sie eilige, laufende Schritte, und dann erschien ein Kopf draußen auf der Straße hinter den Scheiben. Es war Frieder. —

„Linchen, ob Du nicht —"

Die Bestellung blieb ihm im Munde stecken, und dieser weit offen. Mit ungläubiger Fassungslosigkeit starrte er auf die Drei, die da so fröhlich zusammen saßen. Dann flog helle Freude über sein Gesicht.

„Herr Gott, der Frieder!" murmelte Linchen in heftigem Schrecken. Hastig sprang sie auf, an's Fenster, wollte Frieder hereinrufen, aber der war schon fort und schon drüben in das Zimmer gestürzt.

„Mutter, Mutter! Denke Dir nur, der Johannes ist bei Binders! Sitzt da und hat den Fuß im Kissen," schrie er.

Frau Burgmann saß blaß und mit verweinten Augen am Fenster und nähte an Magdalenens Aussteuer. Sie ließ die Hände in den Schoß sinken.

„Frieder, 's ist nicht möglich!" stammelte sie; ein Freudenstrahl leuchtete dabei in ihren Augen auf.

„Doch Mutter, ich hab's genau gesehen."

„Was ist nicht möglich? Was erzählst Du da?" sagte der Meister, aus der Kammer tretend, wo er sich eben gewaschen und das Haar gekämmt hatte, wie jeden Mittag vor dem Essen. Er hatte offenbar schon mehr gehört, als wünschenswerth. Frieder war glühendroth geworden; die Mutter blickte unsicher auf ihren Schoß.

„Lüg' nicht, Junge!" rief drohend der Vater, und in seine Augen trat schon wieder das zornige Funkeln.

„Das wollt' ich ja gar nicht!" vertheidigte Frieder sich.

„So sprich! Was gab's?" herrschte der Alte ihn an, der seit gestern reizbarer war als je.

Frieder berichtete, und der Vater horchte hoch auf. „So? Das Weibsvolk bestärkt den Lump noch in seinem Trotze?" rief er grimmig.

„Ach Gott, Mann, er hat den kranken Fuß!"

„Schweig! Dir wär's recht, wenn der Lotterbube uns Alle in Schimpf und Schande brächte! Jahre lang hat er nichts zu wissen verlangt von uns, und nun kommt er so heim! Und Linchen schämt sich nicht, den Bruder Liederlich bei sich aufzunehmen, und thut mir das an?"

Frieder und die Mutter wechselten einen verstohlenen Blick. Durch den Ton des Vaters klang ein Etwas, was den zornigen Worten und Geberden nicht recht gehorchen wollte. Das fiel ihnen Beiden auf und ließ daher ein heimliches Hoffen zu. Aber sie schwiegen; der Meister stapfte schwerfällig und stumm hin und her, eine ganze Weile.

Endlich stand er vor seiner Frau still, und sie sah erschreckt in sein hartes, finsteres Gesicht.

„Daß mir Keines von euch den Fuß über Binders Schwelle setzt! Das Weibsvolk soll mich kennen lernen! Es ist Alles aus zwischen uns und denen dort drüben. Ihr sprecht nicht mit ihnen und noch weniger mit dem — dem —! Ha! Ich seh' ihn da noch stehen, den Strolch! Die Schande für mein weißes Haupt!"

„Vater! Er hat weder gestohlen noch —"

„Schweig!" schrie der Meister sein Weib an, so wuthbebend, daß die Aermste laut aufweinend zusammensank.

Aus des Frieder's Augen aber blitzte dem Alten ein nie gesehener Geist der Empörung an. Der Junge hielt die Mutter umschlungen und senkte den Blick nicht, zuckte nicht mit der Wimper, als der Vater ihn mit dem seinigen dazu zu zwingen dachte.

Der Alte war selber heimlich erschrocken. Daß er zu weit gegangen, fühlte er. Wie? Sollte er sich den zweiten Sohn durch eigene Schuld entfremden?

Auf einmal schlug sein Herzleid in Thränenweichheit um — zum ersten Male. Er fuhr sich mit der arbeitsharten Hand über das Gesicht und sagte dann mit einem

Tone, den Frieder nie von ihm gehört: „Sieh, Frieder! Dahin kann Einen der Kummer um ein ungerathenes Kind bringen! Zu dem Herzeleid der Mutter leg' ich noch meine Grobheit! — Mutter, weine nicht, mach' mich nicht ganz und gar kaput!"

„Ach, Vater!" Sie schluchzte nicht mehr, trocknete ihre Thränen und lehnte ihren Kopf an seine Brust. Frieder hielt des Vaters Linke in der seinigen, mit der Rechten streichelte dieser seines Weibes Haar und Wangen.

Und dann war's, als schäme er sich seiner Weichheit.

„Nun, laßt's gut sein, ich muß erst noch in die Werkstatt!" sagte er. „Und was ich gesagt hab', dabei bleibt's."

Frieder und die Mutter waren allein.

„Mutter, 's ist doch riesig nett von Linchen!" flüsterte der Junge, als er die Werkstattthüre gehen hörte.

„O Frieder, wie bin ich froh! Wenn ich's dem Linchen nur vergelten könnte!" seufzte sie.

Da brachte Magdalene das Essen herein, und obwohl sie verwundert und mitleidig in der Mutter Antlitz blickte, so fragte sie doch nicht, denn der Vater folgte ihr auf dem Fuße.

3.

Eine Woche war seit der Rückkehr des verlorenen Sohnes vergangen, und der Tag neigte sich, da öffnete sich bei Binders die Hausthür, und Linchen trat ein.

„Endlich!" riefen zwei Stimmen ihr froh entgegen. „Endlich, Linchen!"

„Ja, das sagt' nur; mir wird jetzt der Tag ordentlich lang, weil ich immer nach Hause denke, und was ihr wohl anfangt," sagte sie freundlich, legte in ihrer besonderen Art Hut und Tuch ab und trat an der Mutter Bett.

„O, mir geht mit dem Johannes jetzt die Zeit so gut hin," sagte diese und blickte vergnügt auf ihren Gesellschafter, der, neben ihrem Bette sitzend, einen Tisch mit Schreibmaterial vor sich hatte. Linchen hatte ihm Arbeit zum Abschreiben vom Herrn Präsidenten verschafft, dem ein Schreiber krank lag.

„Der Mutter ist's schon genug, wenn ich hier nur sitze und schreibe," sagte bescheiden Johannes.

„Ja, fleißig ist er, das muß man ihm lassen, Linchen," lobte Frau Binder.

„Ich wollte nur, Sie und Linchen könnten mich 'mal bei meinem eigentlichen Geschäft sehen, Frau Binder. Es wäre mir eine Erleichterung, wenn ich zeigen könnte, daß ich meine Sache verstehe, denn so wie ich hier sitze —"

„Nun, Johannes, fängst Du schon wieder an zu seufzen? Vergißt Du schon heute, was Du gestern gelobt?" versetzte Linchen, die schon längst in voller Thätigkeit im Zimmer und in der Küche umher wirthschaftete. „Und dazu habe ich noch eine Ueberraschung für Dich. Sieh' her!" Und sie hielt ihm ein Päckchen Tabak hin.

„O Linchen, Du bist zu gut — ich kann's nimmer vergelten!" Er ergriff ihre Hand.

„Ei was! Unsinn! Wirst Dich schön gesehnt haben nach Deiner Pfeife. So einem Mannsbild geht die doch über Alles!" lachte Linchen glückselig.

„O Linchen, Du bist das beste Mädchen auf der ganzen Welt!“ sagte Johannes mit Ueberzeugung.

„Ach, dummes Zeug!“ lachte die Belobte. Und dann aßen sie und hatten viel Scherz zusammen, und Linchen behauptete, Johannes wolle nicht ordentlich essen, weil er nicht schnell genug an seine Pfeife kommen könne, wogegen er sich wehrte und ganz rothwerdend sagte, er verdiene gar keine Pfeife, er liege hier und verzehre, was Linchen mühsam zusammen arbeite.

Nach dem Essen kam Linchen dann aus dem Gärtchen herein, wo sie Wäsche von der Leine genommen, legte ein Päckchen auf den Tisch und sagte: „Da ist wieder was! Deine Mutter läßt Dir's zukommen, Johannes. Es lag wieder gleich vorn im Hausgange.“

Sie wickelten das Päckchen auseinander. Es enthielt zwei Hemden und zwei Paar Socken, einen Thaler, eine Wurst und ein Pfund schöne frische Butter, letztere sorgfältig in Weinblätter und vieles Papier gehüllt.

„Die gute Mutter!“ Johannes Augen wurden feucht.

So waren schon mehrere heimliche Packete angekommen. Eines Morgens in der Frühe hatte Linchen sogar vor der Hausthür ein Körbchen mit ihrer Adresse gefunden; dasselbe enthielt kleine Päckchen mit allerlei Kolonialwaaren, wie sie Ernst verkaufte. So wollten Alle Linchen die Last, Johannes zu ernähren, tragen helfen. Dem griff jedes derartige Zeichen von Liebe der Seinen wie mit Geierkrallen in's Herz.

Sie hatten so wenig und gaben für ihn, was sie nur konnten; er aber hatte all' diese Jahre her Geld über

Geld verdient, sobald er sich nur an die Arbeit begab, denn er war ein geschickter Mechaniker, und seine Arbeitgeber ließen ihn stets nur ungern wieder los; doch sobald er ein paar Thaler in der Tasche hatte, fand er keine Ruhe mehr bei der Arbeit.

Das hatte er an einem dieser einsam am Bette der kranken Frau verlebten Tage ihr mit Reue gebeichtet, und immer wieder packte es ihn wie Verzweiflung, daß er sich von Linchen füttern lassen mußte. Er bestand auch darauf, daß diese ihm über Alles eine Rechnung schrieb.

„Alles sollst Du wieder haben, Linchen! Das ist gewiß!" versicherte er ihr, lediglich zu seiner eigenen Beruhigung, und legte die Rechnung zu seinem Paß in die Brieftasche.

„Na, das soll mir lieb sein! Hast auch recht, brauchst nichts geschenkt zu nehmen vom Linchen Binder!" erwiederte sie heiter.

„Die Gutthat kann ich euch doch nie vergelten!" seufzte er niedergeschlagen.

„Das kannst Du nicht wissen. Siehst Du, Johannes, wenn Du nun brav bei der Arbeit bleibst und so fleißig und geschickt bist, so gibt Dir Dein Herr eines schönen Tages die Tochter zur Frau und das Geschäft zu führen, dann bist Du ein feiner Herr, und Deine Frau trägt Locken und einen Federhut, und ich komme dann zu euch zum Plätten."

„Ja, Du kannst spassen! Es freut Dich, daß ich vor Dir so klein und jämmerlich dastehe!" fuhr er sie zornig an.

„Ei freilich, ich bin ja so eine boshafte Person!" wurde sie dann auch böse. Dann lenkte er ein.

„Ja, meinst Du denn, ich möchte mir nicht am liebsten die Haare ausraufen vor Wuth auf mich selber, wenn ich denke, daß Du mehr kannst, als ich gekonnt habe! Und Du bist auch nur so vergnügt, weil Du weißt, Du thust was Du kannst. Ja, Du hast ein gutes Gewissen!"

„Ein gutes Gewissen ist ein köstliches Ding, Johannes," sagte sie herzlich, „und um alle Schätze der Welt möchte ich's nicht missen."

„O — Du! Du bist ein gutes Kind, eine brave Tochter —"

„Nicht mehr als recht ist, Johannes!"

„Ja, was bin denn aber ich? Und das wurmt mich Tag und Nacht, und da sitze ich mit dem kranken Fuße und möchte die ganze Welt zurecht arbeiten, nur daß ihr's seht, der Johannes kann mehr als zwei Andere! Und das soll Einen nun nicht grämen, zu sehen, wie Du Dich abrackerst von Früh bis Abends. Und kein Vergnügen die ganze Woche, nicht einmal am Sonntag bist Du ausgegangen."

„Das thu' ich ja niemals, Johannes, wo sollte ich die Mutter denn unterdeß lassen? Du denkst doch wohl nicht, ich könnte mir Vergnügen machen und mein gutes, altes Mütterchen läge hier allein?" Und Linchen streichelte die Kranke und lachte sie treuherzig an.

„Niemals geht sie aus?" fragte Johannes ganz verblüfft die Kranke, die schweigend verneinte.

„Da sollte Einer ja rein aus der Haut fahren! Die ganze Woche lassen Sie das Mädchen arbeiten und Sonntags hat es nicht einmal seine Erholung?" fuhr er wieder auf.

„Aber Johannes! Was fällt Dir denn ein? Erholung habe ich, und ein Vergnügen ist es doch auch, daß ich nicht fort muß und darf still in unserem Stübchen bleiben und faullenzen. Ha, wie das gut thut! Und dann ziehe ich der Mutter eine weiße Nachtjacke an und mir mein Sonntagskleid; wie die Prinzessinnen trinken wir Kaffee zusammen und sehen die Leute vorübergehen. Ich weiß nicht, was Du willst! Wär's Dir denn lieber, ich liefe wie eine wilde Hummel auf die Tanzböden?"

„Nein! Keinenfalls! Das wäre mir sogar sehr unlieb, und so 'was könnte ich mir von Dir auch gar nicht 'mal denken."

„Nun also! Was willst Du denn? Aber so sind die Männer, Mutter. Ich sag's ja immer. Und die Frau Präsidentin sagt's auch allemal: ‚Ach, Linchen, mein Mann! Er ist auch zu eigen! Den ganzen Tag sitzt er über seinen Akten und sagt kein Wort, fehlt aber 'mal ein Knopf, dann redet er gleich wie ein Buch! Ja, die Männer!‘ Und dann kommt der Herr Präsident, guckt in der Stube herum: ‚Ist meine Frau nicht hier, Linchen?‘ — ‚Nein, Herr Präsident, die gnädige Frau ist ausgegangen.‘ — ‚So, ausgegangen? Schon wieder 'mal? Ja, die Weiber! Die Weiber!‘"

Und nun lachten sie wieder und plauderten, und Linchen war so drollig und lauter Lust und Leben; man konnte sie nicht ansehen ohne Vergnügen.

— — — — — — — — — — — —

Während so die Stimmung des heimgekehrten Sohnes mit jedem Tage hoffnungsfreudiger wurde, und auch sein

Fuß sich schnell besserte, saß Meister Burgmann in seiner Werkstatt und arbeitete rastlos. Es war schon lange, daß seinem Herzen die Freude fehlte, aber Selbstvorwürfe hatte er sich noch nicht zu machen brauchen, und jetzt ruhte die heimliche Stimme in ihm nicht, die ihn der Härte gegen Weib und Kinder zieh.

Ja, aber war es denn nicht in der Ordnung gewesen, daß er den Johannes, der wie ein Strolch heimkam, von seiner Thür wies? Oder war's nicht wenigstens begreiflich, daß er zornig wurde? War der Leichtsinnige nicht eine Schande für ihn und sein Haus?

Aber — er war der verlorene Sohn, der wiederkam, der Vergebung suchte, und er hatte ihn hart von sich gestoßen.

So ging das in des Meisters Seele schon viele Tage lang hin und her. Onkel Karl, sein Schwager, war verreist, sonst hätte der wohl im Interesse seiner Schwester ein Wort dazu gegeben, und was Onkel Karl sagte, das galt viel beim Meister. Jetzt konnte er sich auch mit Niemand berathen. Er sprach nicht über seine Gedanken mit den Seinen, und diese wagten gar nicht mit einem Laut an Johannes zu erinnern. Daß sie zuweilen, wenn Ernst kam, mit diesem heimlich flüsterten und erschreckt still wurden, sobald der Meister in die Stube trat, hatte Burgmann wohl bemerkt. Es ärgerte ihn, daß sie kein Vertrauen zu ihm hatten, und er wollte sich doch nicht eingestehen, daß er selbst dies Vertrauen zurückdrängte.

Von drüben hörte er nichts, er paßte scharf auf, und es hätte ihn beinahe gefreut, Eines von den Seinigen in

heimlicher Verbindung mit dem Nachbarhause zu ertappen; dann hätte er als gestrenger Richter doch wenigstens auch mal fragen dürfen; aber sie nahmen sich wohl in Acht, oder hielten sich wirklich gehorsamer, als er selbst gerade nöthig fand, an seinen Befehl. Und so blieb Meister Burgmann im Ungewissen, ob Johannes noch drüben sei oder nicht.

Da sah er eines Nachmittags einen Menschen auf sein Haus zukommen, der so unverkennbar das Gepräge eines Bruder Liederlich trug, daß ihm im Nu die Galle wieder in's Blut trat bei dem Gedanken an seinen Johannes, der nicht viel anders neulich ausgesehen hatte.

Richtig, der Kerl kam herein; es klopfte.

„Wohnt hier Meister Burgmann? Sie sind es wohl selbst?“ fragte in kecker Weise der noch sehr junge Mensch, dem man die bessere Herkunft sofort anmerkte. „Ich habe gehört, Ihr Sohn Johannes sei bei Ihnen, und ich bin ein guter Freund von ihm,“ fuhr er fort, da der Meister mit den scharfen strengen Zügen und Augen nur leise genickt hatte.

„So? Sein guter Freund?“

„Ja, Herr Burgmann, und ich soll ihm von Herrn Krüger bestellen, daß er wiederkommen möchte, sie wollten sich wieder vertragen. Wir haben nämlich dort gehört, daß er wieder nach Deutschland gekommen wäre, und hier heißt es ja, er läge krank bei Ihnen,“ redete der Fremde in dem sichtlichen Bemühen, sich angenehm zu machen, weiter.

„Wer ist denn Herr Krüger?“ fragte der Meister.

„Herr Krüger? I, das ist ja der reiche Herr Krüger, der das elektrische Licht macht; Ihr Sohn stand vor drei Jahren bei ihm in Arbeit und nun kann er Keinen wieder kriegen, der die feinen Sachen so gut macht."

„Hm. Und mit dem hat er sich überworfen? Warum denn?"

„Ja, hat der Johannes denn nichts von der Geschichte erzählt?" lachte unsicher der Andere, der offenbar nicht zum Verräther werden wollte, falls Johannes Ursache gefunden hatte, zu schweigen.

Die Augen des alten Mannes hatten aber eine seltsame unbequeme Art, zu fragen, und so setzte er halb gezwungen hinzu: „Es war wegen Fräulein Krüger."

„So, so! Liebschaft! Na, das kann man sich denken!" sagte der Alte im schärfsten Tone.

„Nun, das gerade nicht, Herr Burgmann! Sie wollte ihn, und er wollte nicht; da hat sie denn dem Alten geklatscht, daß der Johannes in der Walhalla — Gott, Eifersucht, Herr Burgmann! Herr Krüger hätte klüger gethan —"

„Seinen sauberen Gehilfen in den Wirthshäusern und auf den Tanzböden herumlungern zu lassen! Ja, daß Sie so denken, das kann ich mir vorstellen. Uebrigens geht mich die liederliche Wirthschaft des jungen Herrn nichts mehr an, bei mir ist er nicht; mein Haus ist ein ehrliches Haus, und ich dulde keine Herumtreiber darin! Das wollt' ich nur gesagt haben."

Immer lauter und grollender klang die Stimme des alten Mannes durch das Haus.

Erst erstaunt, dann betroffen und zuletzt zornig hörte der Andere ihn an, dann fuhr er heftig auf: „Sollten Sie mich etwa meinen, Sie alter Grobian, so brauchen Sie nicht so zu schreien, wenn meine Ohren auch nicht ganz so lang sind als die, welche aus Ihrem verbrannten Hirnschädel hervorgucken. Ich habe Sie noch um nichts angesprochen, Sie alter Tugendspiegel! Hol' Sie der Henker mit sammt Ihrem ehrlichen Hause; wir sind auch guter Leute Kind und nicht auf der Straße gefunden. Ergebenster Diener! Ergebenster —"

Die Frau saß in ihrer Stube und horchte kreideweiß auf den Lärm im Hausflur; sie verstand jedes Wort, und dann sah sie, wie ein Mensch in anscheinend nicht ganz freiwilliger Hast aus der Hausthür auf die Straße stürzte und mit der Faust drohend seine höhnischen Bücklinge und Grimassen nach ihrem Gatten zurück machte, der inzwischen die Thür schloß und gewissermaßen nachdrücklich verriegelte, wornach er sich in seine Werkstatt zurückbegab.

Magdalene war ausgegangen, Einiges einzukaufen, Frieder bei seinem Schwager, so blieb sie ganz allein und hatte vollauf Zeit, darüber nachzugrübeln, was da wieder mit Johannes gewesen sein möchte.

Der Meister saß unterdeß, den Kopf in beide Hände gestützt, und that desgleichen. Der bittere Aerger erstickte ihn fast. Also Johannes hatte eine so gute Stelle gehabt und hätte am Ende die Tochter eines reichen Mannes bekommen können, und ein solches Glück hatte er durch sein liederliches Leben verscherzt. Es war zu arg.

Burgmann stöhnte vor Aerger und Ingrimm. Und

dieser Kerl, der ihm so freche, höhnische Reden in's Gesicht geschrien hatte, nannte sich einen Freund von Johannes! Ja, in solcher Leute Gesellschaft konnte der wohl werden, was er geworden — ein verkommener Mensch, ein Strolch, eine Schande seiner Eltern, ein verlorener Sohn!

4.

„Was gibt's denn da?" fragte Johannes aufhorchend, als er den Schluß des Wortwechsels zwischen seinem Vater und dem Fremden hörte.

Er stieß eben das Fenster auf, als der Fremde ihn erblickte.

„Aha, da ist er ja! Du, der Alte hat mich hinausgeworfen! Komm heraus, ich hab' Dir 'was zu bestellen. Oder, hast Du Stubenarrest?" Damit trat der Mensch, ehe Johannes sich nur klar wurde, was vorging und wer da vor ihm stand, zu ihm.

„Klingemann!" murmelte er mechanisch und keineswegs angenehm berührt von dem Wiedersehen.

„Krüger schickt mich, ich soll Dir 'was bestellen. Aber Du, Dein Alter spuckt ja Feuer wie 'n Theaterdrache! Was hast Du denn mit dem gehabt? Kannst Du nicht ein bischen mit in irgend ein Lokal? Ich muß Dir doch Alles ordentlich bestellen, auch das vom Fräulein Krüger. Herr Gott, Kerl, wenn das reiche Mädchen in mich so verschossen wäre, wie in Dich, ich griffe gleich zu. Aber wie ist denn das? Du bist wohl gar nicht bei Deinem Alten?"

„Nein, ich habe Streit mit ihm gehabt, und hier herein kann ich Dich nicht einladen, Frau Binder ist krank. Kannst Du mir nicht bestellen, was Krüger von mir will?"

„Oho, bestellen kann ich's schon. Sollst wieder kommen, er hat Keinen, der ihm die feine Arbeit macht, und jetzt will er an's elektrische Licht, wornach Alles schreit. Aber was fällt Dir denn ein, so komm doch heraus!"

„Ich kann nicht, Klingemann, ich sitze schon seit zwei Wochen mit 'nem schlimmen Fuße da, und sie pflegen mich hier. Der Alte hat mir's Haus verboten."

„Hahaha!" lachte es draußen, und dann sah Frau Binder, die aufmerksam horchte, wie sich der Kopf eines Menschen vor das offene Fenster schob und dieser seine beiden Arme breit auf die Fensterbank legte, so daß Johannes mit einem Ausdruck von Unzufriedenheit und Verlegenheit ihn abzuwehren suchte.

„Laß das, hier ist eine Kranke!"

„Kranke? Wirklich? Na, liebe Frau, Sie erlauben wohl 'mal. Oder darf ich 'reinkommen?"

„Laß ihn nur," sagte Frau Binder zu Johannes.

„Nein, das geschieht nicht! Sie sind krank, und hier ist kein Wirthshaus!" rief dieser aber energisch, da der Andere sich schon zur Hausthür wendete.

„I, nun seh' mir Einer! Drüben zeigt mir der Alte die Thür, und hier der hochlöbliche, wohledle Herr Johannes! Bist Du verrückt, Kerl? Die Frau hat mich ja —"

„Du bleibst, wo Du bist, oder Du fährst wieder hinaus, wie's Dir nicht lieb ist!" schrie Johannes, dunkelroth vor Zorn und Verlegenheit über den sauberen Freund.

Da ging hinter ihm die Thür auf. Linchen kam herein. „Was ist denn hier los?“ fragte sie erschrocken.

„Hahaha! Da ist seine Liebste! Die muß ich kennen lernen! Juchhe! Ertappt, Du Heuchler!“

Und mit zwei Sätzen war der ungebetene Gast in der Stube. Linchen flüchtete mit einem Schreckensschrei an das Bett der Mutter, Johannes aber warf sich, kreideweiß vor Wuth, auf den Eindringling, dessen frech vertrauliches Lachen unter seiner Faust sich in einen erstickten Wuthschrei verwandelte.

Es gab eine wüthende, kurze Balgerei; dann flog der Eindringling durch die noch offene Hausthür auf die Straße hinaus, wo er mit wüthendem Aufschrei zur Erde fiel, gerade in dem Augenblicke, als ein Gendarm die Straße heraufkam.

Johannes lehnte keuchend, mit rasendem Schmerz im Fuße, an der Wand, Linchen stand zitternd am Bett der Mutter, da blickte der Gendarm schon durch das offene Fenster.

„Guten Tag, Frau Binder! Guten Tag, Fräulein! Was ist hier vorgegangen? Der Kerl hier draußen hat bei Ihnen Skandal gemacht?“ fragte er wohlwollend, blickte dann aber erstaunt und mit schärferem Ausdruck auf den jungen Mann, der offenbar in die Sache verwickelt schien.

„Wer sind Sie? Was hat es hier gegeben?“ wiederholte er.

„Lärm hat er gemacht. Und ich heiße Johannes Burgmann, mein Vater wohnt nebenan!“ sagte dieser trotzig.

Draußen fing Klingemann an zu schimpfen, der Gendarm befahl ihm aber ruhig zu sein und ließ sich dann von den beiden Frauen den Hergang erzählen.

„Und Sie wohnen hier?“ fragte er und sah Johannes wieder so durchdringend an, daß dieser erröthete, nicht vor Verlegenheit um seinet-, sondern um Linchens willen, denn er kannte die Welt und wußte, was der Gendarm zu denken begann.

„Es ist das Beste, wir sagen's dem Herrn Gendarm,“ schlug aber Linchen schon vor, und dann erzählten die beiden Frauen, wie es käme, daß Johannes hier wohnte und nicht bei den Eltern.

„Nun, das Beste ist dann wohl, wir legen die Sache in Güte bei, wenn dieser hier ruhig seiner Wege gehen will. Im Nothfall kann ich Sie hier finden,“ sagte der Gendarm zu Johannes.

Nach wenigen Minuten war dieser mit den Frauen wieder allein.

„Vergeben Sie mir, daß ich Ihnen auch dies noch anthat!“ bat Johannes die Mutter.

Diese hielt ihres Kindes Hand und sah traurig aus. Es schien, sie fühlte sich verletzt durch den unangenehmen Vorfall. Linchen war wie immer diejenige, die das erste Wort fand und Spaß zu machen suchte, aber es gelang ihr nicht recht und nach einer Weile ging sie wieder an ihre Arbeit draußen.

Den ganzen Nachmittag war Frau Binder ebenso schweigsam wie Johannes. Am Abend in der Dämmerstunde ging er aus, wohin, sagte er nicht.

„Sollte er hinter dem Kerl her sein, der so befreundet mit ihm that?“ sagte die Mutter zu Linchen.

„Was sagte der Mensch denn, Mutter? Wie kam denn der schreckliche Streit?“ fragte sie.

„Der Fremde brachte ihm Nachricht von einem Fräulein Krüger, sie sei so verliebt in Johannes und reich, und ihr Vater hat sagen lassen, er sollte doch nur wiederkommen, er hätte viel Arbeit.“

„Mutter!“

„Ja, Linchen! Und ich wollt's Dir doch lieber sagen. Ich hab's wohl gemerkt, daß Du Dein Herz an ihn hängst.“

„Mutter — nein, das ist nicht wahr — das mit dem Fräulein Krüger,“ sagte Linchen leise in bangem Tone.

„Wahr ist's, mein gutes Kind. Ach, Linchen, der Johannes ist ja auch nur ein Sausewind!“ Der Mutter liefen die Thränen über das Gesicht, Linchen sah plötzlich sehr ruhig in die Flamme der auf dem Tische brennenden Lampe.

„Ich mache mir nichts daraus, Mutter,“ flüsterte sie. Dann erhob sie sich von dem Bettrande und ging hinaus, aber als sie noch auf dem Flur stand, klirrte das Schloß der Hausthür, und Frau Binder hörte Johannes' Stimme: „Bist Du's, Linchen?“

„Ja, Johannes.“

„Komm' herein, ich habe Dir und der Mutter 'was zu sagen.“

Dann traten Beide ein, und Johannes ging sogleich an das Bett der Frau.

„Liebe Frau Binder,“ begann er, indem er ihre welke,

magere Hand ergriff, „ich wollte mich tausendmal bedanken für das, was Sie und Linchen an mir gethan haben, und was ich nie so vergelten kann, wie ich's wohl möchte. Ich habe wieder Arbeit und reise schon diese Nacht ab; mein früherer Prinzipal, Herr Krüger — Sie hörten es ja wohl —"

„Ja, und die Tochter —" Frau Binder stockte.

„So ist es. Sie mag mich leiden, und der Alte thut Alles, was sie will, und wenn — wenn ich mich entschließen kann — er hat es mir damals schon angedeutet. Und dann kann ich auf einem Brett abbezahlen, was Sie für mich ausgelegt haben, Frau Binder. Das Andere, alle die Güte und Liebe, das — das kann ich ja doch im Leben nicht gut machen, aber vergessen werd' ich's Ihnen und dem Linchen nie. Und Sie sollen sehen, Frau Binder, ich werde jetzt ein ordentlicher Mensch, und Sie und Linchen — das liebe, gute Linchen, haben mich dazu gemacht."

Die Stimme versagte ihm vor Rührung, dennoch sah er freudig erregt aus. Er beachtete nicht, daß Mutter und Tochter so still und gedrückt erschienen. Aufgeregt ging er im Zimmer hin und her; er hinkte noch, aber die Rauferei am Nachmittag schien ihm nicht geschadet zu haben.

„Ich bin bei Ernst Schlichting gewesen und habe mir Reisegeld von ihm geliehen, auch der Mutter Alles sagen lassen, und daß sie von jetzt ab keinen Kummer mehr von mir haben soll, und daß Linchen mich auf den rechten Weg gebracht hat durch ihren Fleiß und ihre Aufopferung."

Was er sprach, war Alles vollste Ueberzeugung. Wie

Fieber überkam es ihn, sein Blut begann zu wallen. Die reiche Braut, das große, schöne Haus, welches sie ihm zubringen würde, das große Vermögen — es wirbelte ihm förmlich im Kopfe.

„Du denkst wohl schon an Deine reiche Braut, Johannes?“ weckte ihn Linchens Stimme aus diesen Träumen.

Er blickte auf. Wahrhaftig, er mußte wohl sehr tief in Gedanken versunken gewesen sein, denn da stand auf dem Tische die Kaffeetasse und Brod und Butter daneben. Das hatte sie Alles unbemerkt herbeigetragen.

„Der Zug geht um zwölf Uhr vierzig Minuten, Johannes,“ sagte Linchen freundlich. „Iß erst noch tüchtig und steck' auch etwas ein.“

Dann saßen sie schweigsam zusammen; er dachte an seine guten Vorsätze und an Fräulein Krüger und an die Arbeit, für die der reiche Mechaniker keinen geschickteren Gehilfen finden konnte, als ihn. Sein Stolz fühlte sich geschmeichelt, und dabei zuckte ihm der Eifer in allen Gliedern. Ha, jetzt konnte er zeigen, was für ein Mann er war!

Da ging es draußen im Flur; es nahten sich ungewisse, zögernde Schritte. Linchen öffnete die Thür.

„Nur herein, Frau Burgmann,“ rief sie, und Johannes sprang auf, stürzte hinaus in das Halbdunkel und hielt seine Mutter umfangen, lachend vor Freude und weinend vor Herzeleid.

„O Johannes! Linchen kam angelaufen, und dies Glück, der Vater ist grad' weggeholt. Sie haben Streit wegen der Sterbekasse, und ich saß schon und dachte, jetzt

wär's Zeit, jetzt wär' der einzige Augenblick. Und nun willst Du wieder fort? Hast Arbeit, sagt Linchen? Ach, das gute Mädchen!"

Die Mutter küßte ihn zwischendurch, streichelte ihm die blonden Locken, sah ihn, offenbar angenehm überrascht über sein gutes Aussehen, forschend immer wieder an, endlich befühlte sie seinen Rock.

„So gutes Tuch," murmelte sie.

Eine flammende Röthe schoß über des Sohnes Gesicht.

„Herr Gott, Frau Binder, Sie hätten mich mit dem Rock gehen lassen und nichts gesagt!" rief er erschrocken. Sie hatten ihn gekleidet, wie sie ihn genährt hatten, und er hatte Alles genommen, fast ohne etwas dabei zu denken.

„Ihres Mannes Zeug?" fragte beklommen Frau Burgmann ihre kranke Nachbarin.

„Ach, lassen Sie's doch nur gut sein. Er wird es schon recht machen mit der Zeit, wir müßten's ja doch verkaufen," erwiederte diese.

„Aber Sie haben das Geld selbst nöthig. Das arme Linchen arbeitet und arbeitet, sie ist so fleißig, und ich habe nicht 'mal ein paar Thaler in der Hand, die ich Ihnen auf Abschlag bezahlen könnte. Magdalenchens Aussteuer — und die Zeiten sind so schlecht, Geld so knapp —"

„Mutter, sei still, ich bitte Dich! Ich möchte mich in die Erde schämen, daß Weiber für mich starken Kerl Alles und Alles schaffen wollen! Hör' zu. Ich habe wieder Arbeit und guten Verdienst, und wenn ich will, kann ich Malchen Krüger zur Frau kriegen; sie

ist das einzige Kind, und der Alte ist in der ganzen Stadt bekannt als der reiche Krüger. Und vielleicht kann in acht Tagen die Sache schon in Ordnung sein, und dann sollen Sie sehen, Frau Binder, ob ich Einer bin, der sich lumpen läßt."

„Wenn er mit seinem Weibe das Geld erheirathet hat," dachte Linchen bitter.

Aber über diesen Gedanken hin wogte dcch wie ein brandendes Meer der Schmerz, daß er fort ging, fort, ohne Kummer und Bedauern. Sie war ihm nichts, gar nichts!

Johannes erzählte mit funkelnden Augen von der Arbeit, die auf ihn warte, und wie er dem Vater beweisen wolle, daß er doch ein ganzer Mann auf seinem Platze sei, wenn er auch bis jetzt es nicht streng mit dem Verdienen genommen habe. Von Krügers sei er damals weggelaufen und hinüber nach Amerika, und da habe er in den besten Fabriken gearbeitet und viel Geld verdient. Aber da sei gerade das große Verbrüderungsfest in London gewesen, und ein Dampfer dazu hingefahren, und da habe er mitgemacht. In London hätte er in lustiger Gesellschaft all' sein Geld durchgebracht, und um die Ueberfahrt nach Deutschland zu bezahlen, seine Uhr verkaufen müssen. Dann sei er zu Fuß von Hamburg aus der Heimath zu gewandert, Arbeit habe sich nirgends gefunden, er sei immer mehr verlumpt, und als er endlich daheim angelangt sei, da habe der Vater ihn vor die Thüre gejagt wie einen Hund.

So ging das in seiner Aufregung immer weiter. Er

wurde der Mutter mit seiner Redseligkeit ganz unheimlich; selbst Linchen sah ihn befremdet an, aber er war völlig nüchtern. Er bemerkte ihren Blick und lachte sie aus. „Seit ich bei euch bin, hat meine Zunge keinen Schluck Bier gekostet," sagte er.

Frau Burgmann war zu ängstlich, daß ihr Mann heimkehren könnte, und brach bald wieder auf, begleitet von des Sohnes Grüßen für die Geschwister und den wohlgesinnten Schwager.

Und dann, als die Mutter fort war, litt es ihn auch nicht mehr in dem engen Stübchen.

„So leben Sie denn recht wohl," sagte er, Frau Binder zum letzten Male die Hand reichend. „Gottes Segen lohne, was ich nicht kann. — Und Du, Linchen, mußt 'mal so glücklich werden, wie Du's verdienst. Ich habe Dich so lieb, Linchen —"

„Ach, geh' doch, wenn das Fräulein Krüger hörte!" versetzte diese.

Er hatte seinen Arm um ihre Schultern gelegt und sah sie auf einmal ganz sonderbar an und dann so eigen fassungslos in's Leere. „Ja so, freilich!" lachte er verlegen.

Und dann noch ein letztes rasches „Lebt wohl!" und die Hausthür fiel zu. Draußen verhallten seine Schritte, und es wurde ganz still.

Linchen weinte nicht und seufzte nicht, das Leid hätte sie der Mutter nicht angethan. Aber sie stand am Tische, nahm das Kaffeegeschirr, um es hinauszutragen, vergaß es, sah sich wie fremd in der Stube um und dachte: „So leer! Und er kommt nie wieder!"

Dann ging sie hinaus, that die abendliche Arbeit wie sonst, seufzte und weinte nicht und war doch so traurig, daß sie am liebsten sich auf die Erde geworfen hätte, um gleich so zu sterben.

Nach einer Weile ging sie, äußerlich ganz gefaßt, wieder hinein. Da lag die Mutter und weinte zum Herzzerbrechen.

„Aber Mutter!" rief das Mädchen und schlang die Arme um den Hals der alten Frau.

„Ach, Linchen, Linchen, werde mir nicht unglücklich!" schluchzte die Kranke.

„Ich, Mutterchen? Meinst Du wegen des Johannes? Ei, bewahre! Recht gut muß man ihm sein, denn er ist nicht halb so schlimm, als es zuerst aussah, aber weißt Du, Mutterchen, zum Heirathen möchte ich doch einen Mann, der auf seinen eigenen Füßen steht und der den Muth hat, das Leben mit so einem armen Ding, wie ich, auf sich zu nehmen."

„Da hast Du auch Recht. Gottlob, daß Du so vernünftig bist!" beruhigte sich Frau Binder, und während Linchen die Mutter für die Nacht zurecht legte, plauderten sie schon ganz unbefangen von Diesem und Dem. Aber erst sehr spät schlief sie ein mit dem Gefühle trostloser Oede im Herzen.

5.

Gegen neun Uhr des anderen Tages trat Johannes in die Werkstatt seines früheren Brodherrn.

„Nun, da ist er ja wahrhaftig!" rief ihm dieser entgegen.

„So hat's also seine Richtigkeit, und ich komme nicht vor die verkehrte Schmiede?"

„Ganz richtig, ganz richtig, Johannes, obgleich ich's dem Tagedieb, dem Klingemann, nur so hin sagte, falls er Sie 'mal träfe."

Johannes fühlte sich unendlich erleichtert. „Und wie geht's denn, Herr Krüger?" fragte er, da derselbe ihm sehr blaß und verändert vorkam.

„Nicht gut, Johannes. Ich habe einen leichten Schlaganfall gehabt, seitdem will es mit mir nicht mehr recht fort; der rechte Arm ist mir schwer wie Blei, und die Finger gehorchen mir nicht; und da sitz' ich nun mit den neuen Erfindungen, und die Gehilfen sind zu nichts zu brauchen. Die Leute schreien hier überall nach dem elektrischen Licht."

„Na, das können Sie haben, das wollen wir schon machen. Ich habe in Amerika in diesem Zweige gearbeitet."

„Das haben wir erfahren. Mühlthal hat's geschrieben, aber auch, daß Sie plötzlich weggelaufen wären. Warum denn, Johannes? Da konnten Sie Ihr Glück machen."

„Das konnt' ich auch, Herr Krüger; aber wie das so ist! Tag und Nacht arbeiten, nichts als arbeiten, das paßte mir nicht. Man ist nur einmal jung, dachte ich. Ich hab's genug bereut."

„So? Und mir laufen Sie dann auch gleich wieder weg, ich kenne Sie."

„Das ist vorbei, Herr Krüger."

„Soll das ein Wort sein?"

„Ein Wort! Es muß Alles seine Zeit haben, und jetzt

werden wir vernünftig," sagte Johannes, kräftig in die dargebotene Hand einschlagend, und er hätte beinahe hinzugesetzt: „Linchen soll sehen, daß ich es ernst gemeint habe."

„Nun, dann kommen Sie 'mal erst mit, Malchen soll Sie doch gleich sehen, und frühstücken müssen Sie auch."

Herr Krüger führte den neuen Gehilfen durch einen Gang nach dem Wohnzimmer.

Fräulein Amalie Krüger saß noch am Kaffeetisch und studirte eben in einem Modejournal, während ein ganzer Haufen Zeitungen um sie herumlag und auf allen Möbeln der Staub des vorigen Tages.

„Burgmann!" rief sie aufspringend, lachte und wurde feuerroth.

„Fräulein Malchen, wie geht es Ihnen?" stammelte er ungeschickt und verlegen, denn sie kam ihm vor wie eine vornehme Dame. Ganz befangen stand er vor ihr, und sie gab ihm die Hand und fragte, woher er komme.

Er erzählte, daß Klingemann ihm Nachricht gebracht. Sie räumte dann ihre Journale zusammen und lief hinaus, frischen Kaffee zu machen. Gleich darauf war sie wieder im Zimmer, dann kam der Kaffee, und da der Vater im Laden verlangt wurde, blieben sie allein.

„Nun müssen Sie auch erzählen, Herr Burgmann; Sie haben gewiß viel erlebt und sich wohl schon eine Braut angeschafft," sagte sie und setzte sich zu ihm.

„Halloh!" dachte er, „sie hat es ja recht eilig!" Und dabei fiel ihm auf, daß sie gar nicht mehr jung aussah und eigentlich ein bischen gelbgrau. Wie alt mochte sie eigentlich sein?

„Eine Braut? Nein, mich hat Keine haben mögen!" lachte er indeß gutlaunig, denn sie schmeichelte seiner Eitelkeit mit jedem ihrer Blicke.

„Das glaube ich selbst," nickte sie. „Nun, wer weiß, vielleicht erbarmt sich hier eine."

„Das wäre zu nett. Aber sie müßte mir auch gefallen," ging er auf das Spiel ein und blickte sie verliebt an.

„Und wie muß die ausschauen? Halt, Herr Burgmann, vielleicht kennen Sie hier schon eine und —"

„Um die kam ich zurück," log er, aber er bedachte gar nicht, daß er log. Es gehörte ja dazu, wenn er sie haben wollte.

„Na, den Namen von der möcht' ich wohl wissen," lachte sie ihn mit funkelnden Augen an und bog sich so dicht zu ihm hin, daß er nur eine Bewegung zu machen brauchte, und sie lag an seiner Brust.

„Den Namen! Sagen Sie mir ihren Namen doch!" lockte sie, ohne ihre herausfordernde Stellung zu verändern.

Da klang, wie von außen gerufen, ein Name ihm durch's Herz: „Linchen!" und ein Widerwille überkam ihn vor dem Mädchen, welches sich ihm in der ersten halben Stunde des Wiedersehens so offen anbot.

„Linchen!" Er wußte nicht, wie ihm wurde; es kam ihm nicht in den Sinn, seine Gefühle zu beobachten, aber er antwortete kühler: „Den Namen sag' ich nicht."

„So will ich ihn errathen," rief sie, ihn verwundert ansehend und sich wieder hinsetzend.

Er machte sich verwirrt mit seiner Tasse zu thun.

„Linchen ist doch ein ganz anderes Mädchen,“ dachte er dabei.

„Hat sie denn auch Geld, Herr Burgmann? Wissen Sie, zu einer Jammerheirath sind Sie denn doch zu gut. Ihr Geschäft verstehen Sie, Geld braucht's aber dazu; ohne Geld ist der Mensch überhaupt nichts; Ihre Frau muß Geld haben, und dann gibt's hernach ein flottes, vergnügtes Leben.“

„So denke ich auch,“ lachte er plötzlich auf. Sie hatte den rechten Ton getroffen; Linchen war vergessen. Das flotte, vergnügte Leben — das war's ja, was er suchte und haben mußte. —

„Na, ihr Beiden meint wohl, die Welt gehört euch allein?“ fragte schmunzelnd Herr Krüger, nach einer Weile wieder eintretend.

Johannes sprang empor, es erleichterte ihn ordentlich, daß sie gestört wurden.

„Jetzt wollen wir in's Geschäft,“ fuhr Krüger fort. „Adieu, Malchen, heute ißt Burgmann noch hier; nach Feierabend kann er sich ein Kosthaus suchen.“ Damit wandten die Männer sich nach der Thür.

„Hahaha!“ lachte Malchen plötzlich auf. Ihre Stimme hatte einen schrillen Nebenklang, der Johannes schon vorhin aufgefallen war. Linchen sprach und lachte so hübsch.

„Was gibt es denn?“ Sie blieben in der Thür stehen.

„Hahaha! Johannes, was für einen Großvaterrock haben Sie an! Hahaha! Sieh nur, Vater, wie drollig er aussieht! Den hat wohl ein Dorfschneider gemacht?“

Und Malchen drehte den tödtlich verlegenen Johannes

um und um und lachte. Er hätte sie schlagen mögen, so sehr ärgerte ihn ihr spöttisches Lachen.

„Ach, laß doch die Kindereien!“ sagte ärgerlich der Mechaniker.

Als sie die Treppe hinunter gingen, bemerkte er, daß sein neuer Gehilfe allerdings wunderlich in seinem Rocke aussah, daß Johannes aber vor Verdruß jetzt ganz blaß war und an seinem hübschen blonden Schnurrbart nagte.

„Nehmen Sie's dem übermüthigen Mädel nicht übel, Johannes, es hält viel auf Sie, und der Rock ist bei der Arbeit ja auch ganz gut,“ sagte er vermittelnd. Aber der Aerger saß fest.

Noch am Abend dieses Tages kaufte Johannes Burgmann sich einen neuen Anzug; Malchens Lachen hätte er nicht wieder ertragen. Geld hatte er nicht; dem Verkäufer genügte völlig, daß er der erste Gehilfe des Herrn Krüger war, und mit Leichtigkeit gelang es ihm, Johannes zu überzeugen, daß auch ein Ueberzieher, ein Hut, Kragen und Manschetten nothwendige Erfordernisse für einen jungen Herrn seiner Art seien.

Dann suchte Johannes sich ein Kosthaus, und anderen Tages that er, als ob der Inhalt seines Koffers diesen neuen Menschen aus ihm gemacht.

Malchen aber hatte eingesehen, wie tief sie ihn mit ihrem Lachen verletzt; sie nahm sich fortan sehr zusammen, ihren Hang zu Spöttereien ihm gegenüber zu unterdrücken, und sagte ihm statt dessen allerlei Angenehmes.

Indeß die Eitelkeit des jungen Mannes war doch zu tief verwundet; er fand sich nicht so bald in die Stim-

nung zurück, die sie so gern wieder hervorgerufen hätte; außerdem aber interessirte ihn die Arbeit, die seiner wartete, und da sich jetzt herausstellte, daß er in Amerika viel gelernt, daß er allein fähig war, die gewinnbringende Arbeit in der gewünschten Weise zu verrichten, so erhöhte ihm der Mechaniker nicht nur den anfänglich bewilligten Lohn gleich nach der ersten Woche, sondern Johannes nahm durch seine Tüchtigkeit sofort eine Stellung ein, die ihm unter seinen Kameraden und den sich findenden neuen Bekannten einen Ehrenplatz gab. Daß er sich nicht lumpen ließ und immer dabei war, wenn es etwas zu feiern gab, gefiel ihnen noch mehr. Und daß er so den Beifall seiner Freunde genoß, feuerte ihn wieder an, die erste Rolle auch bei ihren fröhlichen Gelagen zu spielen.

Sein Fuß heilte jetzt rasch; nichts erinnerte ihn mehr an Linchen Binder, und der Aufenthalt in ihrem Häuschen kam ihm, wenn er doch zuweilen daran dachte, vor wie ein Traum.

Die Sonntage brachte er fast immer bei Krügers zu. Zwischen ihm und Malchen herrschte ein steter Krieg; sie reizten und neckten einander unaufhörlich; Johannes wußte, er brauchte nur ein Wort zu sagen, so gehörte sie ihm, der Vater gab seinen Segen mit Freuden; aber eben weil er wußte, er durfte nur die Hand ausstrecken, fühlte er sich nicht dazu gedrängt. Im Gegentheil, ein ihm selbst unerklärliches Gefühl hielt ihn davon zurück. Es war, als warnte ihn eine innere Stimme: sie ist nicht die Rechte für Dich! Er sah mit scharfen Augen viele Fehler an Malchen, trotzdem stachelte es seine Eitelkeit, sie für

alle Fälle „sicher“ zu haben und er that, was er konnte, sie immer verliebter zu machen, ohne sich selbst zu binden.

So war unter diesem Spiel ein volles Jahr vergangen, ehe er gedacht, und er hörte es gern, wenn Malchen sagte, er sei nicht wieder zu erkennen, so vornehm und elegant sei sein Auftreten geworden. Freilich, dies Auftreten kostete auch Geld genug, und es ärgerte ihn heimlich bitterlich, daß er nicht nur nichts ersparen konnte, sondern daß er nicht einmal dazu kam, alle seine Schulden zu bezahlen bei Schneider und Schuster und was sonst dazu gehörte, ihn zum feinen Herrn zu machen. Und das Albernste war, ihm machte dies „Dickthun“, wozu sie ihn trieb, nicht einmal Vergnügen. Ihn tröstete indeß immer die Gewißheit, daß er durch die reiche Heirath Alles einbringen werde.

Seine Schulden bei Linchen hatte er nach und nach abgetragen und ihr gelegentlich zu dem Gelde, welches er schickte, einen kleinen Brief geschrieben; von seiner Heirath sprach er darin nicht direkt, aber in dem letzten Briefe stand, Herr Krüger habe davon geredet, sich zur Ruhe zu setzen, er würde dann das Geschäft auf eigenen Namen weiterführen.

6.

Johannes hatte sich mit seinen Freunden einen vergnügten Samstagabend gemacht. Jetzt schritt er mit einem der Genossen, der mit ihm den gleichen Weg hatte, durch die laue Nacht seiner Wohnung zu. Er fühlte sich

heiß und erregt, sein Begleiter war offenbar angetrunken, denn er kam immer wieder auf dasselbe Thema zurück, welches er angeschlagen, sobald sie auf die Straße traten: Malchen Krüger sei eine falsche Person, Johannes viel zu gut für sie.

Mit dem Eigensinn eines Trunkenen versagte er jede weitere Erklärung, konnte nach Johannes Meinung auch wahrscheinlich keine geben und ärgerte diesen weniger durch das, was er redete, als durch sein lautes Sprechen.

Johannes war froh, als er ihn endlich bis an sein Haus gebracht hatte. Es kostete einige Schwierigkeiten, bis er ihn überredete, ihm den Schlüssel zur Hausthür, mit welchem er nicht fertig werden konnte, zu überlassen. Endlich war er drinnen, und Johannes wandte sich zum Weitergehen, als aus einer gegenüberliegenden Schänke einige Kerle hervorstürzten, die mit lauten, wüsten Drohungen auf ihn zuliefen.

Sie zu vermeiden war das Räthlichste. Er bog also rasch in eines der engen Nebengäßchen ein, durch dasselbe konnte er in einigen Minuten einen offenen Platz erreichen und eine gute Strecke seines Weges kürzen. Aber er hatte kaum einige Schritte gemacht, als Jene schon hinter ihm waren.

„Steh, Halunke! Da haben wir den Hund!“ hörte er sie brüllen.

Es war hier fast dunkel; er sah seinen Fehler ein, in diesem engen krummen Gäßchen konnte er ihnen weniger ausweichen, als irgendwo sonst; vielleicht ließen sich die Menschen vernünftig zureden, sie irrten sich offenbar in seiner Person. Daher blieb er stehen.

Schon holten sie ihn ein, brüllend umringten sie ihn, Faust- und Stockschläge trafen ihn, ehe er dazu kommen konnte, mit ihnen zu sprechen. Wüthend stieß er den Nächsten mit aller Kraft zurück, der Trunkene taumelte, stürzte, sein Kopf schlug auf das Pflaster; ein Zweiter warf sich auf ihn, auch den schleuderte er zurück. Da erklang die Pfeife eines Polizisten am Eingange des Gäßchens. Es verlangte ihn durchaus nicht, in einer Rauferei getroffen zu werden, noch dazu hier in dieser verrufenen Straße.

Die Kerle liefen weg; er sah, es waren ihrer Vier, auch er beeilte sich, den tiefen Schatten in der engen Straße benutzend, zu entkommen; von nah und fern hörte er die antwortenden Alarmsignale der herbeieilenden Polizei. Hochaufathmend wollte er eben auf den freien Platz hinaustreten, als ihn ein Nachtwächter aufhielt.

„Wer sind Sie? Halt! Sie müssen mir zur Polizei folgen!" rief derselbe, der das Pfeifen wohl gehört hatte.

„Müller, ich bin's ja! Burgmann aus der Marktstraße," sagte Johannes hochaufathmend. Welches Glück, daß er den Alten kannte.

„Ach so, Sie, Herr Burgmann! Nun, dann ist's schon gut." Damit ließ der Mann ihn ruhig gehen.

Sein erster Blick, sobald er in seinem Zimmer angelangt war und Licht angezündet hatte, war in den Spiegel. Richtig, er blutete. Er hatte es sich gleich gedacht, der eine Stockschlag hatte ihn sehr geschmerzt, es war ihm dabei gewesen, als flögen ihm die Funken aus den Augen.

Wüthend über das rohe Gesindel, ärgerlich auf sich selbst ging er zu Bett. Sonderbar — es fiel ihm heute auf, daß er an Linchen dachte. Wenn sie wüßte, daß er so spät nach Haus kam! Und während er sich so über diesen eigenthümlichen Gedankengang wunderte, erinnerte er sich zu seinem eigenen Befremden, daß er öfter an Linchen dachte in derselben Weise: wenn sie wüßte, daß Du dies oder das thätest!

Sie war so gut gegen ihn gewesen! Und jetzt kam ihm plötzlich auch noch ein Anderes zum Bewußtsein, nämlich, daß allemal, wenn er an Malchen etwas bemerkte, was ihm nicht gefiel, er immer mit einer gewissen Freude sich gesagt hatte: Linchen thut das nicht. Ach ja, wenn Linchen Geld hätte! Aber sie war so arm wie er.

„Ich will jetzt die Zieherei mit Malchen zu Ende bringen, sie könnte es sonst übel nehmen!"

Mit diesem Gedanken schlief er ein.

— — — — — — — — — — — —

Als er am anderen Morgen erwachte, fühlte er sich ziemlich schlecht, und sein schmerzender Kopf brachte ihm sogleich den nächtlichen Ueberfall wieder in Erinnerung. Für wen jene Kerle ihn wohl gehalten haben mochten?

Horch! Wer kam da? Es klopfte.

Wie? Zwei Polizisten? Na ja, da hatte er die Bescheerung!

„Herr Burgmann?" fragte der Aeltere.

„Zu dienen!"

„Wir kommen wegen der Schlägerei in letzter Nacht, Herr Burgmann. Sie müssen uns begleiten."

„Wie, ich soll mit? Wozu denn?

„Sie sollen vernommen werden, Herr Burgmann, ich hoffe, die Sache macht sich besser, als sie aussieht.“

„Na, um die paar Mark Strafe —“

„Nicht doch. Der Mensch ist todt, und ich muß Sie leider verhaften!“

„Verhaften? Todt?“ Johannes trat erschrocken zurück, im Ernst dachte er aber noch keineswegs an das, was folgen sollte.

„Beunruhigen Sie sich nur nicht zu sehr; da es Nothwehr war —“

„Ja, ich weiß ja von gar nichts! Wer ist denn todt? Ich hab' es ja doch nicht gethan. Ich sah die Kerle ja weglaufen, vier Männer! Und sie fielen über mich her, sehen Sie!“

Er zeigte die blutrünstige Beule auf seinem Kopfe.

„Kommen Sie nur einstweilen mit, Herr Burgmann, das findet sich ja dann noch. Fatal ist's, daß der Kerl todt ist.“

Johannes hielt sich mit beiden Händen den Kopf. Ihm war, als müsse er auseinander bersten.

„Großer Gott! Todt? Ich that es nicht!“ rief er wie außer sich. Und immer wiederholte er dies: „Ich that es nicht!“

„Natürlich nicht mit Absicht; ein Glück, daß Sie schwer betrunken waren!“

„Ich war nicht betrunken. Ich weiß ganz gut —“

„Ja, dann kann ich Ihnen nicht helfen. Und nun kommen Sie nur, das ist jetzt die Hauptsache!“ sagte

ärgerlich der Polizist, der seine gute Absicht so mißverstanden sah.

„Ueber die Straße?“ bebte Johannes zurück. „Mit Ihnen? Aber, mein Gott, ich schwöre Ihnen, ich —“

„Ja, da ist nichts zu machen — nur zu!“ wurde er scharf angefahren. An einen Wagen dachte er in seiner kopflosen Bestürzung nicht.

So wurde denn also zu Fuß der weite Weg nach dem Gerichtsgebäude angetreten. In einer Aufregung, die ihn fast sinnlos machte, dachte Johannes bang, er sei wohl verrückt, dies könne ja unmöglich Wahrheit sein. —

Kaum geringer war die Aufregung im Krüger'schen Hause, als man dort von dem Geschehenen erfuhr.

Malchen weinte und klagte zuerst laut, dann plötzlich ging ihr Schmerz in Zorn über.

Ihr solchen Schimpf anzuthun! Der schändliche Mensch! Den hätte sie heirathen wollen, sagten die Leute? O bewahre. Er hatte sich freilich um sie bemüht, und ihr Vater hatte an ihm einen guten Gehilfen, aus letzterem Grunde mußten sie ihn, da der Vater nicht mehr arbeiten konnte, besonders zuvorkommend behandeln; aber heirathen? Den? Nein, das war ihr nie eingefallen.

Das Haus des Mechanikers wurde den ganzen Tag nicht leer von neugierigen Käufern oder Besuchern. Während Herr Krüger betrübt versicherte, der Burgmann sei ein braver Mensch und gar nicht streitsüchtig, behauptete Malchen mit hochrothen Wangen und blitzenden Augen, sie habe ihm nie getraut, er habe einen Blick, den man fürchten könne, und sie danke Gott, daß er ihr nicht ihren

alten Vater umgebracht und beraubt habe. O, sie schämte sich so, daß man sie jemals mit dem Zuchthäusler gesehen habe. Aber der Vater habe es ja so gewollt um des Geschäfts willen; der Vater habe sich auch immer bemüht, sie zu einer Heirath mit Burgmann zu bereden, aber sie habe von Anfang an so ein ahnendes Gefühl gegen ihn gehabt.

Johannes wurde unterdeß von dem Untersuchungsrichter vernommen. Er erzählte wahrheitsgemäß, was vorgefallen war. Seine Angaben lauteten indeß anders, als der Thatbestand. Er sprach von vier Kerlen, die ihn überfallen haben sollten, man wußte nichts davon; Niemand in dem bezeichneten Gäßchen wollte nächtlichen Lärm gehört haben; und die Leiche fand sich nicht in demselben, sondern in einer anderen Straße.

Johannes gab an, den Angreifer nur zurückgestoßen zu haben, so daß er auf das Pflaster fiel. Die Leiche trug allerdings am Kopfe hinten eine Wunde, die tödtliche aber, die offenbar mit einem Knittel oder einem anderen stumpfen Werkzeug verursacht worden, befand sich über dem Scheitel.

Der von Johannes bezeichnete Wirth wurde sofort herbeigeholt und beschwor, daß bei ihm die Leute nicht gewesen seien. Den Todten kenne er nicht. Auch Johannes hatte das Gesicht nie gesehen; er stand schwer erschüttert neben der Leiche, fühlte sich aber plötzlich sehr viel ruhiger. Er hatte den Mann nicht getödtet, das wußte er gewiß.

Die Möglichkeit, daß die vier Kerle das Opfer, mit dem sie Johannes anfangs verwechselt, doch noch gefunden,

lag nicht fern. Aber bis jetzt war es der Polizei nicht gelungen, auch nur die leiseste Spur dieser Vier zu entdecken.

Der Richter fühlte eine gewisse Theilnahme für den blassen jungen Mann, dem der Mechaniker Krüger ein durchaus gutes Zeugniß gab; die Tochter hatte dagegen bittere Bemerkungen über die Thatsache gemacht, daß der „Gehilfe“ sich in jenem verrufenen Quartier wohl nicht zum ersten Male herumgetrieben und auch sonst einen leichtsinnigen Lebenswandel geführt habe.

Johannes erfuhr von diesen vorläufigen Vernehmungen nichts; man führte ihn wieder in die ihm angewiesene Zelle und ließ ihn dort mit der schrecklichen Aussicht auf eine längere Untersuchungshaft allein. Er fühlte sich wie vernichtet bei dem Gedanken an seinen strengen Vater, an seine unglückliche Mutter, an Linchen.

Was würden sie sagen? Gefängniß! Ihr Johannes im Gefängniß! Sein Vater würde gar nicht erst fragen, war er schuldig oder nicht. Für den in beschränkten Verhältnissen lebenden und aufgewachsenen Mann war der Aufenthalt in einem Gefängniß an sich eine Beschimpfung auf Lebenszeit.

Die Nacht verging ihm schlaflos, erst als der Tag hell in das Fenster oben in der Wand seiner Zelle schien, schlief er ein und bis in den späten Morgen. Wieder schlich Stunde um Stunde qualvoll langsam hin; es kam Niemand, weder Herr Krüger, noch Malchen. Das machte ihn ganz verwirrt. Glaubten sie denn an seine Schuld?

Er wurde noch einmal verhört; Neues konnte er nicht

angeben. Der Richter sagte ihm, bis jetzt sei es nicht gelungen, jene Menschen zu fassen, die ihn seiner Angabe nach überfallen hätten; man suche indeß nach ihnen, da ein Nachtwächter angegeben habe, daß er allerdings Leute habe weglaufen sehen.

Auch der Montag verging in tödtlicher Langsamkeit. Es wurden ihm kleine Vergünstigungen gestattet, auch durfte er an Herrn Krüger, an seine Eltern schreiben; er fühlte sich aber in einer solchen geistigen und körperlichen Abspannung, daß er nichts zu Stande brachte und wie betäubt stundenlang in eine Ecke starrte. Auch jetzt horchte er, ob Krüger oder Malchen nicht kämen; eine brennende Sehnsucht ergriff ihn, von irgend Jemand zu hören: „Ich halte Dich für unschuldig!" — aber Niemand kam, er war wie von Gott und Menschen verlassen.

7.

Linchen war es gelungen, ihren Plan, nicht ferner in Arbeit zu gehen, auszuführen; sie wusch und plättete jetzt im Hause, brauchte die Mutter nicht mehr zu verlassen und erfüllte still und freundlich ihre Pflicht. Daß ihr dabei das Herz oft bitter wehe that, ahnte nicht einmal die Mutter, die mit jedem Gedanken nur in der Tochter lebte.

Es war heute etwas spät geworden; Linchen räumte eben ihre Plättarbeit zusammen, um mit der Mutter zu Abend zu essen, als sich bekannte Schritte näherten.

„Ach, da ist er schon wieder!“ sagte halblaut und erschrocken Linchen vor sich hin.

Die Mutter hatte es gehört.

„Du thust nicht recht, Linchen, Heinrich meint es treu mit Dir, Du aber hältst ihn hin. Er hat die gute Schmiede, Linchen, Du brauchtest nicht mehr zu waschen!“

Ein kräftig gebauter junger Mann trat nach bescheidenem Klopfen ein, so recht das Bild eines handfesten Arbeiters. Er sagte guten Abend und setzte sich, als sei es sein gewohnter Platz, gleich auf denselben Stuhl, auf dem Johannes neben dem Bette der Kranken gesessen hatte.

Ueberrascht blickten Mutter und Tochter, die seinen Gruß freundlich erwiederten, ihn an. Sein Ton, sein Aussehen war anders als sonst.

„Was ist Ihnen, Heinrich? Was haben Sie gehabt?“ fragten Beide zugleich.

„O, nichts!“ sagte er zurückhaltend und fuhr sich aufgeregt mit der schwieligen Hand über das Gesicht.

„Doch, doch, Ihnen ist etwas passirt!“ rief Frau Binder.

„Na, erfahren werden Sie's freilich! Denken Sie sich, der Johannes Burgmann hat Einen umgebracht!“

„Unsinn!“ rief Linchen, sie wußte, Heinrich haßte instinktiv seinen Nebenbuhler.

„Es ist wahr! Frau Klug, die Putzmacherin, hat die Nachricht in einem Briefe bekommen, sie haben ihn gestern Morgen in's Gefängniß gesteckt.“

„Die Klug! Die wird wohl ganz 'was anderes gehört haben, nun muß der Johannes den Namen dazu hergeben,“ sagte Linchen ärgerlich.

„Ja, 's ist schändlich, solche Geschichten in Umlauf zu setzen," stimmte auch die Mutter bei.

„Na, ich erzähle nur, was ich gehört habe!" vertheidigte sich der junge Schmied.

In diesem Augenblicke horchten alle Drei auf; ein lautes Jammergeschrei ertönte.

„Herr Gott, ist das bei Burgmanns?" rief die Mutter.

Sie horchten. Linchen athmete kaum. Da stürzte Magdalene, die sich inzwischen verheirathet hatte und heute bei der Mutter zum Besuch war, in die Thür.

„Linchen, Linchen! Unser Johannes! Komm! O Gott!" schrie sie kreideweiß, ein Bild des Entsetzens.

Linchen war schon an ihr vorüber; Magdalene stürzte hinter ihr her; der Schmied lief den Beiden nach, und die lahme Frau schob sich mit Mühe und Schmerzen in ihrem Bette an das Fenster und blickte voll Sorge und Angst hinaus.

Vor Burgmann's Hause sammelten sich schon lebhaft sprechende, aufgeregte Menschen, Andere liefen auf dasselbe zu.

„Was ist denn? Ist es denn wahr?" rief die Lahme hinaus.

„Ja, es ist wahr! Er sitzt! Er hat Einen umgebracht!" schrie man ihr zu.

Zitternd, weinend, Gottes Barmherzigkeit anrufend, sank sie wieder in die Kissen.

Nach einer Weile, die ihr eine Ewigkeit schien, kam Linchen zurück. Sie weinte nicht, aber so jammervoll hatte ihr gesundes, tapferes Kind niemals ausgesehen.

Linchen schwankte nur nach einem Stuhl, fiel darauf nieder, warf die Arme über den Tisch und stöhnte wie in Todespein.

„So ist es wahr? Wirklich wahr?“ fragte Frau Binder den eintretenden Schmied, der finster auf Linchen blickte.

„Wahr ist's, und ich weiß jetzt auch, wie ich d'ran bin. Leben Sie wohl, Frau Binder. Ich bin zwar kein feiner Mechaniker, aber ich hätte Linchen in Ehren gehalten und Sie auch, das können Sie glauben!“ Damit gab er ihr die Hand und griff nach seinem Hute.

„Heinrich!“ zitterte es über die Lippen der kranken Frau.

Er antwortete ihr nicht. Finster, aber doch mit sichtbarem Zögern bot er auch Linchen jetzt die Hand hin, die den Kopf nicht aufgehoben hatte.

„Leb' wohl, Linchen!“

„Leb' wohl, Heinrich. Sei nicht böse,“ sagte sie leise.

Der Schmied ging mit einem grimmigen Fluche aus der Thür, die krachend hinter ihm zufiel.

„Ich bin zum Unglück geboren!“ weinte Frau Binder laut auf.

— — — — — — — — — — — —

Schon über eine Woche saß Johannes im Gefängniß, und Niemand besuchte ihn. Er wußte jetzt wohl, daß vorläufig auch keine Besuche zu ihm gelassen wurden; aber in seiner Verbitterung sagte er sich: „Wenn sie wollten, sie hätten es wohl möglich gemacht.“

Da, als er schon nichts mehr hoffte, wurde ihm Herr

Krüger gemeldet. Er jauchzte fast, obgleich ihm sofort auffiel, daß der Besucher bedrückt aussah.

Trotzdem erzählte dieser erfreut: „Ich habe soeben gehört, daß die Polizei zwei Kerle verhaftet hat, die in Verdacht stehen, den Unglücklichen erschlagen zu haben. Die Nachricht ist erst heute angekommen."

„Und ich sitze hier im Gefängniß, ebenso unschuldig an der That, wie Sie, Herr Krüger," flammte Johannes auf.

„Na, vielleicht gelingt es uns jetzt, Sie bald frei zu machen. Es will ohne Sie nichts gehen im Geschäft!" versetzte Krüger sonderbar bedrückt.

Wie Johannes das freute! „Und wie geht es Fräulein Malchen?" fragte er eifrig.

„O, Malchen hat sich auch so darum angestellt," sagte Krüger zögernd.

„Ich hoffe, Fräulein Malchen hält mich nicht für schuldig, Herr Krüger."

„Nun, gerade für schuldig nicht, aber — Sie kennen sie ja! Unbesonnen sind die Weiber alle leicht; ich habe gethan, was ich konnte, aber sie ließ sich ja nicht zureden."

Johannes sah seinen Prinzipal mit heftig klopfendem Herzen erwartungsvoll und plötzlich eine schlimme Neuigkeit ahnend an.

„Sie denken es sich wohl schon," fuhr Krüger fort. „Es hätte mir nichts Unlieberes passiren können, Burgmann. Sie kennen Amstein, er ist ein Lebemann und gar kein ordentlicher Kaufmann, versteht nichts vom Geschäft;

es ist mir durchaus nicht recht. Aber mich hat sie ja nicht gefragt."

„Herr Krüger — was ist mit Amstein?" stieß Johannes heraus.

„Verlobt hat sie sich mit ihm! Und die Karten werden schon herumgeschickt. Amstein hat seine Zeit schnell wahrgenommen."

„Verlobt? Und sie lachte immer so spöttisch über ihn," sagte Johannes, wie bewußtlos vor sich hinstarrend.

„Immer hat sie über ihn gehöhnt und gespottet; aber sie hat mich noch grob angefahren, als ich sie warnte, denn der Amstein nimmt sie nicht aus Liebe," seufzte Herr Krüger und sah Johannes traurig an.

„Aus Liebe!" Das Wort traf ihn. „Ich hätte sie auch nicht aus Liebe genommen!" rief es in ihm.

Aber der Gedanke kam gar nicht zur Geltung vor dem anderen, der ihn wie ein Blitz traf: „Jetzt bin ich um alle meine Hoffnungen!"

„Nun werden Sie wohl auch nicht wieder in's Geschäft kommen?" fragte der Prinzipal ganz kläglich.

Johannes antwortete nicht; vor Verzweiflung und grenzenlosem Ingrimm war er stumm.

Der Mechaniker ging bedrückt, und je länger Johannes an sein Schicksal dachte, um so bitterer schien es ihm. Er begriff in seiner jetzigen Verwirrung nicht, wie er so in den Tag hinein hatte leben können, ohne sich Malchen durch die Verlobung zu sichern; in der nächsten Minute aber schon sagte er sich, daß eine Verlobung die Falsche, die Treulose nie gebunden haben würde.

Das war also ihre Liebe! O, so schmachvoll behandelt zu werden! Nun er im Unglück war, ließ sie von ihm, als sei er ihr nichts gewesen.

Schlimmer aber noch als diese Demüthigung seiner Eigenliebe quälte ihn die furchtbare Enttäuschung wegen der reichen Heirath. Er hatte sich so sicher als Malchens dereinstigen Gatten geträumt, daß alle seine Zukunftshoffnungen sich auf ihr Vermögen begründeten.

Bis jetzt hatte er Gefängniß und Seelenqual muthig ertragen in der Ueberzeugung, daß seine Schuldlosigkeit an's Licht kommen müsse. Wenn sich nun auch diese Hoffnung als thöricht erwies? Wenn jene beiden Arbeiter, von denen Herr Krüger ihm berichtet, nun ebenso unschuldig an dem Todtschlage des unbekannten Menschen waren als er selbst? Dann mußte er vielleicht noch monatelang hier bleiben.

Aus diesen verzweiflungsvollen Gefühlen und Gedanken störte ihn der Eintritt des Gefangenwärters.

„Ihr Vater ist gekommen," meldete dieser.

„Mein Vater?"

Johannes sprang auf, ein Bild der Verstörtheit und Niedergedrücktheit. An der Thür stand schon der alte Mann.

Johannes sah auf den ersten Blick, er war völlig weiß geworden. Der Gefangenwärter entfernte sich mit einem neugierigen Blick auf ihn.

Da stand der alte Burgmann immer noch, die Arme hingen ihm schlaff am Körper nieder, seine Lippen bebten, in seinen Zügen arbeitete es krampfhaft, und in seinen Augen malte sich tödtliche Angst.

„Unglücklicher! Bist Du schuldig?“ fragte er mit heiserer Stimme. „Bist Du ein Todtschläger, Johannes?“

Der Sohn hatte fassungslos und zitternd sich am Bettpfosten gehalten; jetzt stürzte er vor dem Vater nieder, den er lebenslang mehr gefürchtet als geliebt hatte, und eine heiße Dankbarkeit, daß der Strenge gekommen war, in seiner Noth ihn nicht verließ, fluthete über alle anderen Empfindungen hin.

„Vater! Nein, nein! Ich that es nicht. Ich weiß ja nicht einmal, ob es dieser Mann war, der mich mit den Anderen überfiel und den ich zurückstieß.“

„So sagte auch der Untersuchungsrichter,“ murmelte der Alte erleichtert. „Gott sei Dank!“

Johannes lag vor ihm auf den Knieen, hatte beide Hände des Vaters gefaßt und schluchzte wie ein Kind, wie sehr er sich auch seiner Unmännlichkeit schämte.

Als er endlich sich ermannte und aufsprang, bemerkte er, daß der Vater krank und schwach aussah und leitete ihn nach dem einzigen Stuhle.

„Es ist Alles einerlei, Alles gut, wenn Du nur nicht schuldig bist!“ sagte der alte Burgmann, um Vieles ruhiger. „Aber als ich Dich sah, dacht' ich —“

„Ach, Vater, mich dünkte, Gott und die Menschen ließen mich im Stich. Malchen Krüger hat sich mit dem Kaufmann Amstein verlobt.“

„So?“ sagte betroffen der Alte. „Dann hat sie Dich auch wohl nicht gern gehabt. Sonst würdest Du gewiß längst gesprochen haben.“

Johannes senkte den Kopf. „Ich hätte nur ein Wort zu sagen brauchen, und sie hätte mich genommen, Vater!“

„Und warum sprachst Du das Wort dann nicht? Wir haben monatelang alle Tage die Verlobung erwartet."

Vor dem fragenden Blick aus den großen, ernsten Augen wurde es plötzlich seltsam klar in Johannes Geiste.

„Ich glaube, hätte ich sie wirklich lieb gehabt, dann würde ich wohl nicht so gezögert haben."

„Nun, das muß Jeder selbst wissen. Was frage ich nach Geld und Gut, wenn Du nur auf's Wort mir sagst, daß Alles wahr ist, was Du dem Richter angegeben hast."

„Es ist Alles wahr, Vater!"

„Er sagt, dann würdest Du auch vor dem Schwurgericht frei kommen. Es ist hart, daß mein Sohn auf der Anklagebank sitzen muß; aber der Herr hat mir versichert, das könnte dem Besten passiren. Auch die Mutter und Schlichtings und Linchen waren dieser Meinung."

Johannes lief aufgeregt in der Zelle umher, eine heiße Röthe stieg ihm in's Gesicht.

Linchen! Zum ersten Male fühlte er, aber auch gleich mit erschütternder Gewalt, Linchen war ihm gut. Tausend kleine Umstände fielen ihm ein; wie ein Vorhang theilte sich die Gedankenlosigkeit, mit der er alle ihre Liebe unbeachtet gelassen, und in einem ganz neuen, hellen Lichte stand sie vor ihm mit dem fröhlichen, liebevollen Lächeln und der immer gleichen selbstlosen Güte für ihn und ihre Mutter.

Und jetzt wußte er's plötzlich, warum er zu Malchen nicht von Heirath gesprochen.

„Vater," sagte er, „Linchen ist das beste Mädchen auf der Welt. Sie hat mich gerettet."

„Der Schmied in der Mühlenstraße will sie zur Frau, der Heinrich."

Johannes sah den Vater erschrocken an. „Will sie ihn denn?" wollte er fragen, aber er brachte keine Silbe hervor. Und dann schämte er sich. Vor zwei Stunden war er verzweifelt um Malchen und jetzt —

Doch nein, nein, nicht um Malchen, nur um ihr Geld. Jetzt wußte er es ganz gewiß; jetzt sagte er sich: „Wie unglücklich wäre ich mit ihr geworden!" Und nun packte ihn die brennende Angst wegen des Schmiedes, der Linchen zur Frau haben wollte. Daß Linchen arm war, vergaß er völlig, oder vielmehr, es erschien ihm plötzlich ganz gleichgiltig.

Der Alte achtete nicht sehr auf ihn; der grübelte vor sich hin. Endlich blickte er aus seinen Gedanken auf und fragte bedrückt: „Dann bist Du, wenn Du frei wirst, auch wohl überflüssig bei Herrn Krüger?"

Johannes verstand sofort. „Doch nicht. Amstein ist Kaufmann, und Krüger hängt an seinem Geschäft; er war vorhin bei mir."

„So könntest Du also gleich wieder in Arbeit treten?"

„Ja, Vater. Und wenn ich nur das Geld hätte, würde er mir am liebsten das Geschäft ganz übergeben. Frage ihn, er wird Dir sagen, daß ich mein Fach verstehe!"

Der Alte nickte aufhorchend. „Das Geld? Onkel Karl war bei uns, er sprach davon, daß er Dich zu seinem Erben eingesetzt hätte, und rieth mir dringend, hierher zu reisen. Möglich, daß er Dir das Geld vorstreckt."

„Onkel Karl?“ rief Johannes ganz erstaunt.

„Der ist auch anders, wie wir dachten. In unserer Noth hat es sich gezeigt, daß er ein guter Mensch ist. Neben Mutters Bette wachte er des Nachts, da sie vor Schrecken krank wurde.“

„Die arme Mutter!“ rief Johannes voll Liebe und Zärtlichkeit.

Der Alte hörte und verstand den Ton, fuhr aber ohne Weiteres in seiner Rede fort: „Und er war der Erste, der immer sagte: ‚Der Johannes ist ein Windhund, aber ein braver Junge!‘“

Der Alte hütete sich wohl, zu erzählen, daß Onkel Karl gesagt habe, Johannes sei nur durch allzu große Strenge seines Vaters zu Ausschreitungen getrieben worden, ein Ausspruch, den Burgmann mit Entrüstung zurückgewiesen hatte. —

Als Burgmann nach einer Stunde Abschied von seinem Sohne nahm, weil die gestattete Frist vorüber war, fiel ihm Johannes um den Hals.

„Vater, lieber Vater! Ich will allen Kummer, den ich Dir bereitet habe, wieder gut machen!“

„Laß gut sein, mein Junge!“ war des Alten Antwort, aber er klopfte Johannes dabei auf den Kopf, die einzige Zärtlichkeitsregung, deren dieser sich entsinnen konnte.

Dann war er wieder allein. Aber mit ganz anderen Gefühlen. Jetzt freute er sich der Verlobung Malchens.

Onkel Karl's Vermögen war auch nur klein, aber wenn Krüger ihm billige Bedingungen machte und mit einer mäßigen Anzahlung vorlieb nahm, so würde sich

die Sache machen. Er hatte für den Prinzipal treulich gestrebt, aber ihm war, als fühle er Riesenkräfte, als müsse es ihm gelingen, Unmögliches möglich zu machen. Und Linchen war so bescheiden, so sparsam, so anspruchslos! Mit Linchens Wirthschaftlichkeit mußte ein Mann vorwärts kommen. O, sie würden so glücklich zusammen sein!

Johannes träumte sich mit seligem Herzen sein zukünftiges Heim; er hörte Linchens weiche zärtliche Stimme, ihr Lachen, ach, dies herzerquickende Lachen! Er war glücklich wie noch nie in dieser Hoffnung. Aber dann fielen seine Blicke auf die öde Zelle, und auf sein Herz sank bleischwer wieder das Bewußtsein seiner Lage und die Erinnerung an den Schmied. —

Am anderen Morgen kam der Vater wieder. Sein Gesicht leuchtete vor Freude.

„Johannes, stell' Dir vor, es ist herausgekommen, der Wirth hat eine geheime Hinterstube, da haben sie gesessen und gespielt, und Einer hat die Anderen betrogen, und sie haben ihm das Geld wieder abnehmen wollen und sind dem Flüchtigen nachgelaufen. Ein Dienstmädchen des Wirthes hat es ihrem Schatz gebeichtet, und der hat es beim Gericht angezeigt. Und die beiden Arbeiter haben schon halb und halb gestanden. Heute noch lassen sie Dich frei. Es muß nur erst Alles geschrieben werden."

Er selbst wollte aber sofort heimreisen; Mutter konnte nicht schnell genug die guten Nachrichten hören.

Tausend Grüße und Bestellungen gab Johannes dem Vater mit. „Und sage zu Linchen," trug er ihm noch

besonders auf, „ich hätte Malchen nicht nehmen können, weil ich sie nicht gern hatte, und weil sie ganz anders war als sie, als Linchen. Und grüße sie tausendmal und ich — ich dächte immer an sie.“

„Hm! Na, bestellen will ich's wohl!“ machte der Alte. „Für Dich ist die aber nicht, Du siehst auf's Geld und auf die Freiheit! Und das ist ja auch ganz vernünftig.“

Johannes wagte kein Wort weiter zu sagen. Er wollte dem Vater, der ihm jetzt seine Liebe so deutlich gezeigt, nicht widersprechen. Aber nur um so lauter rief sein Herz: „Linchen muß es sein, Linchen ist besser als alle Anderen!“ —

Johannes wurde, wie sein Vater es verkündet, vorläufig freigelassen, aber man bedeutete ihm, er möge in der Stadt bleiben und sich zur Verfügung des Gerichtes halten bis zum Ausgang der Schwurgerichtsverhandlung.

Er begab sich am nächsten Tage wieder in's Geschäft, als wäre nichts vorgefallen. Zu Malchen aber ging er nicht hinauf; zwei Tage hindurch sah er sie gar nicht, und als dies endlich bei einer zufälligen Begegnung geschah, wünschte er ihr kühl und höflich zu ihrer Verlobung Glück.

Malchen war sehr spitzig. Sie prahlte von Amstein's vornehmer Verwandtschaft. Jedes Wort schien berechnet, Johannes zu ärgern; aber zu Malchens Verdruß ärgerte ihn nichts, nicht einmal ihr Mitleid, als sie bedauernd sagte, sie hoffe, er werde nicht wieder in's Gefängniß zurückgeholt werden, denn sicher sei doch seine Freisprechung noch nicht.

Bis zu dieser dauerte es für Johannes' Ungeduld sehr lange. Er arbeitete Tag und Nacht, damit kam er am besten über die qualvolle Ungewißheit weg. Der Prinzipal kränkelte; eines Morgens blieb er im Bett, und als Johannes ihn dort besuchte, sich nach seinem Befinden zu erkundigen, entdeckte er, daß Herr Krüger sehr undeutlich sprach und sonderbar verändert aussah.

Malchen wollte das nicht finden, als aber Johannes den Arzt holte, erklärte dieser, der erste Schlagfluß habe sich wiederholt, und Herr Krüger sei ernstlich krank.

Die Verhandlungen betreffs der Uebergabe des Geschäftes an Johannes blieben einstweilen in der Schwebe. Durch diese Erkrankung wurde Johannes wieder mehr in das Familienleben des Prinzipals hineingezogen. Der alte Mann drückte ihm oft dankbar die Hand, Johannes allein verstand ihn; Malchen fand wenig Zeit, sich um den Vater zu bekümmern, um so weniger, als sie in großer Eile ihre Ausstattung besorgte, weil Amstein sie zu leidenschaftlich zu lieben behauptete, um einen Aufschub der Hochzeit zu ertragen.

Malchen war sehr stolz auf diese ungeduldige Liebe ihres Verlobten und prahlte gegen Johannes täglich damit.

8.

So kam die Zeit der Schwurgerichtsverhandlung heran. Die verhafteten Arbeiter hatten sich nach den ersten Geständnissen wieder auf's Leugnen gelegt, obwohl der Wirth sie als zu jenen Spielern gehörend bezeichnet hatte. Auch

war nachgewiesen worden, daß der Getödtete, ein wegen verschiedener Diebstähle schon bestrafter übelberüchtigter Mensch, an demselben Abend erst von Hamburg gekommen war. Der Wirth hatte den Menschen nicht nur gekannt, sondern man fand dessen Sachen jetzt auch bei ihm.

So lagen die Dinge für Johannes sehr günstig, als kurz vor der Eröffnung des Schwurgerichts einer der beiden gefangenen Arbeiter sich zu einem vollen Geständniß herbeiließ. Dasselbe ermöglichte die Verhaftung jener beiden anderen Mitschuldigen; es dauerte nicht lange, so war das Ergebniß der Untersuchung in den weiteren Geständnissen der beiden Letzteren vollendet.

Als Johannes Burgmann gerichtsseitig benachrichtigt wurde, daß die Gefangenen gestanden, und daß er jetzt frei sei, zu gehen, wohin es ihm beliebe, hüpfte sein Herz vor Freude hoch auf.

Aber er fand nicht Zeit, sich diesem Gefühle hinzugeben, denn Amstein trat kreidebleich zu ihm in die Werkstatt und bat flüsternd, Johannes möge mit ihm schnell hinaufkommen zu Herrn Krüger.

Johannes erschrak; er lief sofort mit dem Bräutigam Malchens nach des Prinzipals Kammer, und auf dem Wege dahin berichtete Amstein aufgeregt, er habe dem Alten die Zeitung vorgelesen und plötzlich sei der ganz wie wild vor Angst und Wuth geworden, spreche völlig unverständliche Laute, und er und Malchen wüßten nichts mit ihm anzufangen.

Johannes beugte sich über den auf das Aeußerste erregten Kranken, der in seiner geballten Faust ihm einen

Fetzen Zeitungspapier in einer Weise entgegenstreckte, die offenbar und sehr deutlich seine innere Unruhe kund that,

Johannes nahm das Blatt. Der Alte war völlig unfähig, ein deutliches Wort zu sprechen, aber er machte allerlei Zeichen, und endlich verstand Johannes.

„Ich denke, er will an seinen Geldkasten!“ sagte er.

„Herr Gott,“ schrie Amstein, „sollte er so wahnsinnig gewesen sein, sein Geld bei dem — Malchen, hat Dein Vater Geld bei dem Bankier Feuermann?“

„Ich glaube — ich weiß nicht —“ stotterte diese.

Der Alte stieß schreckliche Töne aus.

„Er sagt ja. Was ist denn damit?“ fragte Johannes.

„Feuermann hat die Zahlungen eingestellt!“ schrie Amstein.

Malchen stürzte zitternd an den Geldkasten, er mit. Unterdeß lag der Alte in Johannes' Armen, röchelnd, mit dem Tode ringend.

„Lassen Sie das doch! Sehen Sie nicht, daß er stirbt? Zum Arzt, Amstein, schnell, schnell!“ rief Johannes.

Malchen schrie auf und lief nach der Magd, den Arzt zu holen, Amstein ließ sich bei der Eröffnung des Geldkastens nicht stören, das Schloß bot ihm aber Widerstand, es war sehr kunstreich.

Malchen kam zurück. „Johannes, ist es wahr, stirbt er?“

„Ja, Fräulein, fassen Sie sich!“

Er hielt den Sterbenden noch immer, der schwer in seinen Armen lag.

„O, Gott, sollte er das Geld bei Feuermann haben?“ rief sie in höchster Angst mit einem Blick auf Amstein,

der wüthend von seinen vergeblichen Bemühungen abließ, seinen Hut nahm und weglief.

Gleich darauf kam der Arzt, eben als Krüger den letzten Athemzug gethan hatte. —

An demselben Abend noch kam Amstein zu Johannes; Krüger hatte sein ganzes Vermögen bei Feuermann deponirt gehabt; die hohen Zinsen mochten ihn gelockt haben, jetzt war Alles hin.

„Wissen Sie, ob das Haus mit Hypotheken belastet ist?" fragte er Johannes.

„Sie sollten sich schämen, daß Sie an nichts Anderes denken!" fuhr der ihn an.

„Geld regiert die Welt. Ich kann kein armes Mädchen heirathen," sagte Amstein gelassen.

Es überfiel Johannes heiß. War er nicht selbst auf dem Wege gewesen, ebenso zu denken und zu handeln? Und wer hatte ihn gerettet?

Linchen! Sein geliebtes braves Linchen! Und nun mochte kommen, was wollte, er nahm sie, arm wie sie war. Lieber mit ihr in Sorge und Mühsal leben, als ein Mensch werden wie Amstein. Malchen dauerte ihn.

Sie saß wie zerschlagen neben des Vaters Leiche. Amstein hatte ihr gesagt, daß alles Geld verloren sei, und die Art, wie er es gethan, erschütterte das oberflächliche, wenig warmherzige Mädchen nun doch auf das Tiefste.

„Er war immer so gut zu mir, er hatte mich so lieb!" sagte sie wohl hundertmal von ihrem Vater, und zum ersten Male bemerkte Johannes, daß sie ein Herz hatte.

— — — — — — — — — — — — —

Eine Woche war seitdem vergangen, Krüger ruhte in seinem Grabe, und Amstein hatte festgestellt, daß auf dem Hause allerdings noch eine beträchtliche Hypothek stand.

Es blieb Malchen außer dem Geschäft wenig, und sie war dankbar und froh, als Johannes Burgmann sich erbot, es zu übernehmen.

Dazu bedurfte er aber der Hilfe des Onkels Karl, und wenn ihm dieser dieselbe auch schon schriftlich zugesagt, so mußte er doch jetzt mancherlei mit ihm bereden, und fuhr deshalb nach der Heimath.

Es war ein blühender Frühlingstag, als er dort ankam. Niemand erwartete ihn, viel Briefschreiberei war nicht Mode bei den Burgmanns.

Da war die bekannte Straße — so still lag sie da, vor den kleinen Häusern standen hier und da Linden, auch vor Linchens und seiner Eltern Hause.

Wenn sich nun Linchen vielleicht gerade gestern, oder die letzten Tage, mit dem Schmied verlobt hätte? Sein Herz schlug wie ein Hammer.

Nun war er da und trat durch die Thür in Linchens Haus.

Wie lieb und vertraut ihn Alles hier anlachte. Das blanke Messing- und Blechgeschirr an der Wand und die sauber mit weißem Sand bestreute Diele.

Leise klopfte er an die Stubenthür.

Die Stimme der Frau Binder rief: „Herein!“

Zögernd öffnete er und trat ein. In der weißen Jacke lag die Lahme im Bette. Blaue und weiße Syringen dufteten durch die ganze Stube, Alles war so glänzend sauber und nett!

Die Kranke riß die Augen weit auf. War der vornehm gekleidete Herr wirklich Johannes, derselbe Johannes, welcher —

Da öffnete sich die Kammerthür, ehe noch Beide ein Wort sagen konnten, und in derselben stand Linchen im hellen, schlichten Kattunkleide, den runden Hut in der Hand.

„Johannes!" zitterte es leise von ihren Lippen.

Und dann auf einmal begegneten sich ihre Augen und er rief: „Linchen, mein Linchen!" und streckte die Arme ihr entgegen, und mit einem zweiten: „Johannes!" wie es seliger und jauchzender kein Menschenmund je gerufen, lag sie an seiner Brust.

Die lahme Mutter lag in ihrem Bette mit gefalteten Händen, die Augen voll Glück und Staunen auf das Paar vor sich geheftet.

War es möglich? Linchen hatte doch immer gesagt, sie dächte gar nicht an Johannes. Was der unterdeß seinem Linchen in's Ohr flüsterte, verstand die Mutter nur halb, aber sie sah, wie die Beiden sich küßten, und wie Linchen ihre Arme um seinen Hals schlang und außer sich vor Seligkeit rief: „Viele Jahre habe ich Dich lieb gehabt und im Herzen getragen, und habe nie geglaubt, Du würdest zu mir armem Ding kommen! Und nun bist Du da und hast mich lieb! Mein Gott, wie bin ich's denn werth?"

„Sprich nicht so, Linchen! Wenn Einer nicht werth ist solcher Liebe, so bin ich's!" wehrte Johannes ab.

Endlich fanden sie Gedanken an die alte Mutter, die zugleich vor Freude und Angst weinte.

„O Linchen, wenn Du nur glücklich wirst! Auf mich soll's nicht ankommen!"

„Auf die Frau Mutter nicht ankommen? Wer hat mich zum rechtschaffenen Mann gemacht, als Sie und mein Linchen!" rief Johannes. „Es soll Ihnen bei uns nie an etwas fehlen! Gewiß nicht, Frau Binder, auf mein Ehrenwort! Und das Linchen und Sie müssen jetzt mit nach der Hauptstadt, wir Drei wollen wieder so glücklich sein, als da ich hier mit dem kranken Fuße saß, und noch viel, viel glücklicher!"

Wie reizend das bräutliche Linchen war, als er es dann zu seinen Eltern führte.

„Vater! Mutter! Ich konnte keine Andere lieb haben!" sagte Johannes.

„Das macht Dir Ehre!" war Vater Burgmann's Antwort.

Und „das macht dem Jungen Ehre!" sagte, durch Frieder eilend herbeigerufen, auch Onkel Karl, und schlug Johannes fest auf die Schulter.

„Eine Frau wie das Linchen ist besser, als viel Geld und Gut!" setzte er gewichtig hinzu, und er mußte es wissen, denn er hatte eine solche immer vergebens gesucht.

An dem Bette der Lahmen feierten sie am selbigen Abend Verlobung. Sie heiratheten bald, und Johannes hat diese Jahre her so viel Arbeit und so guten Verdienst gehabt, daß er daran denkt, Malchen das Haus abzukaufen.

Die Aermste ist inzwischen ein verbittertes altes Mädchen geworden, Amstein ließ sie sitzen, sie hatte ihm nicht genug.

Johannes und Linchen nahmen sich ihrer treulich an, und bei dem zweiten Kinde der Beiden wurde sie sogar zu Gevatter gebeten. „Damit sie doch weiß, daß sie zu uns gehört," sagte Linchen.

Vater Burgmann und seine Frau leben wieder glücklich und einig, der strenge alte Mann ist jetzt mit seligem Lachen oft das „Hottepferd" seiner Enkel, denn Magdalene und Ernst haben auch schon drei.

Caramuru und Paraguassu.

Erzählung aus der älteren Kolonialgeschichte.

Von

Felix Lilla.

(Nachdruck verboten.)

Das älteste Gebäude in San Salvador oder Bahia, der jetzt so reichen und geschäftigen brasilianischen Handels- und Hafenstadt, ist die Kapelle da Gracia, welche zum Kloster San Bento gehört, ein auch in architektonischer Hinsicht bemerkenswerthes Bauwerk. Tritt man in diese alte Kapelle ein, so sieht man zwischen zwei Seitenaltären ein großes Gemälde, auf welchem die Hauptbegebenheiten der merkwürdigen Geschichte Caramuru's und der indianischen Prinzessin Paraguassu dargestellt sind. Darunter liest man folgende Inschrift: „Hier ruht Doña Katharina Alvarez, Herrin dieser Kapitanerie, welche sie den Königen Portugals abgetreten hat, in Verbindung mit ihrem Gemahle Diego Alvarez Correa, geboren aus Viana. Sie hat diese Kapelle gebaut und sie dem Patriarchen San Bento geweiht im Jahre 1582."

In der That ist dies das Grab der berühmten Indianerin Paraguassu, deren Name und Andenken in Bra-

silien noch nicht vergessen ist, ebensowenig wie in Virginien das Andenken an die edle und schöne Indianerprinzessin Pokahontas.

Nach der zufälligen Entdeckung Brasiliens durch Pedro Alvarez Cabral im Jahre 1500 hatten sich häufig portugiesische, spanische und französische Seefahrer nach der verheißungsvollen Küste begeben. Was sie vornehmlich dahin lockte, war das werthvolle Farbholz, das dort in Massen zu finden war und wonach das Land seinen Namen erhielt — nach „brasa", das portugiesische Wort für „glühende Kohle", womit die schöne rothe Farbe des Holzes bezeichnet wurde. Auch wurden zuweilen portugiesische Schiffe, die nach Indien segelten, durch Stürme nach der neuentdeckten Küste verschlagen. So ereignete es sich im Jahre 1549 mit einem Fahrzeuge, das an der Küste in der Nähe des Rio Vermelho scheiterte. An Bord desselben befand sich ein junger portugiesischer Edelmann, Diego Alvarez Correa aus Viana, den die Lust nach Abenteuern und der Durst nach Reichthum auf die See und in die weite Welt getrieben. Er war der Einzige, der bei dem Unglück mit dem Leben davon kam. Alle seine Gefährten, die nicht das Meer verschlang, wurden von den Eingeborenen, die an jener Küste hausten, dem blutgierigen Kannibalenstamm der Tupinambas, erschlagen und aufgefressen. Sich mit seinem Schwerte tapfer vertheidigend, hatte Diego sich an einen Baum gelehnt, den sicheren Tod vor Augen, doch entschlossen, sein Leben theuer zu verkaufen. Dieser Baum wurde noch dreihundert Jahre später gezeigt als „Entdeckungs- und Rettungsbaum des

Diego Alvarez"; er war im ganzen Lande berühmt und wurde pietätvoll von der Axt verschont, bis er altersschwach einem Sturme zum Opfer fiel (1853). Trotz dieses Baumes aber hätte der junge portugiesische Edelmann unfehlbar bald unterliegen müssen, wenn nicht im letzten Augenblicke ein junges Mädchen, die Häuptlingstochter Paraguassu, auf ihn zugeeilt wäre und, indem sie ihn mit ihren Armen umschlang, laut erklärt hätte, daß sie ihn unter ihren Schutz nehme, und Niemand ihm ein Leid zufügen dürfe.

Auf solche romantische Weise wurde Diego Alvarez gerettet. Die Kannibalen betrachteten ihn nun als ihren Freund, und er machte sich ihnen bald sehr nützlich. Unter den an's Ufer gespülten Sachen von dem gescheiterten Schiffe waren manche Gegenstände, deren Gebrauch und Nutzen er den Wilden erklärte. Das Wichtigste für ihn selbst war eine Kiste mit einer Muskete, Pulver und Bleikugeln. Diego setzte die Waffe in Stand, lud sie und schoß einige Vögel aus der Luft herunter, welche Leistung die Tupinambas mit Staunen und Bewunderung erfüllte. Mit Beziehung auf seine Schützenkunst nannten sie ihn „Caramuru-assu", was in der Tupisprache „der feurige Seedrache" bedeutet. Der Häuptling Tabira (Starker Arm) ließ ihm eine besondere Hütte erbauen und in jeder Weise wurde auf's Beste für seinen Unterhalt Sorge getragen.

Diego fand sich in den seltsamen neuen Verhältnissen bald zurecht. Von der schönen Paraguassu erlernte er rasch und leicht die Tupisprache, und hatte nun vollauf

Gelegenheit, die Lebensweise und Sitten der Eingeborenen kennen zu lernen. Die Tupinambas waren ein kriegerisches Volk und dabei Menschenfresser, wie schon erwähnt, jedoch nicht ohne Kultur. Die Frauen und Mädchen spannen und webten Baumwolle zu hübschen Decken und Hängematten. Aus zierlichen Kürbisflaschen, buntgefärbt und verziert mit schimmernden Arafedern, tranken die Tupinambas vortrefflichen süßen Wein, wovon sie drei Arten zu bereiten wußten, aus der Caju-, Pacoba- und Guabirabeirafrucht. Auch zwei Arten Bier, Abatiuy und Avati, verstanden sie aus Mais zu brauen.

Eines Tages ließ der Häuptling Tabira den jungen Portugiesen zu sich bescheiden. Der Vater Paraguassu's hatte eine sorgenvolle Miene und prangte bereits in seinem Kriegsschmucke, was darauf hinwies, daß eine außerordentliche Unternehmung im Werke sei.

Wirklich war dies der Fall. Schon vor geraumer Zeit hatte ein Unterhäuptling, Namens Tomoya, sich gegen ihn empört und war mit seinen Anhängern in's Innere gezogen, nach dem Thale Passaya, drei Tagereisen von der Küste. Die Ursache der Zwistigkeit war niemand Anders als die schöne braune Paraguassu. Tomoya hatte sie durchaus heirathen wollen, aber einen Korb erhalten; er wollte nun versuchen, sich mit Gewalt in den Besitz des Mädchens zu setzen. Durch den Abschluß von Bündnissen mit anderen Stämmen im Innern hatte er Macht genug gewonnen, um den Kriegszug wagen zu können.

Tabira hatte aber durch seine Kundschafter erfahren, daß sein rebellischer Unterhäuptling gegen ihn heranrücke.

Er wünschte nun Diego's Theilnahme am Kriegszuge. Wenn Caramuru, wie abgekürzt Alvarez' Tupiname lautete, mit seinem Blitz- und Donnerrohre Tomoya niederschmettern könne, so wollte er ihm Paraguassu zur Frau geben, durch welche Verbindung ihm später auch die Häuptlingschaft zufallen würde.

Ohne langes Besinnen willigte der junge Portugiese ein.

Noch an demselben Tage zogen die Krieger aus dem Dorfe, wo nur die Greise, Frauen und Kinder zurückblieben, dem Feinde entgegen. Voran schritt der Häuptling Tabira mit seinen Unterhäuptlingen und einem herkulischen Tupinamba, der den jungen Portugiesen auf seinen Schultern trug. Ihm zur Seite schritten zwei junge Krieger, welche Diego's Muskete, Munition und sonstige Sachen trugen.

Am Abende des zweiten Marschtages brachten zwei Kundschafter Tabira's die Nachricht, daß Tomoya mit seiner Streitmacht auf einem Hügel vor dem Thale Passaya sein Lager aufgeschlagen habe. Es wurde Kriegsrath gehalten, Tabira gab seine Befehle und am folgenden Morgen in der Frühe rückte er mit seiner Schaar dem Feinde entgegen.

Als die beiden Heere sich gegenseitig im hellsten Sonnenglanze erblickten, ließen sie das Kriegsgeschrei erschallen; sie schwenkten ihre Waffen, dazu wirbelten dumpf die Trommeln und schmetterten die Muscheltrompeten.

Ein riesenhafter Wilder mit hoher Federkrone und noch häßlicher bemalt, als die Anderen, schritt vor der feindlichen Front auf und ab und hielt mit wüthenden

Geberden eine Rede, um den Muth seiner Krieger anzufeuern. Dieser Riese war Tomoya, und ihn sollte Diego nun niederschießen noch vor Beginn der Schlacht, das war Tabira's Wunsch. Die Pfeile der Tupinambas flogen ja nicht so weit, als das Blei aus dem Donner- und Blitzrohr des jungen Portugiesen. Letzterer ließ sich auf ein Knie nieder und zielte lange und sorgfältig. Dann gab er Feuer, und Tomoya stürzte todt auf sein Angesicht nieder.

Seine Krieger konnten den Zusammenhang zuerst gar nicht begreifen. Sie hatten einen scharfen Knall gehört, und ihr Häuptling war hingestürzt. Einige liefen herbei und drehten ihn um. Als sie entdeckten, daß Tomoya todt war, durchzuckte Alle ein jäher Schrecken. Hier war offenbar eine geheimnißvolle zauberische Macht im Spiele. Sie liefen ängstlich durcheinander und hielten nicht Stand, als nun der Häuptling Tabira mit seinen Schaaren auf sie losstürmte. In wilder Flucht zogen sie sich zurück, und die Tupinambas nahmen das Lager in Besitz.

Nach einigen Stunden bereits erschienen Abgesandte der Flüchtlinge mit grünen Zweigen in den Händen als Friedensboten. Sie erklärten, daß sich Alle wieder der Herrschaft des Häuptlings Tabira unterwerfen wollten. Da dies Alles war, was dieser wünschte, so wurde der Friede geschlossen, und zur Feier desselben ein großes Zechgelage veranstaltet.

Und mitten im Trubel des Festes vermählte Alvarez, der durch seinen Meisterschuß ein großer Kriegsheld geworden war, sich mit der schönen Paraguassu. Beide lebten fortan recht zufrieden in einer idyllisch gelegenen Hütte

am Rande eines Palmenhains am Strande. Der junge Portugiese legte eine kleine Plantage an und gab sich alle mögliche Mühe, die Wilden einigermaßen zu civilisiren. Aber nur Paraguassu hörte auf seine Ermahnungen und ward ihm bald eine wirklich theure und geliebte Lebensgefährtin.

So verging fast ein Jahr, als Diego eines Nachmittags in der Nähe seiner Behausung allein am Strande entlang ging. Da sah er zu seiner größten Ueberraschung draußen in der Bucht ein Schiff, von dem eben ein Boot abstieß, das sich dem Lande näherte. Er lief zum Wasser hinab und machte Zeichen mit den Händen. Darauf wurde das Boot der Stelle zugerudert, wo er stand.

Das Schiff war die französische Brigg „Esperance" von St. Malo, geführt von Kapitän Jean Guignol. Alvarez warnte die Franzosen davor, an dieser Stelle zu landen, indem er ihnen kurz das Schicksal seiner früheren Schiffsgefährten und seine eigene wunderbare Rettung erzählte.

Darauf bot man ihm an, ihn mit an Bord zu nehmen, damit er nach Europa und in seine Heimath zurückgelangen könne. Und der junge Edelmann kämpfte einen schweren Kampf mit sich. Auf der einen Seite seine Liebe für die treue Paraguassu, seine Retterin, auf der anderen Seite die Aussicht, von dem wilden Kannibalenstamme loszukommen und in die geliebte Heimath zurückkehren zu können.

Diese letzte Aussicht überwog schließlich doch alle seine Bedenken. Er stieg in's Boot, und dasselbe wurde rasch dem Schiffe wieder zugerudert.

Da hörte er einen gellenden Schrei hinter sich. Mit fliegenden Haaren, die Hände ringend, lief Paraguassu

dem Strande zu. Ohne sich zu besinnen, sprang sie in die Fluth und schwamm hinter dem Boote her, welches ihr den geliebten Gatten entführte.

Diego konnte das nicht mit ansehen. Er sprang aus dem Boote und schwamm seiner Paraguassu entgegen. Die französischen Matrosen ruderten zurück und nahmen Beide auf.

Paraguassu erklärte ihrem Gatten, daß sie nicht zurückbleiben wolle. Wohin er auch ziehen möge über's Meer, sie als sein Weib wolle ihn überall hin begleiten.

Alvarez, tief gerührt von ihrer treuen Liebe und Anhänglichkeit, war wohl damit zufrieden. Es handelte sich nur darum, den Kapitän Guignol zu gewinnen, der ja gewiß recht gern den jungen Portugiesen, aber schwerlich die indianische Prinzessin an Bord gebrauchen konnte.

Dies gelang über Erwarten leicht. Denn als Paraguassu erfuhr, daß es dem Kapitän hauptsächlich um eine Ladung Farbholz zu thun sei, erbot sie sich, ihm eine unbewohnte Insel am Südende der Bucht zu zeigen, wo Rothholzbäume in Menge wuchsen, die er nach Belieben fällen möge. Dafür verpflichtete sich Jean Guignol, Paraguassu und Diego kostenfrei nach Europa zu bringen.

Nach Paraguassu's Anweisung segelte dann die Brigg nach der Insel. Eine volle Ladung von Rothholz wurde dort eingenommen, und dann eilte das Schiff der Heimath zu.

Die Fahrt war eine glückliche und rasche. In St. Malo erregte das Erscheinen der braunen indianischen Prinzessin bei der Bevölkerung das größte Aufsehen. Am meisten aber interessirte sich für Paraguassu und Diego Alvarez

der Admiral Gaspard de Coligny — derselbe, der später in der Bartholomäusnacht ermordet wurde.

Lange und wichtige Verhandlungen hatte er mit Alvarez und wollte durchaus nicht darein willigen, daß der junge Edelmann mit seiner braunen Gattin nach Portugal gehe, aus politischen Gründen, die er ihm ganz aufrichtig erklärte.

Schon seit einiger Zeit hatte die französische Regierung ihre Aufmerksamkeit auf die südamerikanischen Küsten gerichtet, von woher manche ihrer kühnen Seefahrer, ähnlich wie Kapitän Jean Guignol, Rothholz und andere kostbare Ladungen holten. Man wollte den ersten Entdeckern, den Portugiesen, die Herrschaft über dies neue Land streitig zu machen versuchen und dort Kolonien gründen.*)

Deshalb interessirte er sich auch so sehr für die merkwürdigen Ankömmlinge, die er in seinem Gefolge mit nach Paris nahm, um sie dem König Heinrich II. und der Königin Katharina vorzustellen.

*) Coligny versuchte wirklich im Jahre 1555 diesen Plan in's Werk zu setzen. Eine Expedition nach Südamerika wurde ausgerüstet, die er selbst befehligte. Er segelte längs der Küste nach Süden und wählte mit verständigem Blick eine schöne Bai unter dem 23. ° südl. Br. als geeignet für seine Absichten. Das Land, welches von den Wellen der Bai bespült wurde, nannten die Eingeborenen Guanabara. Dort baute er ein Fort und die ersten Häuser einer Kolonie. Leider ließ der Admiral, als er absegelte, den gänzlich unfähigen Kapitän Villegagnon als Befehlshaber zurück, der bald Alles in Verwirrung brachte, so daß einige Zeit später die Portugiesen, als sie gewaltsam gegen die französischen Kolonisten vorgingen, leichtes Spiel hatten. Der portugiesische Anführer Mendoza besiegte die Franzosen und zerstörte deren Fort und Niederlassung. Auf den Trümmern derselben erbaute er einige Hütten für portugiesische Ansiedler. Dies war der bescheidene Anfang von Rio de Janeiro, der jetzt so reichen und prächtigen Hauptstadt Brasiliens.

In Paris, bei Hofe sowohl wie in der Stadt, erregten Paraguassu und Diego noch größeres Aufsehen, als in St. Malo. Sie wurden auf's Großmüthigste unterstützt, aber nach Portugal durften sie nicht abreisen.

Länger als ein Jahr hielten sie sich in der französischen Hauptstadt auf. Paraguassu erlernte die französische Sprache und trat zum Christenthum über. In der Kapelle des Louvre wurde sie getauft. Die Königin Katharina von Medici selbst war ihre Taufpathin, und von ihr erhielt sie den Namen Katharina.

König Heinrich II. von Frankreich und Coligny suchten unterdeß Alvarez für ihre Pläne zu gewinnen. Es war ihre Meinung, daß Diego zu den Tupinambas zurückkehren und deren Häuptling werden solle, um auf solche Weise den nach jener Küste fahrenden französischen Händlern und Schiffern nützlich sein zu können.

Der junge Portugiese sah sich gezwungen, darauf einzugehen. Wahrscheinlich befürchtete er — und zwar mit Recht — daß man ihn im Falle fortgesetzter Weigerung einfach einkerkern und in einer Zelle der Bastille verfaulen lassen würde. In seinem Innern aber beschloß er, seinem Vaterlande treu zu sein und den französischen Interessen nur so lange zu dienen, als er nothgedrungen mußte.

Es wurde ein großes Schiff zu St. Malo ausgerüstet, mit Zuchtvieh, Sämereien und Geräthen aller Art befrachtet, welches Paraguassu und Diego nach der Allerheiligenbai zurückbrachte.

Das Wiedererscheinen der Verschwundenen erregte die größte Freude bei den Tupinambas. Diego kam auch

gerade zur rechten Zeit an. Denn aus Kummer über den Verlust seiner Tochter hatte Tabira sich dem Trunke ergeben. Bald nachher starb er, und Alvarez oder vielmehr Caramuru wurde Häuptling.

Die Franzosen segelten, nachdem sie volle Ladungen Farbholz eingenommen, wieder ab, und wenige Monate später traf bereits ein portugiesisches Schiff ein, das Alvarez mit Freuden begrüßte. Unter seiner Leitung befestigte die portugiesische Regierung ihre Macht in dem neuen Lande, schickte Kolonisten dorthin und theilte das Land in „Kapitanerien", große Distrikte von je etwa fünfzig Meilen Küstenlänge und beliebiger Ausdehnung nach dem Inneren zu. Alvarez wurde als „Großkapitän" des Distrikts der Allerheiligenbai anerkannt und lebte hochangesehen viele Jahre glücklich mit seiner geliebten Paraguassu.

Sie hatten viele Kinder. Noch heute blühen in Brasilien edle Geschlechter, die sich mit Stolz der direkten Abkunft von der braunen Indianerprinzessin rühmen.

Alvarez und seine Gemahlin gründeten die Stadt San Salvador, jetzt gewöhnlich Bahia genannt. Ein schöner Fluß, Namens Paraguassu, der in die Bai fließt, verewigt den Namen der Indianerin.

Und auch in zahllosen Liedern und Balladen der brasilianischen Dichter wird ihr Andenken gefeiert. Und das mit Recht! Denn diese Indianerin ist unstreitig eine der edelsten und schönsten Gestalten der südamerikanischen Geschichte, und ihr Andenken wird umglänzt von dem Schimmer der Poesie und Romantik.

Aus dem Seelenleben der Vögel.

Naturwissenschaftliche Skizze.

Von
Carl Cassau.

Längst hat in den Kreisen der Wissenschaft wie der Laien die Ueberzeugung sich Bahn gebrochen, daß die Lebensäußerungen der Thiere, besonders die der höher organisirten Arten, nicht aus dem blinden „Instinkte“ allein zu erklären sind, sondern auf eine bewußte Seelenthätigkeit hinweisen, die sich bei den Säugethieren in manchen Fällen in so überraschender Weise zeigt, daß man ihnen selbst einen überlegenden Verstand kaum wird absprechen können.

Wer je einen Hund, eine Katze, ein Pferd besessen oder diese Thiere nur beobachtet hat, zweifelt daran nicht mehr. Schon schwieriger ist es, bei Vögeln, die allerdings den Säugethieren in vieler Beziehung nachstehen, festzustellen, wie weit ihr Seelenleben über die Sphäre des bloßen Instinktes hinausreicht. Wer die Mühe der Untersuchung aber nicht scheut, wird zu seinem Erstaunen wahrnehmen, daß selbst die kleinsten Vögel in ihrem Verhalten deutliche Beweise einer bewußten Seelenthätigkeit geben.

Um die Seele des Vogels zu gewahren, braucht man nur den Nachtigallengesang mit dem Spatzengezwitscher zu vergleichen. Sollte der erstere wirklich nichts mehr als eine besondere „Kehlkopfsanlage" sein?

Nein. Der Vogel besitzt wirklich eine Seele, d. h. er empfindet wie wir Freude und Leid, er trauert und jubelt, ihm ist ein feines Gefühl für Freundschaft und solche Wesen, die ihm wohlwollen, eigen, er empfindet Abneigung gegen ihm feindlich gesinnte Individuen, oder kurz gesagt, er liebt und haßt. Er kennt das Gefühl der Dankbarkeit und Zugehörigkeit zu Personen, die ihm wohlthun, er gewöhnt sich an ihren Umgang; er rächt sich nach Kräften an Allen, die ihm wehe thun.

Andererseits besitzt er Gedächtniß, Ueberlegung, Unterscheidungsvermögen, Auffassungsgabe und Gelehrigkeit, also kurz gefaßt: Verstand. — Wir können zu all' diesen Behauptungen praktische Beispiele bringen, und diese beweisen!

Welch' seltene Liebe zu ihren Jungen verräth die Henne, wenn sie ihre Küchlein gegen die Angriffe einer räuberischen Katze muthvoll vertheidigt, oder sich, wie kürzlich bei Gelegenheit einer Feuersbrunst auf einem Bauernhofe im Lüneburgischen geschah, durch die drohenden Flammen nicht vom Neste treiben läßt; ebenso wie jene Störchin auf ihrem Neste in Bodenteich, die sich lieber von den leckenden Flammen verzehren ließ, als daß sie die Brut preisgab. Selbst die bei den Menschen sprichwörtlich gewordene „Rabenmutter" zeigt sich, in der Nähe besehen, als ein seine Brut muthvoll schützendes und über Alles

liebendes Vogelweibchen. Als jüngst eine alte, sogenannte „Römereiche“ zu Devonshire in England umgehauen werden mußte, entdeckte man ein Rabennest im Gezweig, welches Brut enthielt. Die Mutter verließ das Nest aber weder bei den dröhnenden Axtschlägen, noch dann, als der Baum fiel; von den Zweigen erschlagen, ward sie ein Opfer ihrer Liebe zu der Brut.

Unser scheuer Gartenvogel, die Grasmücke, gibt ein nicht weniger ansprechendes Beispiel von muthvoller Mutterliebe. Auf der Bastei zu Amberg, dem dortigen Militärschießplatze, hatte eine Grasmücke ihr Nest in der Mauer des Scheibenstandes gebaut. Als in Kürze darauf die Schießübungen begannen, und die Kugeln gegen die Mauer schlugen, verließ die Grasmücke das Nest keineswegs, sondern brachte trotz des Dröhnens der Mauer ihr Brutgeschäft muthvoll zu Ende.

Rührend ist die Elternliebe der Schwalben. Das englische Schiff „Mazuffer“, welches lange Zeit unbenutzt im Hafen zu Bombay lag, ward nach dieser Ruhepause dazu ersehen, hohe Persönlichkeiten nach dem persischen Hafen Buschir zu bringen. In der Zwischenzeit hatte ein Schwalbenpaar sein Nest an dem Schiffe gebaut und darin seine Jungen ausgebrütet. Die Alten zeigten sich nicht wenig betroffen, als das Schiff die Anker lichtete und in die hohe See steuerte. Dennoch begleiteten sie es, indem sie mit dem ihnen von der Mannschaft gestreuten Futter ihre Jungen versorgten, nach Buschir, und von dort nach Bombay zurück, wo sie die völlige Erziehung der Kleinen ungestört fortsetzten. Ein seltenes Beispiel!

Nicht minder von Liebe zu den Jungen erfüllt zeigte sich ein Spatzenpaar. Der Sperling, dieser Plebejer der Vogelwelt, ist doch sehr nützlich, und trotzdem er ein Erbsen-, Kirschen- und Traubendieb gescholten wird, würden diese Früchte kaum ohne ihn gedeihen, da das Ungeziefer sie schon im Keime verzehren würde. Der Spatz übt aber eine sehr umfangreiche Feld-, Wald- und Gartenpolizei. Ein sinniger, naturliebender Pfarrherr setzte einst eine halbflügge Brut junger Sperlinge in einen Käfig und hängte diesen an's Fenster, wo er gut beobachten konnte, was die Alten unter solchen Umständen thun würden. Während sie beim Ausnehmen des Nestes großen Lärm gemacht, waren sie später dem Pfarrherrn lautlos gefolgt und fingen nun sogleich an, ihre Brut mit Würmern zu ätzen. Als die Jungen flügge waren, setzte der Pfarrer eins davon auf das Bauer. Der Jubel der Alten war rührend anzusehen, und höchst fesselnd ihre Anstrengungen, das Kleine zu überzeugen, daß der Flug nach jenem Baume dort gewagt werden müsse, bis sich endlich alle drei aufschwangen. Beim zweiten und dritten Jungen wiederholte sich diese Scene. Beim jüngsten aber, welches sich noch zu schwach fühlen mochte, den kühnen Flug zu wagen, mußten die Alten Gewalt anwenden und es vom Käfig hinabstoßen, worauf sie es mit liebevoller Fürsorge bis zum Baume geleiteten, wo nun die ganze Familie beisammen war und ein lautes Freudengezwitscher ausstieß. Bei dieser Gelegenheit beobachtete der Pfarrer genau die Abstufungen der Töne im sonst so monotonen Geschrei der Spatzen und fragt: „Sollten sie nicht doch eine verständliche Sprache bilden?"

Daß die Vögel in ihren Tönen eine Art von Sprache besitzen, hatte Verfasser dieses einmal selbst Gelegenheit in hervorragender Weise zu beobachten. Ich hatte nämlich einst einer grünen Eidechse, welche ein Knabe mit in die Schulklasse gebracht, die Freiheit geben lassen. Der damit beauftragte Knabe setzte das Thierchen einfach auf den Schulhof. Scharf grenzte sich auf demselben Licht und Schatten ab, denn es war um die Mittagszeit. Das Thierchen aber strebte aus dem kühlen Schatten sogleich dem sonnenhell bestrahlten Terrain zu. Gegenüber weilte der Hahn mit etlichen Hühnern des Kustos an einer geschützten Stelle, wo die Thiere eine Art von Siesta hielten. Kaum bemerkte der kluge Vorsteher des kleinen Hühnerstaates die sich auf der hellen Fläche schnell fortbewegende Eidechse, als er aufsprang und spornstreichs zu dem Wunder hinlief. Nie vergesse ich die Geberden des Erstaunens bei dem Thiere, welches dann sofort mit schlagenden Flügeln einige eigenthümliche Töne ausstieß. Die Hennen verstanden sie nur allzugut, denn Alle sprangen auf und rannten eiligst der Stelle zu, wo nun die Eidechse, von den Hennen umringt, zischte und fauchte. Jetzt ward Berathung gehalten. Wieder hörte ich von dem Hahn einige sonderbare Töne, worauf ein lebhaftes Gegacker folgte, dann führte das Oberhaupt der Hennen den ersten Schnabelhieb, und bald war die Echse unter den Schlägen der beutelustigen Hühner verendet und eine willkommene Speise ihres Magens geworden. Lange hernach konnte sich das Hühnervolk nicht von der Freude über den erkämpften Sieg erholen, was sich durch ein sehr erregtes Gackern bekundete. —

Ich habe ähnliche Töne der Warnung von einem Hahn gehört, als ein Angehöriger meiner Familie, der bereits vor Wochen eine meiner Hennen im Hühnerstall abgeschlachtet hatte, wieder in den Stall trat, um ein neues Opfer zu holen. In diesen Warnruf mischten dann alle Hennen Schreie des Entsetzens. Daß sich die Thiere also durch Stimmenlaute einander verständlich machen können, unterliegt keinem Zweifel.

Jener kluge Hahn erkannte den Mörder eines seiner Weibchen sofort wieder. Wir stoßen da auf eine neue Geisteskraft der Vögel, auf das Gedächtniß. Auch dazu können wir interessante Belege bringen. Der Besitzer eines grauen Papageies mußte das schöne Thier aus Noth um eine hohe Summe Geldes verkaufen. Vierundzwanzig Jahre später kam er in besseren Verhältnissen nach Wien und trat in eine Barbierstube ein. Dort hatte der Vogel nach mannigfachem Wechsel ein festes Heim gefunden. Er erkannte seinen ehemaligen Herrn sofort wieder, war vor Freuden außer sich und stellte sich so wunderlich an, daß es allen Zuschauern auffiel. Als der Barbier das Thier aus dem Käfig ließ, flog es sogleich auf die Schulter seines ersten Besitzers und liebkoste diesen so rührend, daß alle Anwesenden lebhafte Theilnahme fühlten. Als der Fremde dann Abschied nahm, wollte sich das Thier gar nicht trösten lassen.

Daß die Vögel selbst bis zu einem gewissen Grade zählen können, bewies eine Elster, die bekanntlich zu den schlauesten Vögeln gehört. Sie hatte ihr Nest in den Spitzen der höchsten Erlen an einem Teiche erbaut. Da

die Mutter, als sie Junge im Neste hatte, kleine Enten vom Wasser raubte, um sie ihrer Brut zuzuschleppen, so versteckte sich ein Jäger in einer Schilfhütte. Aber der Vogel kam nicht zum Vorschein, bis der Jäger fort war. Ein Naturforscher, den die Sache interessirte, ließ nun zwei Jäger in die Hütte treten und schickte nach einiger Zeit einen fort. Die Elster aber zählte richtig, denn sie flog erst aus, als der zweite Mann fortgegangen war. Ebenso ging es mit drei Jägern. Bei der Zahl vier jedoch irrte sich das Thier, denn es flog schon fort, als der dritte Jäger hinausgegangen war und wurde nun erlegt.

Eine gewisse Kenntniß bestimmter Zeitabschnitte verrathen die zahmen Schwäne, da sie stets pünktlich zur Fütterungszeit an's Ufer kommen. Ebenso berichtet mir ein Lehrer vom Lande über seines Nachbars Hühner. Dieselben suchen den Schulhof jedesmal dann ab, wenn die Schulkinder denselben nach der Spielzeit geräumt und Brodreste daselbst zurückgelassen haben. Des Nachmittags, wo keine Spielzeit war, kamen die Thiere nie; ebenso blieben sie fort, sobald Ferien eintraten.

Wir dürfen aber noch einen Schritt weitergehen und den Vögeln wirkliche Ueberlegung, wie sich diese neben viel Schönheitssinn öfter beim Nestbau zeigt, zusprechen. Wir erinnern zunächst an das Nest des Buchfinken, der seiner Wohnung äußerlich die Färbung der Baumrinde zu geben weiß, an das Nest des Schneidervogels und die Lauben der Gesellschaftsvögel der Sundainseln, die auf die künstlichste Art hergestellt sind und deren Bau ohne Ueberlegung unmöglich wäre.

Wie leicht durch Glanz und Farbe die Seele der Vögel zu reizen ist, beweisen Truthahn, Elster und Rabe, wie die obengenannten Gesellschaftsvögel, welche glänzende Gegenstände in ihre kunstvollen Gesellschaftsbauten schleppen. Wer die Webervögel einmal beim Nestbau beobachtet hat, wird den gefiederten Sängern Klugheit gewiß nicht absprechen. Wir denken dabei auch an den Kukuk, der beim Eierlegen stets die Nester derjenigen Vögel auszuwählen versteht, bei denen sein Junges die beste Pflege findet, das sind die Singvögel. Ebenso macht es der amerikanische Kukuk oder Kuhvogel. Er wirft einfach Zwecks Platzschaffung für das ziemlich große Junge die übrigen Eier aus dem Neste heraus. Ein Fall von großer Klugheit ist mir von der fälschlich dumm gescholtenen Gans bekannt. Eine solche erkrankte einst beim Brutgeschäfte, indem sie von Krämpfen befallen wurde. Sie würde unter diesen Umständen keinenfalls die Jungen ausgebracht haben. Aber was geschah nun? Die Patientin holte sich eine gesunde Genossin herbei, und diese mußte an ihrer Statt brüten. Die Wahrheit des Vorfalles ist verbürgt. Ein sonderbares Licht wirft auf das bisher Gesagte folgender Vorfall: Eine Katze hatte in den Elsternestern nahe bei einem Gute große Verwüstungen angerichtet, indem sie die Jungen herausholte. Eines Tages bemerkte der Gutsbesitzer eine große Aufregung unter den zu Schaaren versammelten Vögeln. Kreischend schwirrten sie durch die Lüfte. Als die Katze wiederkam, stürzten sich die erbosten Elstern in Massen auf das erschreckte Raubthier, packten es und schleppten es mit sich in die

Luft. Die Katze miaute entsetzlich, aber die Vögel hoben sie höher und höher und ließen sie endlich fallen. Sie wäre zu Tode gekommen, wenn nicht das Wasser eines Teiches die Kraft des Falles gebrochen hätte. So konnte sie davonschleichen, hat aber die Nester nie wieder angerührt. Der Gutsbesitzer, der dies erzählte, ist ein durchaus wahrheitsliebender Mann, die Geschichte daher wohl keine Münchhausiade.

Einen überraschenden Zug von Ueberlegung führt ein Vogelkenner von einem Staare an, dem man das Trinkwasser in einer Flasche mit langem Halse hingestellt hatte. Das Thier konnte so nicht an das edle Naß gelangen, wußte aber doch Rath, indem es Sand und Steinchen in die Flasche trug, bis das Wasser so hoch gestiegen war, daß es an demselben seinen Durst löschen konnte.

Mit dem Gedächtniß und der Ueberlegung der Vögel paart sich auch ein treffendes Unterscheidungsvermögen, denn ohne dieses wäre kein Urtheil und kein Schluß, welche zur Ueberlegung gehören, möglich. Hiervon weisen gerade wieder die so verachteten Sperlinge treffliche Beispiele auf. Ein thierfreundlich gesinnter Pfarrer hatte die Spatzen in seinem Garten so gewöhnt, daß sie vor sein offenes Fenster und sogar in's Zimmer kamen, die Krumen aufzupicken, welche er ihnen zum Frühstück streute. Um die Vögel zu prüfen, steckte der geistliche Herr eines Tages seinen Neffen in seine gewöhnliche Kleidung und hieß ihn den gewohnten Platz einnehmen. Aber am Fenster stutzten die Vögel schon, kamen nicht in's Zimmer und flogen sogleich wieder fort. Sie kannten also ihren Wohl-

thäter genau. So lange der Neffe am Arbeitstische des geistlichen Herrn saß, kamen sie nicht wieder, sobald er ihn aber selbst einnahm, waren auch die Gäste wieder da, nachdem ein Spätzchen als Kundschafter das Terrain besichtigt und die Gefährten durch sein Gezwitscher herbeigerufen hatte.

Ebenso drollig klingt der Bericht eines thüringischen Gutsbesitzers, der im Hausgarten frische Erbsen gepflanzt hatte. Zum Aerger der Haushälterin waren die Ritter vom Stegreif und der Landstraße, die Spatzen, auf die jungen Pflänzlinge als Lieblingsspeise versessen. Sie kam deshalb öfter und verscheuchte die Erbsendiebe, die aber allemal höhnisch zwitschernd zurückkehrten, sobald sie die weiße Schürze nicht mehr erblickten. Da glaubte nun die Haushälterin ein gutes Auskunftsmittel entdeckt zu haben, indem sie eine Strohpuppe in ihre alten Kleider stecken und in den Garten stellen ließ; selbst die Haube und die weiße Schürze fehlten nicht. Nun blieben die Spatzen natürlich aus den Erbsen fort? Profit die Mahlzeit! Sie genirten sich gar nicht, ihr Lieblingsgericht in Muße zu verzehren. Sie wußten recht gut, daß die Puppe nicht ihre Feindin in Person war.

Jeder Landmann kann uns auch berichten, wie der Rabe einen Jäger von jedem anderen Menschen unterscheidet, diesen ruhig herankommen läßt, vor jenem aber schon auf weite Entfernung hin flüchtet.

Wer wollte solchen Erscheinungen gegenüber wohl noch an einem scharfen Unterscheidungsvermögen der Vögel zweifeln? Dieses wird zudem noch durch eine auffallende Gelehrigkeit der Thierchen vervollständigt.

Wir erinnern uns an die auf allen Märkten vorgeführten Kanarienvögel, deren Kunst oft erstaunlich weit geht.

Auch zum Sprechen sind die Vögel bekanntlich abzurichten. Sprechende Staare, Raben, Krähen und Papageien sind nicht selten, dennoch überrascht, ja verblüfft den Leser die Geschichte des Papageien, welcher Eigenthum des Statthalters der Niederlande, des Prinzen Moritz von Nassau, wurde, der unter den vielen hundert Redensarten, die ihm zu Gebote standen, stets die passendste herauszusuchen verstand, so daß seine Schlagfertigkeit die mancher Menschen übertraf. Jedermann, der den Vogel hörte, blieb wie versteinert stehen. Daß wir es hier nicht mit einer Anekdote, sondern mit einem historisch-treuen Berichte zu thun haben, steht beglaubigt fest.

Uebrigens kann ich dazu ein Beispiel aus eigener Erfahrung geben. Ein Bäcker in meinem Wohnorte besaß einen grünen Papagei, der im Laden stand. Bald hatte der Vogel die Redensart erlernt: „Guten Tag! Ein Brod!“ Er rief es, sobald Jemand in den Laden trat, um Brod zu kaufen, niemals aber, wenn er allein war. Handelte dieses Thier nun instinktiv oder mit Ueberlegung?

Ebenso lebte zu Mozart's Zeit ein Papagei in Wien, für den unglaubliche Summen geboten wurden. Der Vogel handhabte tausenderlei Redewendungen und bewies dabei eine sehr hohe Intelligenz. Solche Beispiele stehen also keineswegs vereinzelt da.

Ein Staar hatte seinem Herrn, einem Trompeter, den Ton des Instruments so abgelauscht, daß er einst den

Oberst überraschte, als er plötzlich das Signal zum Vorrücken so deutlich hören ließ, als habe es eine Trompete hervorgebracht. Ein anderer hatte in einer kinderreichen Familie das Schreien kleiner Kinder so täuschend nachahmen gelernt, daß er seinen späteren Herrn in den Verdacht brachte, Kinder geraubt und bei sich verborgen zu haben.

Großartig sind die Leistungen der Haustauben, welche zu Konstantinopel in reichen Häusern zu Tausenden gehalten werden. Auf einen Wink des Aufsehers theilen sie sich in Schaaren zu Weiß und Bunt, schwenken nach rechts und links, nach oben und unten ab, kommen und gehen und führen auf Kommando die mannigfachsten Flugkünste aus.

Noch erwähnen wir des Lämmergeiers, der Gemsen, Kühe und Ziegen auf hohe Felsen treibt und dann, wie auch Menschen, durch Flügelschläge in die Tiefe zu stürzen versucht, wo seine Opfer zerschellen müssen. Schon die alten Römer kannten dieses Verfahren an dem klugen Vogel und nannten ihn deshalb „Ossifraga", d. i. „Knochenzerbrecher". —

Dem Menschen schmiegen sich die Vögel überall leicht an. Im Invalidendome zu Paris fand einst zur Winterszeit ein Spätzchen Schutz und Obdach bei dem Invaliden Jacques Guispar, der seine Freude an dem Thierchen hatte, es fütterte und so zähmte, daß es sich willig ein rothes Bändchen mit einem Glöckchen umhängen ließ. Als der Sommer herankam, entfernte sich der Wintergast auf kurze Zeit, kam aber dann wieder und ließ sich willig

an Stelle des verschwundenen Bändchens mit dem Glöckchen ein anderes umhängen. Es verließ seinen Beschützer nicht mehr und starb bald aus Gram nach dessen erfolgtem Tode.

Es ist in der That bemerkenswerth, wie schnell sich alle Vogelgattungen an den Menschen gewöhnen, so scheu auch sonst ihre Art sein mag. Der Kanarienvogel setzt sich seiner Herrschaft auf Schulter und Hand, die Taube nimmt ihr das Futter aus den Fingern fort, und der Papagei fliegt auf seines Herrn Schulter und begleitet ihn überall hin. Selbst dort gewöhnen sich die geflügelten Freunde des Menschen leicht, wo ihre Natur sonst abstoßende Umstände vorfindet. So flüchtete sich einst ein Täubchen vor einem Raubvogel in das Zimmer eines Komponisten zu Venedig. Derselbe spielte gerade Klavier, aber die Taube überwand ihre Furcht schnell, ließ sich auf dem Flügel nieder und schlug dort ihren ständigen Wohnsitz auf. Sie verrieth bald Wohlgefallen an allen Wohlklängen, zeigte sich aber bei Mißklängen heftig erregt. Gleicherweise flog einst eine Schwalbe zu Brieg in das Zimmer einer Familie, wo eben Klavier gespielt ward. Dieses Thierchen fand gerade wie die Taube Freude an den Wohlklängen, brachte nach einiger Zeit auch sein Weibchen mit, worauf sich Beide unter dem Hausdache anbauten. Das Pärchen stattete in der Folge der Familie öfters einen Besuch im Zimmer ab, besonders gern aber, wenn das Klavier ertönte. —

Wir haben bereits erwähnt, daß die Seele des Vogels auch für die Triebe des Hasses und der Rachsucht geöffnet

ist. Hierzu gibt es Beispiele aller Art, von den Schwalben und Krähen an, die in Schaaren eine Eule am hellen Tage verfolgen, bis zu den um die Herrschaft und aus Eifersucht miteinander auf Tod und Leben kämpfenden Hähnen.

Ein zahmer Storch, der auf dem Hofe eines Landmannes gehalten ward, hatte schon öfter einzelne seiner vorbeiwandernden wilden Brüder arg gerupft. Als dieses einst wiedergeschah, folgte ihm der Geschädigte mit mehreren Genossen, die er herbeigerufen, und richtete den Friedensstörer so zu, daß er für todt liegen blieb.

Eine Gans wurde auf dem Hühnerhofe bereits längere Zeit von einem streitsüchtigen Hahn ohne jegliche Ursache angegriffen und verfolgt. Eines Tages aber faßte die Gans Muth, ergriff ihren Peiniger am Halse und schleppte ihn zum Teiche, woselbst sie ihn so lange untertauchte, bis er entseelt, und sie ihres Bedrängers entledigt war. Der Umstand ist verbürgt.

Wer wollte nach allem Vorgebrachten wohl noch daran zweifeln, daß die Thiere Verstand und eine Seele haben? Es versteht sich von selbst, daß derjenige, welcher davon überzeugt ist, den Thieren eine gute Behandlung und Fürsorge angedeihen lassen, und sich aller muthwilligen Verfolgung und Verletzung derselben enthalten wird. Und zwar nicht nur in Bezug auf die zum Theil so liebenswürdigen Mitglieder der Vogelwelt, mit der wir uns hier beschäftigt haben, sondern in gleichem Maße auf Alles, was da „kreucht und fleucht".

Das Reich der Pharaonen und sein Verfall.

Von
Hanns v. Spielberg.

Bis in die neueste Zeit war Geschichte, Religion und Volksleben der alten Egypter für uns mit einem geheimnißvollen Schleier umgeben, der dieses Land uralter Kultur mit seinen Pyramiden, Tempeln und Sphinxen uns nur um so interessanter machte. Die letzten Jahrzehnte aber haben darin eine Aenderung gebracht: nicht nur, daß materiell das alte Pharaonenland wieder vollständig unter europäischen Einfluß gekommen ist, nein, auch ideal haben wir es erobert. Die alten Gräber sind geöffnet, zahlreiche Inschriften entziffert worden, und klar und offen liegt heute die Geschichte eines Volkes vor uns, dessen Kulturanfänge bis in eine Zeit zurückreichen, in der Rom noch nicht einmal dem Namen nach existirte, und Hellas noch von Barbaren bewohnt war. Bis auf drei und ein halbes Jahrtausend vor dem Beginn unserer Zeitrechnung läßt sich nicht nur die Geschichte des Nillandes, sondern sogar die Reihe der altegyptischen Herrscher zurückverfolgen, und wir erkennen, daß die Egypter

bereits vor fünftausend Jahren ein hochgebildetes, in Künsten, Wissenschaften und Gewerken wohlerfahrenes Volk waren.

Der große Egyptologe Professor Lepsius hat berechnet, daß der erste historische Herrscher Egyptens, Menes oder richtiger Mena, etwa um 3890 v. Chr. regiert haben muß. Menes gründete die Hauptstadt Memphis, und zwar unter Ableitung eines Nebenlaufs des Nil — daraus geht hervor, daß er sicher schon einen nicht geringen Kulturgrad vorfand, der sich nun überraschend entwickelte. Freilich war, wie überall, so auch im Wunderland am Nil diese Entwickelung keine stetige und ununterbrochene, wiederholt folgten auf lange Epochen der Blüthe und des glänzenden Gedeihens Perioden nicht nur des Stillstandes, sondern auch des Rückschritts. Wieder und immer wieder ringt sich der kraftvolle Geist des Volkes jedoch zu neuem Aufflug hindurch.

In Altegypten war Staat und König so unzertrennlich miteinander verbunden, wie Erde und Sonne. Kaum irgendwo anders ist je das Schicksal von Volk und Reich so abhängig von der Persönlichkeit des Herrschers gewesen, wie hier. Das ganze Wesen des Staates verkörperte sich gleichsam ganz in der durch heilige, strenge Gesetze geregelten, aber doch auch in gewissem Sinne beschränkten erblichen Monarchie. Der König ist göttlichen Ursprungs: als Sohn des Sonnengottes Ra gebietet er absolut über alle Hilfsquellen des Landes, er ist „das hohe Haus, die hohe Pforte: Per-áa" (woraus die Bibel später den Namen Pharao machte), Alles ist ihm unterthänig. Er ernennt

und setzt die Beamten ab, selbst die Priester müssen ihm gehorchen, ein Heer zahlreicher, gut ausgerüsteter und geübter Berufssoldaten st.ht unter seinem persönlichen Befehl.

Die große Masse des Volkes zerfiel in mehrere Kasten. Die griechischen Schriftsteller, aus denen wir füher, ehe die Entzifferung der Hieroglyphen gelungen war, fast unsere ganze Kenntniß egyptischer Zustände schöpften, zählen zahlreiche Einzelstände auf und schildern ihre Scheidung als eine ungemein strenge. Nach neueren Forschungen scheint hierin indessen viel Uebertreibung zu liegen; in Wirklichkeit sorgte der eigenthümlich konservative Zug, der dem ganzen Schaffen und Leben des alten Egyptervolkes innewohnte, wohl von selbst dafür, daß der Sohn meist den Lebensberuf des Vaters einschlug, der Sohn des Handwerkers wieder Handwerker, des Kriegers Kind wieder Soldat wurde, aber der Uebergang aus einem Stande zum anderen scheint dem Befähigten immer offen gestanden zu haben. Das Vererben des Standes war weit mehr Gebrauch als Gesetz, und gerade die beiden höchsten Kasten, die Priester und die Krieger, gingen vielfach ineinander über. Der Priesterstand galt als der angesehenste, aus ihm rekrutirten sich auch im Allgemeinen die obersten Staatsbeamten, und er besaß auf das Volk sowohl durch seine überaus reichen Einkünfte — ein Dritttheil des Bodens diente zur Befriedigung der Ansprüche des Kultus — wie durch den Umstand, daß die Priester zugleich Aerzte waren, den größten Einfluß. Das letzte Dritttheil des Bodens gehörte dem erblichen Wehrstand, der theils unmittelbar

seßhaft gemacht war, theils wohlverpflegt in Garnisonen lag und in Hundert- und Tausendschaften — Kompagnien und Bataillone — gegliedert war. Fußvolk, Reiter und Wagenkämpfer sehen wir auf den Wandbildern immer wiederkehren, und zwar in Figuren und Stellungen, die das Vorhandensein einer nicht geringen Ausbildung und guter taktischer Ordnung beweisen. Nach Diodor konnte Ramses der Große, als er Syrien zu unterwerfen auszog, 600,000 Mann zu Fuß, 24,000 Reiter und 27,000 Streitwagen in's Feld führen.

Weit unter diesen herrschenden Klassen, der Aristokratie des Landes, stand die breite Masse des Volkes: die Handwerker, die Ackerbauer, die Nilschiffer, die Hirten. Unter ihnen scheint wirklich eine Art Zunftzwang geherrscht zu haben, besonders die Gewerke, zu denen auch der Kaufmannsstand gehörte, waren straff organisirt, sogar eine Diebeszunft erfreute sich, so sonderbar es klingen mag, der staatlichen Anerkennung. Es ist nicht möglich, an deren Existenz zu zweifeln: jeder Dieb konnte stehlen, soviel er vermochte, er durfte sich nur nicht auf der That ertappen lassen, und war verpflichtet, das gestohlene Gut seinem vorgesetzten „Diebesmeister" abzuliefern, von dem der Bestohlene es nach Erlegung einer gewissen Abgabe zurückkaufen konnte. Die Ackerbauer waren die Pächter des Königs, der Priester oder der Krieger, eigenen Grundbesitz konnten sie niemals erlangen, wohl aber erfreuten sie sich des besonderen Schutzes des Gesetzes. Beruhte auf dem Ackerbau doch damals, wie allezeit, der Reichthum des Landes. Sorgfältig war daher der Lauf des segen-

spendenden Niles geregelt, überall hin führten vortrefflich angelegte Kanäle sein befruchtendes, schlammreiches Wasser, das Steigen des gewaltigen Stromes vor der Ueberschwemmung wurde genau berechnet, und festlich wurde die erste Nilschwelle in ganz Egypten begrüßt.

Die unteren Klassen waren jedoch keineswegs, wie man früher annahm, eine mißachtete, schwergedrückte Masse. Freilich hatten sie, wie überall im Orient, kein Anrecht an der Regierung, keinen Anspruch auf Macht, aber Egypten war trotz seiner absoluten Monarchie kein despotisch regierter Staat, es besaß eine straff geregelte, streng verantwortliche Verwaltung und Gesetze, denen auch der Wille des Königs sich beugte. Nun hat man freilich darauf hingewiesen, daß die kolossale Bauthätigkeit der meisten Pharaonen eine äußerste Anspannung des Volkes herbeigeführt, daß die Frohnarbeiten dasselbe mit entsetzlichen Lasten beschwert habe: waren doch an dem Bau der großen Pyramide des Chufu (Cheops) nach Herodot zwanzig Jahre lang 100,000 Menschen beschäftigt. Allein diese Frohnarbeiten waren, wie Alles in Egypten, nicht der Willkür unterworfen, sie waren vielmehr streng geregelt und auf die einzelnen Provinzen vertheilt. Die Arbeiter wurden von Staatswegen verpflegt, ihre Kräfte möglichst geschont. Außerdem ruhte jedoch die Hauptlast der öffentlichen Arbeiten nicht auf dem eigentlichen Volk, sondern sie wurde von den zahllosen Sklaven, vor Allem von den Kriegsgefangenen, getragen, die allerdings mit großer Härte behandelt worden sind.

Es ist hier vielleicht die geeignete Stelle, um der Juden

und ihrer Stellung in Egypten zu gedenken. Einst waren sie hilfesuchend nach dem Pharaonenlande gekommen und wohlwollend aufgenommen worden, allmählig aber hatten sie die Wachsamkeit und den Argwohn der Herrscher geweckt. Es mag an Gründen dazu nicht gefehlt haben. Egypten hatte bereits einmal, etwa von 2150 bis 1680 v. Chr., unter der Fremdherrschaft semitischer Eroberer schwer gelitten, jene Zeit der aus Westasien eingedrungenen Hyksos war noch in frischer, schmerzlicher Erinnerung. Als nun die Juden sich bei den Fleischtöpfen Egyptens überraschend schnell vermehrten, lag die Gefahr nahe, daß sie mit ihren jenseits der Grenze wohnenden Stammesverwandten sich zu einer neuen Unterjochung des reichen Landes verbünden möchten, und man suchte dem natürlicherweise zuvorzukommen, damit brach die Zeit der Bedrückung über das Volk Israel herein. Auf den Wandbildern finden wir häufig Gestalten mit dem charakteristischen jüdischen Typus Steine schleppend und Ziegeln streichend, der Frohnvogt mit der Geißel daneben, und in den Papyrus fehlt es nicht an Hinweisen auf die „Leute, die zwölf Jahre überwacht wurden, so daß sie stets genau die befohlene Zahl von Ziegeln fertigten ohne Ruhe und ohne Rast." Wir dürfen bei der Beurtheilung der Maßregeln gegen die Israeliten nicht übersehen, daß das Auge der Pharaonen stets sorgenvoll auf die östlichen Nachbarn gerichtet sein mußte, daß Egypten in einem fast ewigen Kriege mit den semitischen Völkern Arabiens und Syriens lag. Gerade der biblische „Pharao der Bedrückung", Ramses II., hatte die schwersten Kämpfe gegen die „schlechten

Cheta" südlich Kanaans zu bestehen, über deren endliche Beilegung uns in einem Papyrus ein Vertrag — wohl das älteste diplomatische Schriftstück der Welt — erhalten ist. Derselbe beginnt ganz im modernen Sinne: „Chetasav, der edle Fürst der Cheta, und Ramses Miamun, der Großkönig von Egypten, kommen überein, daß vom heutigen Tage an Friede und Freundschaft zwischen ihnen sein soll für ewige Zeiten." Ja mehr als das: der Vertrag, datirt vom 21. Tobi des 21. Regierungsjahres Ramses des Großen, nach unserer Zeitrechnung vom Oktober 1367 v. Chr., ordnet genau die Auslieferung von Ueberläufern an und besagt, daß man dieselben gegenseitig nicht nach der Auslieferung bestrafen soll; alle möglichen Fälle sind ganz bestimmt unter Anrufung der Götter geregelt.

Die Götter Egyptens! Kein Zweig des altegyptischen Kulturlebens bietet der Betrachtung so große Schwierigkeiten dar, als Religion und Kultus. Nicht, als ob es uns an Quellen fehlte, aber wir können uns nur schwer in die Anschauungen jener Zeiten hineinversetzen. Die Götterwelt Egyptens ist augenscheinlich aus verschiedenen Kultuskreisen einzelner Gaue hervorgegangen, besonders hat Unteregypten zu dieser eigenartigen Mischung Ptah, den Weltenschöpfer, und Ra, den Sonnengott, geliefert, während in Oberegypten sich die Dreigestalt Amon, Mut und Chonsu entwickelte, von denen der Erstere wieder den höchsten Gott repräsentirt. Mut ist die große Mutter der Schöpfung, Chonsu der Geist, die göttliche Intelligenz. Einen dritten Götterkreis endlich bilden Osiris und Isis,

und etwa um 1000 v. Chr. trat an ihre Stelle die „demotische Schrift", in welcher die alten Bilder fast ganz zu wirklichen Wort- oder Buchstabenzeichen verwandelt erscheinen. Frühzeitig aber war die Schreibkunst allgemein verbreitet, wozu unter Anderem besonders das vorzügliche Papyrusmaterial beigetragen haben mag. In ganz Egypten fehlte es nicht an königlichen und Privatschulen, in denen meist neben dem elementaren Wissen auch Orthographie, Grammatik und Rhetorik gelehrt wurde. Häufig begegnen wir auf den Wandgemälden der Gestalt des Lehrers mit dem charakteristischen Stock, von dem wir ihn sogar oft reichliche Anwendung machen sehen: „Des Schülers Ohren sind auf seinem Rücken!" meint recht erbaulich ein bezügliches, altegyptisches Sprichwort. Dafür hatte aber auch jeder junge Mann, der das Schreiberexamen bestand, ohne Rücksicht auf seine frühere Kaste, das Recht, jeden Beruf zu ergreifen, der Weg zu allen Ehrenstellen stand ihm offen.

Außer den Volksschulen bestanden sowohl Fachschulen für Künstler, wie Hochschulen besonders für den Priesterstand. Die sehr umfangreiche Literatur, die Anlaß zur Errichtung großer Bibliotheken gab, umfaßte alle Gebiete menschlicher Denkthätigkeit, besonders aber Philosophie, Geschichte, Medicin und Astronomie. Die astronomischen Kenntnisse der Priester erscheinen um so erstaunlicher, wenn man berücksichtigt, daß ihnen alle Hilfsmittel der modernen Wissenschaft fehlten: wir finden bei ihnen das Kalenderjahr von 365 Tagen, die Eintheilung des Fixsternhimmels in Sterngruppen, wir finden exakte Kenntnisse in der Geometrie und eine vorzüglich ausgebildete

Feldmeßkunst, die ihnen um so unentbehrlicher war, als das gesammte Land auch alljährlich nach der Nilüberschwemmung neu vermessen wurde.

Zur Zeit des höchsten Glanzes erstreckte sich die Machtsphäre des Pharaonenreiches im Süden bis weit nach Nubien, im Osten bis jenseits Syrien und über einen großen Theil Arabiens. Ungeheure Reichthümer strömten alljährlich in der Schatzkammer des Königs zusammen, und der Reichthum Egyptens war daher im ganzen Alterthum sprichwörtlich. Er war es freilich auch, der die Augen aller starken, eroberungssüchtigen Nachbarn stets auf das Nilland hinzog. Wie einst die Hyksos, so brachen im 6. Jahrhundert v. Chr. die Perser in das Reich ein und vernichteten nicht nur die schon vorher gelockerte Pharaonenherrschaft, sondern auch den Wohlstand des Landes auf Jahrhunderte. Vorübergehend befreite sich Egypten allerdings wieder, aber der feste innere Halt des alten Reiches war verloren gegangen — neue Kräfte hatten sich inzwischen entfaltet, vor Allem hatte auch der Geist der Griechen, die einst gegen die Fremdherrschaft zu Hilfe gerufen worden waren, zersetzend auf die alten Traditionen, auf denen das feste Gefüge des Staatswesens wesentlich beruhte, gewirkt. Egypten fiel im Jahre 322 als eine reife Frucht Alexander dem Großen in die Hände, das Land jubelte ihm sogar als dem Befreier von persischer Tyrannei zu; unter ihm und seinen Nachfolgern, den Ptolomäern, erlebte das Reich noch einmal eine stolze Blüthezeit, deren Träger jedoch eigentlich nicht mehr die Egypter, sondern weit mehr die Griechen waren. Nicht

Memphis, nicht Theben, sondern das griechische Alexandrien wurde jetzt zur Hauptstadt des reichen Nillandes.

Abermals war es eben dieser Reichthum, der Egypten neuen schweren Zeiten entgegenführte. Die Ptolomäer selbst versanken in Sittenverderbniß, und ihr Reich wurde eine leichte Beute der Römer; seit dem Jahre 31 war Egypten römische Provinz und die Kornkammer der Weltstadt an der Tiber. Fortan arbeiteten die Bewohner des Nilthals nur noch für die Römer, der Segen ihres Fleißes kam den fremden Herren zugute — Herren, die in dem Lande lediglich eine unergründliche Schatzkammer zu besitzen vermeinten und kein Herz für ihre Unterthanen hatten. Bei der Theilung des römischen Reiches im Jahre 395 wurde Egypten dann eine Provinz Ostroms, und war bei dem Verfall und der Schwäche dieses Reiches den Raubzügen von Aethiopiern und Arabern schutzlos preisgegeben. Fortan ging es reißend bergab mit der Ergiebigkeit Egyptens; die zahllosen Kanäle, auf denen die Fruchtbarkeit des Landes beruhte, versandeten zum Theil aus mangelnder Fürsorge des Staates, die Bauern begannen in der Bebauung ihrer Aecker nachlässig zu werden, da sie doch nie den Lohn ihres Fleißes ernteten. Um das Unglück voll zu machen, erhoben sich religiöse Wirren zwischen den Anhängern des allmählig erstarkenden Christenthums und den Altgläubigen, blutige Aufstände loderten allenthalben empor, und selbst die herrliche, unvergleichliche Bibliothek von Alexandrien ging bei einem Streite zwischen Christen und Heiden in Flammen auf — ein unersetzlicher Verlust für das geistige Leben der Nation, für die ganze Welt.

Schließlich lieferte auch noch einige Jahre lang der Nil nicht genug Wasser, so daß in dem einst reichen Egypten eine Hungersnoth ausbrach. Die Volkszahl war im Anfang des 7. Jahrhunderts um ein Dritttheil zurückgegangen.

Mit leichter Mühe eroberte daher in den Jahren 640 und 641 Amru, der große Feldherr des Khalifen Omar, das ganze Land, und es wäre ungerecht, wenn man behaupten wollte, die Egypter hätten den Tausch zu beklagen gehabt. Die Verwaltung unter den nächsten Khalifen war vielmehr — mindestens im Vergleich zu der oströmischen — eine vorzügliche, wie denn auch die Erzählung, daß Omar die berühmte Bibliothek von Alexandrien habe verbrennen lassen, eine böswillige Erfindung ist.

Aber die kraftvolle Regierung der Khalifen hatte nur kurze Dauer, bald verfiel Egypten auf's Neue den Launen ewig wechselnder Statthalter, und auch als sich aus diesen im 10. Jahrhundert eine selbstständige Dynastie, die der Fatimiden, emporschwang, kam das Land zu keinem rechten Gedeihen. Nur die Heldengestalt des großen, gerechten Sultan Saladin, richtiger Salaheddin, der als Gegner der Kreuzfahrer allgemein bekannt geworden ist, ragt weit aus dem Mittelmaß seiner Vorgänger und Nachfolger hervor. Gerade sein Enkel aber war es, der jene unheilvolle Mamelukenherrschaft heraufbeschwor, die das Werk vollendete, welches Perser und Römer, Byzantiner und Araber begonnen hatten — das Werk der Vernichtung jedes Wohlstands, jeder höheren Regung im Lande der Pharaonen.

Im Jahre 1230 kaufte nämlich Sultan Melik-el-Kamil,

des großen Saladin kleiner Enkel, zehntausend junge kaukasische Sklaven, um aus diesen Mameluken — Mameluk bedeutet nämlich Sklave — ein stehendes Heer zu bilden. Aus den Sklaven aber wurden sie die Herren Egyptens, schon 1240 hoben sie einen neuen Sultan auf den Thron, einen Schattenkönig von ihren Gnaden, der nur durch sie regierte. Fortan waren die Mameluken die Herren des Landes, über welches eine wahre Schreckenszeit hereinbrach. Raub und Plünderung, Mord und Brandschatzung waren drei Jahrhunderte hindurch an der Tagesordnung. Und auch als dann endlich im Jahre 1517 die Türken Egypten eroberten und zu einer Provinz des Osmanenreiches machten, wechselte nur der Name der Herrschaft, die Mameluken waren es nach wie vor, die das Land als das ihre betrachteten. Bei weitem der größte Theil alles Grund und Bodens befand sich in ihrem Besitz, auch die sogenannten freien Bauern waren nur Tagelöhner, denen man knapp soviel ließ, daß sie nicht geradezu verhungerten.

Die herrlichen Denkmäler des Alterthums, vor deren hehrer Größe alle Eroberer sich gebeugt hatten, wurden zerstört, die hohen stolzen Tempelhallen fielen in Trümmer, räuberische Hände durchwühlten gierig die geheiligten Königsgräber und der Kopf der hochragenden Sphinx am Fuße der Chufupyramide diente als Scheibe für die Uebungen der Mamelukenartillerie. Es ist wie ein Wunder, daß unseren heutigen Forschern trotz alledem noch so gewaltige Reste der alten Kultur erhalten geblieben sind — freilich: die Pyramiden trotzen nicht nur der Zeit, sie trotzen auch der menschlichen Zerstörungswuth.

Fünfhundertachtundfünfzig Jahre haben die Mameluken thatsächlich über Egypten geherrscht, mehr denn ein halbes Jahrtausend solcher Herrschaft mußte wohl hinreichen, den Wohlstand, die Kultur selbst eines von der Natur so reich gesegneten Landes, wie das Nilthal, zu zerstören. Wie der fruchtbare Boden versumpfte und versandete, so verkam und verfiel auch das Volk selbst. Freilich erinnert noch heute der Kopfschnitt, die Haltung der armen Fellahs, der Landbevölkerung, trotz der zahlreichen Vermischung mit arabischen Elementen, lebhaft an die Figuren auf den alten Grabbildern aus Egyptens stolzer Zeit, aber diese äußere Aehnlichkeit ist auch die einzige, welche die Mamelukenherrschaft nicht vertilgen konnte. Als Napoleon Bonaparte auf seiner abenteuerlichen Expedition nach dem Nillande im Jahre 1798 Egypten eroberte, war selbst er, der so rücksichtslose Mann, entrüstet über die Wirthschaft, die er vorfand, und, man kann es nicht leugnen, viele seiner Maßregeln zeugen davon, daß es ihm Ernst war mit der Hebung der Nachkommen der Pharaonen. Und wenn er selbst auch bald wieder die Herrschaft über das unglückliche Land aufgeben mußte — nach zwei Richtungen hin ist jene Expedition für die weiteren Schicksale Egyptens doch von eminenter Bedeutung gewesen: erstens erschloß sie der wissenschaftlichen Welt wieder den Einblick in die Wunder des alten Kulturlandes, und sodann brachen Napoleon's Siege die Kraft der übermüthigen Mamelukenbeys, mit denen dann Mehemed Ali völlig aufräumte.

Mehemed Ali war im Jahre 1800 als Führer eines

türkischen Corps nach Egypten gekommen und hatte sich nach Besiegung des von Napoleon verlassenen französischen Heeres zum Pascha ausrufen lassen. Er wurde der Begründer der neuen Dynastie, die seither das Land beherrscht, er war auch der erste Herrscher seit Sultan Saladin, der seinen Beruf wirklich ernst auffaßte. Viel ist von ihm, viel ist gewiß von seinen nächsten Nachfolgern gefehlt worden, vor Allem haben auch sie mit rücksichtsloser Härte die breiteren Schichten der Bevölkerung, die Masse der armen Fellahs, geknechtet, gewaltige Summen sind von ihnen nutzlos vergeudet worden, um einen äußeren Schimmer europäischer Civilisation zu erkaufen, dennoch kann man nicht in Abrede stellen, daß sie Großes für ihr Land gethan haben. Sie haben in erster Linie den Ackerbau, auf dem allein Egyptens Reichthum beruht, wieder möglich gemacht. Sie haben durch großartige Bewässerungsanlagen und Dammbauten die Fruchtbarkeit des Landes gehoben und weiterhin neue zweckentsprechende Kulturen eingeführt: den Baumwollen-, den Zuckerrohrbau z. B. Sie haben die persönliche Sicherheit im Lande wieder hergestellt und die Erbauung des Suezkanals durch ihre thatkräftige Unterstützung wesentlich gefördert.

Leider verführte sie die plötzlich aus dem Wüstensand wieder auferstandene Ergiebigkeit ihres herrlichen Reiches und die Habgier europäischer Kapitalisten, die ihnen Millionen auf Millionen zur Verfügung stellten, zu immer weiter ausgedehnten, immer abenteuerlicheren Maßnahmen, zu einer tollen Verschwendung in der unseligen Sucht, Egypten eine Weltstellung erringen zu wollen. Die Kriege

Mehemed Ali's in Syrien, die Züge des Khedive Ismail nach dem Sudan haben ungezählte Millionen verschlungen. Der Rückschlag konnte nicht ausbleiben, die Belastung des Volkes wurde schließlich immer gewaltiger, und doch vermochten die armen Fellachen weder den Ansprüchen der viceköniglichen Hofhaltung, noch den Forderungen der europäischen Gläubiger zu genügen.

Und nun brach schließlich die Katastrophe herein: der Khedive Ismail mußte am 26. Juni 1879 zu Gunsten seines Sohnes Tewfik abdanken, und dieser wäre ohne die sehr egoistische Hilfe Englands ein Opfer des Militäraufstandes des Obersten Arabi-Pascha geworden, der im September 1881 plötzlich emporloderte und in seinen Folgen zu der bekannten Beschießung Alexandria's durch die britische Flotte führte. Gleichzeitig aber begann jene unheilvolle Bewegung im Sudan, der Aufstand des Mahdi, durch den Egypten die werthvollen zukunftsreichen nubischen Provinzen entrissen wurden, und der auch jetzt noch nicht völlig erloschen ist.

Wir stehen in der Gegenwart. Im Lande der Pharaonen, im Reich Ramses des Großen sitzt eine Schattengestalt auf dem Thron, die wirklichen Herren des Landes sind die Engländer. Ihnen wird zunächst auch die Lösung aller kulturellen Aufgaben zufallen: die bisher nur angebahnte Entwickelung des Landes, die soziale Hebung des armen, unwissenden, überlasteten Volkes ist ihre Pflicht. Die Lösung dieser Aufgaben kann freilich nie eine befriedigende werden, wenn die Rücksicht auf den britischen Geldbeutel allein maßgebend bleibt. Die Zeit wird lehren,

ob England seine Kulturmission richtig auffaßt und richtig zu erfüllen im Stande sein wird. Wir können nur hoffen, daß es geschehe, und das alte Reich der Pharaonen nach so langer Mühsal wieder unter die Kulturstaaten der Menschheit eintritt.

Deutsche Schwindler im Auslande.

Skizze aus dem modernen Leben.

Von

W. Pichlmann.

(Nachdruck verboten.)

Ein eigenthümlicher Zug im deutschen Volkscharakter ist der Trieb nach Veränderung der Verhältnisse, nach Reisen und Abenteuern, wie er sich am deutlichsten in der Auswanderung zeigt, welche beständig zunimmt, trotzdem die wirthschaftlichen Verhältnisse zur Zeit keineswegs ungünstig sind. Es ist aber begründet in der Wanderlust des deutschen Volkes, daß immer wieder einzelne Individuen hinausziehen, um draußen in der Welt ihr Glück zu machen, oft ohne alle Vorkenntnisse, ohne Geldmittel, Empfehlungen, Zeugnisse oder persönliche Tüchtigkeit, ohne die man im Auslande erst recht nichts anfangen kann. Es ist daher selbstverständlich, daß ein großer Theil der Deutschen, die in's Ausland gehen, um dort ihr Glück zu machen, herunterkommt und auf Abwege geräth.

Ganz besonders gefährlich werden diese deutschen Gauner und Schwindler für ihre Landsleute, indem sie gerade ihre Bekanntschaft mit den deutschen Verhältnissen, ihre Kenntniß der Sprache und des deutschen Wesens dazu benutzen, um deutsche Privatpersonen und Firmen auf das Schmählichste zu betrügen. An zwei Orten treiben diese deutschen Schwindler hauptsächlich ihr Wesen, in London und in New-York, und die Art und Weise, wie sie ihre Schwindelgeschäfte gegen ihre Landsleute verüben, soll hier des Näheren mitgetheilt werden, um zu warnen und gleichzeitig zu zeigen, welche Gefahr für Auswanderer und Geschäftsleute diese Landsleute im Auslande bilden.

Von London aus brandschatzen planmäßig ganze Banden die deutschen Firmen, indem sie ihnen Waaren abschwindeln, die sie dann um jeden Preis in London verschleudern und für die sie natürlich niemals Zahlung leisten. Diese Schwindler gehen gewöhnlich in folgender Weise vor.

Zwei oder drei dieser Biedermänner thun sich zu einer Firma zusammen, lassen dieselbe eintragen und miethen sich in London ein kleines Geschäftsbureau für ein Viertel- oder ein halbes Jahr, dessen Adresse sie prunkvoll auf Bogen und Briefumschlägen drucken lassen. Sie bestellen nun Muster bei allen Firmen, deren Adressen sie aus dem Kontinental-Adreßbuch erlangen können, und bei der großen Betriebsamkeit der deutschen Firmen kommt es diesen nicht darauf an, eine Mustersendung im Werthe von 20 bis 30 Mark zu wagen, wenn sie hoffen können, dadurch ein größeres Geschäft einzuleiten.

Was allein an Proben auf Kredit in die Hände dieser Schwindelfirmen gelangt, ist ganz unglaublich. Händler mit Schmucksachen, Weißwaaren, Mänteln, Tabak, Wurst, Cigarren, Uhren, Hosenträgern, Glasaugen, Möbeln, kurz= um von allen möglichen Dingen werden um Zusendung von Mustern gebeten und schicken solche ein, worauf ge= wöhnlich umgehend Bestellungen von den Schwindlern an= kommen. Dieselben schreiben zumeist in hochfahrendem Tone, verlangen einen Kredit von vier Wochen und geben Referenzen auf, gewöhnlich Firmen in London oder Ham= burg, bei denen man sich wegen ihrer Zahlungsfähigkeit erkundigen könne. Natürlich sind diese angegebenen Fir= men ebenfalls Gauner, die mit den Londoner Herren in Verbindung stehen.

Die ankommende Waare wird sofort für ein Lumpen= geld verschleudert oder im Pfandhause untergebracht, und die Pfandscheine werden dann wieder weiter verkauft. Glauben die Gauner jedoch, irgend ein Geschäft mit einer deutschen Firma insofern machen zu können, als dieselbe Vertrauen gewinnt und später vielleicht einen größeren Kredit gibt, so bezahlen sie womöglich die ersten kleineren Posten prompt, worauf sie dann auf einmal einen großen Kredit beanspruchen. Sobald sie die Waaren erhalten haben, verschleudern sie dieselben zu jedem gebotenen Preise, schließen ihr Geschäftslokal und verschwinden einige Zeit aus dem betreffenden Londoner Stadttheil, um einige Wochen später in einer anderen Gegend eine andere ebenso feine Firma zu gründen.

Um Hunderttausende wird jährlich der deutsche Handel

von deutschen Schwindlern in London betrogen, und selbst dann muß man noch auf Betrug gefaßt sein, wenn selbst schon die Zahlung für die gelieferten Waaren angelangt ist. Die meisten Zahlungen in England geschehen durch Checks, d. h. durch Anweisungen auf Banken, bei denen der betreffende Checkaussteller ein Guthaben hat. Die Schwindler deponiren nun in irgend einer Bank eine geringe Summe, vielleicht 20 bis 30 Pfund Sterling (400 bis 600 Mark), lassen sich darauf ein Checkbuch geben, erheben die Summe bis auf einen kleinen Rest und stellen dann Checks aus, die in Zahlung gegeben werden, während die betreffende Bank gar nicht mehr daran denkt, die Checks zu honoriren, da das Depositum der Aussteller längst erschöpft ist.

Junge deutsche Kaufleute, die nach London kommen, werden von den Schwindlern unter den nichtswürdigsten Verlockungen engagirt und veranlaßt, Kaution zu stellen, die sie natürlich nie wiedersehen. Auch versucht man es, sie in das schwindelhafte Treiben gegen ihren Willen hineinzuziehen, so daß sie sich selbst mitschuldig machen und gewöhnlich gezwungen sind, der Gilde der Schwindler beizutreten.

Mit welcher Frechheit dabei diese Burschen vorgehen, beweist der folgende Fall. In London hatte sich eine Firma aufgethan, die sich Robert Schönfeldt & Comp. nannte, im zweiten Stock eines Hauses ein kleines Zimmer innehatte und sich größtentheils auf die Ausbeutung von Lederhändlern, Stockfabrikanten, Wurstmachern und Tabakshändlern verlegte. Diese Firma beabsichtigte einst, von

einem Hamburger Tabakshändler eine ungeheure Menge Tabak zu kaufen. Das Hamburger Haus, durch die guten Empfehlungen sicher gemacht, weigerte sich auch nicht, den Tabak abzusenden. Hierauf ersuchten Robert Schönfeldt & Comp. die Hamburger, ihnen die Steuer, die ungefähr 700 Pfund Sterling (über 14,000 Mark) betrug, vorzuschießen. Die Hamburger sträubten sich nicht, dieses Opfer zu bringen, weil ihnen die ganze Ladung als bereits verkauft erklärt wurde. Das Hamburger Haus wurde jedoch noch rechtzeitig durch ein Londoner Haus, welches seinen Vertreter zwanzigmal zu Schönfeldt gesendet hatte, ohne des Herrn habhaft zu werden, vor diesen Banditen gewarnt, und die bereits für den Transport gepackten Ballen blieben in Hamburg.

Bei einem holsteinischen Lederwaaren- und Portemonnaiefabrikanten hatte dieselbe Firma ebenfalls große Bestellungen gemacht. Der Fabrikant sandte für einige hundert Pfund Lederwaaren ab, welche auch von Schönfeldt & Comp. sofort verkauft wurden. Da der Fabrikant lange keine Zahlung erhalten konnte, so weigerte er sich, weiter Waaren zu senden. Schönfeldt & Comp., die ihre beste Bezugsquelle zu verlieren fürchteten, hielten einen Kriegsrath und sendeten darauf einen neuen Theilhaber, der erst einige Wochen mit ihnen arbeitete, nach Holstein, um die Angelegenheit zu ordnen. Derselbe reiste ab, besuchte den Fabrikanten, beschwatzte ihn richtig, zu warten, und bestellte außerdem für 800 Pfund Sterling weitere Waaren, welche auch in London anlangten. Der neue Partner reiste darauf in die Provinz, um die Sachen

unterzubringen. Als er zurückkam, fand er die Thür seines Geschäfts versiegelt. Die Genossen hatten die Waaren in seiner Abwesenheit in London veräußert und waren nach Amerika ausgerückt, ihn als betrogenen Betrüger zurücklassend. Eine Ladung Wurst von einem Darmstädter Wurstfabrikanten kam nach der Abreise der sauberen Vögel an und wurde vom Wirthe für nicht gezahlte Miethe mit Beschlag belegt. Der Holsteiner Lederwaarenhändler hatte natürlich das Nachsehen.

Fast ebenso schlimm sind die „Schlepper" mehrerer deutschen Clubs in London, welche darauf ausgehen, Deutsche, die nach London kommen, ganz gleich, ob zu dauerndem oder vorübergehendem Aufenthalt, auszuplündern. Derartige Clubs, vor denen nicht genug gewarnt werden kann,*) sind ein großes Unglück für alle Deutschen, die sich verleiten lassen, sie zu besuchen. Gewöhnlich werden sie aber von Engländern eingerichtet, und Engländer sind die Leiter, während die Deutschen nur ihre Namen dazu hergeben.

Bekanntlich ist das Clubwesen in England außerordentlich ausgebildet, und andererseits sind dort die Verordnungen über das Offenhalten von Restaurationslokalen und Schankwirthschaften, ebenso über das Hazardspiel sehr streng. Ein unternehmender Engländer engagirt sich daher einige Deutsche, die ihren Namen dazu hergeben, um einen „Club" zu bilden, der von dem Augenblicke seines Be-

---

*) Es gibt natürlich auch sehr empfehlenswerthe und hochachtbare deutsche Clubs in London, deren Namen Jedermann bekannt sind. D. Verf.

stehens an eine geschlossene Gesellschaft ist, welche von der Polizei in keiner Weise belästigt werden darf. Es dürfen dann in solchen Clubs, trotzdem sie nichts sind als Spelunken gefährlichster Sorte, die schlimmsten Orgien gefeiert und noch so hoch, ja falsch gespielt werden: die Polizei darf nicht dagegen einschreiten, da das englische Gesetz das Eindringen in eine Privatgesellschaft unter allen Umständen verbietet. Deutsche Kellnerinnen dienen oft in diesen Clubs als „Repräsentationsdamen" und verkommene Deutsche mit oft sehr gut klingenden Namen fungiren als Präsidenten, von denen sich jeder eine Anzahl von deutschen Schleppern hält. Es sind dies Menschen, welche darauf ausgehen, unvorsichtige Landsleute aufzusuchen und nach dem Club zu bringen, wo sie entweder im Falschspiel ausgeplündert werden, oder in die Netze der biederen „Landsmänninnen" gerathen, die mit dem Club in Verbindung stehen und schon manchen jungen Deutschen in Tod und Verzweiflung getrieben haben.

Weit gefährlicher noch indeß, als die Schlepper dieser Londoner Clubs, sind die New-Yorker Schlepper, die sich dem deutschen Einwanderer unter der Maske des hilfsbereiten, freundlichen Landsmannes nähern, um ihn betrügerischen Gastwirthen in die Hände zu liefern. Die Betrügereien gegen Einwanderer, die diese Deutschen verüben, lassen sich kaum erschöpfend beschreiben, so vielseitig sind dieselben und mit solcher Dreistigkeit werden sie in's Werk gesetzt. Die großartigen Einrichtungen, welche die Deutsche Gesellschaft in New-York zum Schutze der Einwanderer getroffen hat, erweisen sich als unzureichend, dem Uebel zu steuern.

New-York ist der Haupteinwanderungshafen für die Deutschen, und so ist dort auf Veranlassung der Deutschen Gesellschaft eine Einrichtung zum Schutze der Einwanderer in's Leben gerufen worden, welche unter dem Namen „Castle Garden" (Schloßgarten) in der ganzen Welt bekannt ist.

Castle Garden ist ein großes Gebäude in Rundform, unmittelbar am Hafen, und die Zwischendeckspassagiere werden bei der Ankunft im New-Yorker Hafen sofort auf kleinere Dampfer umgeladen und mit ihrem Gepäck nach Castle Garden übergesetzt. Dort finden sie in einer geräumigen Halle Unterkunft für die Nacht, falls sie nicht schon am Tage ihrer Ankunft die Reise in's Inland fortsetzen wollen oder können. Speisen und Getränke sind zu billigen, festen Preisen, die angeschlagen sind, zu haben. Auch befindet sich dort eine Wechselstube unter behördlicher Aufsicht, so daß die Einwanderer beim Geldwechseln weder Uebervortheilung noch Betrug zu befürchten haben; ferner eine ebenfalls von der Einwanderungskommission beaufsichtigte Eisenbahnagentur zum Verkauf von Fahrkarten nach allen Punkten der Vereinigten Staaten und zur Aufgabe des Gepäcks. Daneben sind Waschzimmer für Männer und Frauen, ein Krankenzimmer mit Arzt, Apotheke und Wärterpersonal, und eine Matrone nimmt sich der Frauen und Kinder an. Kürzlich ist auch ein Bureau eröffnet worden, dessen besondere Aufgabe es ist, Einwanderer, die Land erwerben wollen, vor gewissen schwindelhaften Landagenten zu bewahren. Endlich steht ein Telegraphen- und Briefbeförderungsbureau zur Verfügung. Wer Briefe zu schreiben oder Telegramme abzusenden wünscht, findet

Schreiber, die seine Sprache verstehen. Jeder Dienst, mit Ausnahme des Telegraphen und der Post, wird dem Einwanderer unentgeltlich geleistet. Für Ordnung und Sicherheit während der Nacht wird durch eine Polizeiwache von zwölf Mann gesorgt, welche den Dienst in der Halle versieht. Geld und Werthsachen können in dem Geschäftszimmer des Schatzmeisters der Einwanderungskommission hinterlegt werden.

So lange der Ankömmling in Castle Garden bleibt, ist er sicher, sobald er aber den Fuß vor die Thür setzt, lauern auf ihn einzeln und gruppenweise seine deutschen Landsleute, die den „Grünen" ausbeuten oder verschleppen wollen. Die Deutschen, welche ihre Landsmannschaft zu so schmählichem Betruge verwenden, wissen ja genau, wie der Ankömmling zu behandeln ist und wie man ihm beikommen kann, indem sie schon aus seiner Kleidung, seiner Haltung und seinem ganzen Gebahren ungefähr bestimmen können, aus welchem Theile Deutschlands er stammt und welchem Stande er angehört. Sie drängen sich an das Opfer heran unter dem Vorwande, sich nach Verwandten oder Bekannten in der Heimath zu erkundigen, und der neue Ankömmling freut sich gewöhnlich, in der wildfremden Stadt einen Landsmann zu finden, welcher so freundlich und liebenswürdig ist und sich bereit zeigt, ihm mit Rath und That beizustehen.

Der Einwanderer sucht z. B. eine Stellung, der Landsmann, den er getroffen, weiß gerade eine solche für ihn. Er verschleppt ihn nach der Stadt, stellt ihn Leuten vor, die angeblich solche Stellungen zu vergeben haben, und

die dem „Grünen" das Geld als Kaution abnehmen. Oder er führt ihn in eine Spelunke, wo Falschspieler ihr Wesen treiben und den Ahnungslosen ganz nach dem Muster der deutschen Bauernfänger ausziehen. Er bringt ihn vielleicht auch des Abends in einen verrufenen Stadttheil, in ein Lokal, wo der dumme Ankömmling betrunken gemacht und ausgeplündert wird; kurz, es gibt zahlreiche Schliche und Kniffe, dem Unerfahrenen seine Baarschaft abzunehmen.

Hat aber der deutsche Einwanderer wohl gar Vermögen, will er ein Geschäft anfangen oder etwa größere Ländereien kaufen, so hüte er sich erst recht vor seinen Landsleuten, denn diese sind die Hauptagenten der Schwindelfirmen, welche Geschäftsankäufe zu vermitteln oder Farmländereien zu verkaufen haben. Ist der harmlose Ankömmling erst einmal in das Bureau eines solchen Landagenten gebracht, so kommt er gewöhnlich nicht wieder heraus, ohne ordentlich gerupft worden zu sein. Es werden ihm so viel verführerische Vorspiegelungen gemacht, er wird so beschwatzt, ja geradezu dumm gemacht, daß er gewöhnlich für einen anscheinend billigen Preis großartige Strecken Landes kauft, die nicht den geringsten Werth für ihn haben.

Es klingt verführerisch, wenn es heißt, daß unabsehbare Flächen Landes zu 1½ bis 5 Dollars für den Acker zu kaufen sind. Dieses Land existirt auch wirklich, aber es ist Land, welches als Geschenk noch zu schlecht ist, dessen Nutzen nicht die Steuerlast aufzubringen vermag. Wenn man von dem billigen Lande spricht, dann vergißt man stets hinzuzusetzen, von welcher Beschaffenheit es ist, und vor Allem, wo es liegt. Die Bundesregierung bietet

westlich von den Felsengebirgen Millionen Acker zu 1¼ Dollar aus, welche für den Ackerbau vollständig werthlos sind und bleiben. Man darf eben immer nicht vergessen, daß die Spekulation sich schon längst des werthvollen Bodens bemächtigt hat und ihn künstlich zu vertheuern sucht. Es gibt freilich noch guten Weizenboden, der zu 5 bis 10 Dollars für den Acker zu kaufen ist, allein wo liegt er? Und wie hoch sind die Kosten der Urbarmachung? Was nützt der beste Boden in einer Gegend, wo man seine Produkte nicht verkaufen kann, weil es an Verkehrswegen fehlt oder weil die Fracht nach dem nächsten Markte so viel betragen würde, wie der Preis der Waare?

Die erbärmlichen Deutschen aber, die als Schlepper dienen, bringen ihre Landsleute oft zu Agenten, die gar keine Farmländereien zu verkaufen haben, die nur auf eine Gelegenheit warten, einem oder zwei neu Angekommenen das Geld abzunehmen und dann sofort mit dem Raube das Weite zu suchen; und die armen betrogenen Leute, die vielleicht ihr ganzes mitgebrachtes Kapital zum Ankauf von Ländereien hergegeben haben, erfahren erst, wenn sie an Ort und Stelle anlangen, daß die Kaufkontrakte, die sie in Händen haben, werthlos seien.

Die Ankömmlinge werden durch besondere Einwandererzüge zu herabgesetzten Fahrpreisen von New-York aus nach den Staaten des Westens befördert. Die Fahrkarten zu diesen Zügen sind, wie bereits erwähnt, in Castle Garden selbst zu haben. Leider aber glauben manche Einwanderer viel klüger zu handeln, wenn sie die Fahrkarten von Deutschen kaufen, die sich außerhalb der Landungsstelle

umhertreiben, werden aber dabei in den meisten Fällen mit verfallenen oder vollständig gefälschten Fahrkarten betrogen. Lassen sie sich gar von Schleppern zu Geldwechslern führen, so können sie sicher sein, falsches Geld zu erhalten oder doch beim Wechseln in himmelschreiender Weise betrogen zu werden.

Gegen alle diese Betrügereien sind Vorbeugungsmaßregeln von der Deutschen Gesellschaft durch die Einrichtungen in Castle Garden getroffen worden. Trotzdem aber fühlen sich fast täglich Leute veranlaßt, auf diese Einrichtungen zu verzichten und sich lieber draußen durch Gauner betrügen zu lassen, die ihre Landsmannschaft dazu benutzen, deutsche Ankömmlinge zu berauben und zur Verzweiflung, zu Verbrechen und in den Tod zu treiben.

Es gehört diese Art von deutschen Schwindlern im Auslande zu den gefährlichsten, die es überhaupt gibt, und man wird nicht zu weit gehen, wenn man behauptet, daß Hunderte von verlorenen Existenzen, von Selbstmorden und Verzweiflungsthaten auf Rechnung dieser Schurken kommen, denen das Handwerk völlig zu legen ein Ding der Unmöglichkeit ist.

Das Invalidenwesen in früherer Zeit.

Ein kulturgeschichtlicher Rückblick

von

Max Voß.

(Nachdruck verboten.)

In neuerer Zeit ist die Figur des Invaliden, so wie sie uns geschichtlich überliefert wurde und früher genugsam auf den Straßen zu sehen war, verschwunden. Der alte Mann in Berlin, der eine Denkmünze aus den Befreiungskriegen auf der Brust trug und an öffentlichen Spaziergängen vor den Thoren seinen erbärmlichen Leierkasten drehte, existirt nicht mehr. Diese Berliner Straßenfigur ist ausgestorben, und die zahlreichen Invaliden, welche die schweren Kriege von 1866 und 1870 hinterlassen haben, werden vom Staate insoweit versorgt, daß sie der öffentlichen Theilnahme zur Erhaltung und Verbesserung ihres Daseins nicht bedürfen.

Mit Genugthuung ist diese Wandlung von dem Volke begrüßt worden, welches seine Söhne aus allen Ständen zum Wehrdienste für das Vaterland verpflichtet weiß. Desto mehr aber ist es wohl von Interesse, sich zurückzurufen, wie es einst und bis vor nicht zu ferner Zeit mit

den Invaliden gehalten wurde. Nicht nur ein Theil der Militär-, sondern auch der Kulturgeschichte spiegelt sich in diesen Verhältnissen ab.

Die meisten der uns bekannten Völker haben von jeher eine Ehrenpflicht darin erkannt, die im Kampfe für das Vaterland Verkrüppelten vor Noth zu schützen, wie auch die Familien der Gefallenen nach Kräften zu unterstützen. Je mehr eine Völkergemeinschaft zum Staate sich ausbildete und damit eine Kultureinrichtung gewann, desto gewissenhafter wurde an die Versorgung derjenigen gedacht, welche in der Vertheidigung des Landes arbeitsunfähig geworden oder von den Gefallenen als seine Angehörigen hinterlassen waren. Verkörperte sich der Staat in der Person eines Fürsten, so galt ihm dieselbe Sorge ebenfalls als Ehrenpflicht, und es lag außerdem in seinem Interesse, seine Krieger durch eine solche Verpflichtung für seine Sache zu gewinnen. So nahm sich der griechische Staat der invaliden Krieger auf's Freigebigste an, und ebenso der Familien der im Kampf Gefallenen. Im Prytaneum von Athen fanden die armen Bürger, welche im Kriegsdienste arbeitsunfähig geworden, Unterhalt auf Staatskosten; die Waisen erhielten ihre Erziehung aus gleichen Mitteln und wurden besonderer Auszeichnungen theilhaftig, wie, daß sie im Schauspielhause die ersten Plätze einnehmen durften, daß sie als zwanzigjährige Jünglinge eine Rüstung und eine Offizierstelle erhielten, bei besonderen militärischen Verdiensten des Vaters ihnen wohl auch ein Vermögen in Geld oder Land geschenkt wurde. Alexander der Große andererseits, der Eroberer,

entließ seine alten Krieger mit einer Geldsumme, groß genug, damit sie sich einen Erwerb gründen oder ihren Unterhalt bestreiten konnten. Nach dem indischen Feldzuge schenkte er 12,000 Invaliden je ein Talent, also je etwa 5000 Mark.

Die Römer ihrerseits widmeten ihrem Invalidenwesen eine um so sorgfältigere Ausbildung, je systematischer sie ihrem Staate eine ehrgeizige Kriegspolitik gaben, und die Cäsaren und Imperatoren der späteren Zeiten, welche immer größer werdende stehende Heere unterhielten, vervollkommneten diesen Theil der Militärverpflegung mit erklärlicher Vorliebe. Die verabschiedeten römischen Soldaten bekamen eine ansehnliche Geldabfindung, oder sie wurden in Militärkolonien angesiedelt, wie schon Alexander der Große es unternommen hatte; die Offiziere (Centurionen) erhielten Aemter in der Civilverwaltung. Am Rhein und in Gallien sind aus solchen Militärkolonien blühende Städte wie Köln, Koblenz, Mainz hervorgegangen. Konstantin der Große gründete bereits ein eigenes Hospital in Byzanz für invalide Krieger, und Ausgangs des 11. Jahrhunderts erbaute der griechische Kaiser Alexius Comnenus einen Stadttheil, der ausdrücklich verstümmelten und dienstuntüchtigen Soldaten bestimmt war, also ein erstes großes Invalidenhaus.

Im Mittelalter griffen großentheils andere militärische Verhältnisse Platz. Der Lehnssoldat kam auf, der Heerbann, das Kriegsgefolge freier Männer, die Ritter mit ihren Knechten. Es war ein theilweises Zurückfallen in die Barbarei, was sich auch darin zeigte, daß es keine

geordnete Invalidenversorgung gab, sondern man es im Allgemeinen Jedem anheimstellte, wie er im Falle der Invalidität sein Dasein gestalte. Aber die mächtigeren Lehnsherren suchten doch die armen Teufel, die für sie zu Krüppeln geworden oder die wegen Alter und Gebrechlichkeit nicht länger Kriegsdienste leisten konnten, zumeist in Klöstern als Aufwärter oder als Laienbrüder unterzubringen. Mit den Klöstern waren ja damals überhaupt Zufluchtsstätten für Arme und Hospitäler vielfach verbunden. Mit der zunehmenden Gesittung und dem Aufblühen der Städte wurde es Schritt für Schritt besser. Die Städte richteten eigene Armenhäuser ein, und da fanden ihre invaliden Kriegsknechte Unterkunft. Der deutsche Ritterorden begründete in der Marienburg ein Hospital für seine Genossen und alte Knappen. Eine Liste von 1528 führt 114 kranke Brüder, die nicht mehr zum Kriege tüchtig waren, auf. Gleichem Zwecke diente das Kloster Ettal im Ammergau, wo Kaiser Ludwig der Baier im Jahre 1332 eine Stiftung machte für 13 wohlverdiente Kampfgenossen nebst ihren Frauen, sowie sechs Wittwen.

Die französischen Könige versorgten ihre Invaliden ebenfalls in Klöstern, bis Franz I. die ersten Garnisontruppen aus felddienstunfähigen Soldaten errichtete, die halben Sold bezogen. Je kriegerischer die Politik eines Staates wurde, desto mehr mußte er die Pflicht anerkennen, verbrauchte Soldaten und in seinem Dienste zu Krüppeln gewordene zu verpflegen. Moritz von Oranien bekundete dies in besonderem Maße gegenüber den Invaliden der

niederländischen Freiheitskriege. Er baute ihnen 1587 ein Hospital. Wer darin nicht Platz erhalten konnte, bekam Geldentschädigung, 1500 Thaler für den Verlust der Augen, 450 für den des rechten Armes, 350 für den des linken. Philipp II. von Spanien gab solcher Ehrenverpflichtung als Monarch insofern Ausdruck, daß er 1590 bestimmte, jeder Soldat, der ununterbrochen 15 Jahre lang in spanischen Diensten gewesen, habe Anspruch auf vollen Gehalt als Pension. Das war neu. Im alten Rußland erhielten die Invaliden entweder in den Klöstern oder in Aemtern ihre Versorgung, oder durch Gnadenpensionen, welch' letztere Peter der Große 1613 für seine Garden in solche verwandelte, auf welche sie rechtlichen Anspruch hatten.

Bei den im Anfange der Neuzeit gebildeten Landsknechttruppen gab es natürlich keine Invalidenversorgung, da die Landsknechte aus zusammengelaufenem Volke aller Länder bestanden, und bald diesem, bald jenem Herren dienten. Gewöhnlich wurde der halbe oder ganze Monatssold als Abfindung ein= für allemal bei der Entlassung ausbezahlt. Im Uebrigen hatten die Landsknechte zu ihrer Bereicherung im Kriege Plünderungsrecht in den feindlichen Landen. Aber als abgedankte Soldaten wurden sie nur zu häufig Räuber oder Bettler, oder fielen ihrer Heimathsgemeinde zur Last. Nach der Verwilderung durch den dreißigjährigen Krieg zumal zogen sie schaarenweise in Deutschland umher.

Mit Errichtung und planmäßiger Pflege eines stehenden Heeres in Frankreich übernahm der Monarch daselbst es wieder als eine Ehrenpflicht, für die Invaliden zu

sorgen. Ludwig XIV. ging mit der That voran, indem er 1671 ein großes Haus in Paris erbauen ließ, um darin „den Soldaten, welche verkrüppelt oder gebrechlich geworden, ohne Mittel sich befinden, nachdem sie unter den Fahnen gealtert oder ihr Blut für das Vaterland vergossen, ein sorgenfreies Dasein zu sichern.“ Im Jahre 1675 wurde dieses große Invalidenhaus fertig und ist als ein Muster in seiner Einrichtung wie durch seinen humanen Zweck berühmt geworden. Karl II. von England folgte dem schönen Beispiel zuerst durch die Stiftung eines Invalidenhauses in Chelsea bei London für englische Landsoldaten; Wilhelm III. ließ dreißig Jahre später ein ähnliches für die Marineinvaliden in Greenwich erbauen.

Um diese Zeit trat Brandenburg unter dem Großen Kurfürsten in die Reihe der Militärstaaten, und dem mit so großer Sorgfalt geordneten Heerwesen durfte auch die Fürsorge für die Invaliden nicht fehlen. Mehrfach erklärte der Kurfürst seinen Generälen es als seine Pflicht, der vom Feinde Beschädigten sich anzunehmen. Allerdings sollte es nur gnadenhalber geschehen, und die regelmäßige Pension, welche alten, unbrauchbar gewordenen gemeinen Soldaten aus der Kasse des Kurfürsten auf Bittgesuch der Betreffenden hin gereicht wurde, betrug durchweg nur 1 oder 1½ Thaler monatlich und hieß der „Gnadenthaler“. Damit mochten die Stelzfüße und alten Abgedankten sehen, wie sie auskamen. Waren sie noch in etwas körperlich kräftig, so machte man aus ihnen Militärkolonisten, denen in den verwüsteten und wenig bevölkerten Landestheilen kleine Parzellen zur Bebauung und ein Häuschen bei sechs-

jähriger Abgabenfreiheit überwiesen wurde, so daß sie mit ihrer Familie sich immerhin ernähren konnten. Auch die Offiziere erhielten nur Gnadengehälter nach ihrer Verabschiedung, je nach ihren Verdiensten, Verhältnissen, ihren Wunden oder Gebrechlichkeiten und der Gunst des Kurfürsten; also manchmal recht auskömmlich und standesgemäß, manchmal nicht. Oder sie wurden in Ruheämter, wie Amts-Hauptmannschaften und Festungskommandos eingesetzt, in letztere zumal, als Invalidenkompagnien in Spandau und Johannisburg errichtet worden waren. Halbinvaliden bildeten auch die neu errichtete Trabantengarde in Berlin, die den Schloßdienst zu versehen hatte.

Brandenburg war arm, der Kurfürst mußte sehr haushalten mit seinen Einkünften, und das Heer war immerhin sehr groß, so daß es alljährlich eine Menge Invaliden gab. Ein großer Theil der Soldaten, die berufsmäßig bis zu ihrer Invalidität dienten, war auch verheirathet. Ihren Wittwen und Waisen mußte doch auch Brod gereicht werden.

Wohl hätte der Kurfürst Lust gehabt, es dem reichen Könige von Frankreich nachzuthun in der Versorgung seiner brandenburgischen Invaliden und ein Asylhaus für dieselben zu erbauen. Diese Absicht konnte er aber nur seinem Sohne vererben, dem Kurfürsten und späteren ersten Könige von Preußen, Friedrich I. Im Jahre 1705 ging derselbe in der That daran, den Plan zu Errichtung eines großen Invalidenhauses zu Ehren seiner gestorbenen Gemahlin, der Königin Sophie Charlotte auszuführen. In einem neueren Werke über das Invaliden- und Ver-

sorgungswesen in Brandenburg-Preußen von E. Schnackenburg ist das vollständige Handschreiben Friedrich's mitgetheilt, worin die Stiftung einer besonderen Kasse für das „guhte und zu Gottes Ehre mit angesehene Werk" angeordnet wird. Aus dem Nachlasse der Königin wurde der Bauplatz hergegeben und für die erwähnte Kasse eine Reihe von Sporteln, Strafgelder und Abgaben bestimmt, um sie sowohl mit einem Vermögensstock wie auch namentlich mit laufenden Einnahmen zu versehen. Dahinein sollten z. B. fließen die Abgaben von Denjenigen, welche in Trauerjahren bei Hochzeiten, Kindtaufen u. dergl. die Erlaubniß erbäten, Musik machen zu dürfen; die Erträge aus Verstößen gegen die „Kleiderordnung"; die Bußgelder, welche Offizieren und Anderen von Stande je nach ihrem Vermögen und Vergehen auferlegt wurden, so beispielsweise nach den erwähnten Schnackenburgischen Archivmittheilungen einem Major v. Schlieben und Hauptmann v. Waldow je 100 Thaler, „weil sie sich an einen Dragoner mit Schlägen vergriffen;" einem Rittmeister 25 Thaler, „weil er einen Kerl, der desertirt, gehetzet;" einem Assessor Scabinatus und Genossen, weil sie bei einem Begräbnisse die Rangordnung mißachtet, 400 Dukaten; einer Frau Liebmann „vor eine Judenmagd, so zum Staupenschlag condemniret worden", 100 Thaler. Auf solche Weise brachte man in den ersten Jahren schon über 45,000 Thaler zusammen, die als Baufonds dienen sollten.

Indessen ließ der König seinen Plan bezüglich des Invalidenhausbaues wieder fallen, und nun sollte aus der Invalidenkasse „denen blessirten, kranken und alten

Soldaten, und welche sonst durch fernere Dienste ihren Lebensunterhalt nicht haben, die Nothdurft gereicht und sie solchermaßen versorgt werden, daß sie damit noch die übrige Zeit ihres Lebens hinlangen können." Dadurch ging der angesammelte Kassenbestand bald wieder auf. Offiziere bezogen daraus ihre theils zu hohen, theils zu geringen „Gnadengehälter", z. B. sechs Generäle mit monatlich 18, 25, 30, 33, 66 und 132 Thaler, neun Obersten mit 15 bis 80, elf Hauptleute mit 5 bis 17 Thaler. Unteroffiziere von der Infanterie bezogen 3 Thaler, die Gemeinen nach wie vor ihren Gnadenthaler. Offizierswittwen bekamen ebenfalls, aber nur in Ausnahmefällen, etwas aus der Kasse, gelegentlich auch die Kinder gefallener Offiziere. Alles dies war also doch nicht fest geordnet, nicht gesetzlich bestimmt, willkürlich in der Vertheilung, und nur als die Grundlage anzusehen, auf welcher fortgebaut werden konnte.

Diese Aufgabe fiel Friedrich Wilhelm I. zu, und er nahm sich der Sache auch an. Nochmals kam der Bau eines Invalidenhauses in Frage, wurde jedoch abermals verneint, „dieweil einem armen Soldaten mehr gedient sei, wenn er einen leidlichen Gehalt mit der Freiheit bekomme, das Wenige, wo er will, etwa bei den Seinigen oder anderen gutherzigen Leuten zu verzehren, wogegen die Verpflegung an einem allgemeinen Orte, deren Bedienten, Unterhaltung derer Gebäude und anderer Umstände wegen weit kostbarer." So blieb die überkommene Organisation, doch erweiterte sie der König bedeutend nach und nach. Neue Sporteln und fundirte Einkünfte wurden

der Invalidenkasse zugewiesen; noch brauchbare abgedankte Unteroffiziere und Soldaten sollten Anspruch auf eine Civilversorgung als Thorschreiber, Polizeidiener, Boten und dergleichen haben; ein besonderes Garde=Invalidencorps auf dem Werder bei Potsdam wurde errichtet, Kriegsinvaliden lebenslängliche Versorgung zugesichert, den Soldatenweibern und Kindern in Kriegszeiten ein Verdienst durch ihnen überwiesene Arbeit, wie Wollespinnen und Nähen der Monturen und Hemden, bestimmt, und vor Allem 1722 das Militärwaisenhaus in Potsdam gestiftet, in welches jedes Soldatenkind Aufnahme, Unterhalt und Erziehung auf Staatskosten finden konnte, soweit die Räumlichkeiten es zuließen. Ursprünglich auf 800 Kinder berechnet, zählte diese sehr wohlthätige Anstalt beim Tode des Königs 1400 Knaben und 155 Mädchen.

Friedrich der Große ging wesentlich auf diesen Bahnen weiter. Nach dem ersten schlesischen Kriege theilte er die Invaliden in drei Klassen, in solche, „so nicht helfen können,“ „so zu employiren“ (d. h. in Civilversorgung zu nehmen), und „so noch Was zu leben haben“. Die der beiden letzteren Klassen erhielten monatlich 1 Thaler, die der ersten Klasse 2 Thaler und wie die der zweiten freies Quartier bei den Regimentern, soweit es möglich, ebenso Kleidung. Die Rechnungsaufstellung für 1748 weist eine Gesammtzahl von 4685 derartig unterstützten Invaliden auf. Die im Civildienst bereits Versorgten und die vermöglich waren, sind hierbei nicht mitgerechnet, weil sie nichts aus der Kasse des Staates erhielten. Aber nach dem zweiten schlesischen Kriege, der an tausend Invaliden

erster Klasse hinzubrachte, ließ Friedrich ein Invalidenhaus in Berlin erbauen. Es ward 1748 vollendet und für 400 Personen bestimmt; außerdem mußte seit 1758 die Charité, das große Berliner Krankenhaus, 200 Invaliden übernehmen, so lange das Invalidenhaus nicht Platz für sie bot. Mit dieser Stiftung fand das preußische Invalidenwesen einen festen Mittelpunkt seiner bisher schwankenden und unsicheren Organisation.

Außerdem wollte Friedrich die Civilversorgung größer und systematischer als zuvor gestalten. Alle Behörden wurden daher angewiesen, fortan gewisse Stellen nur noch mit Invaliden zu besetzen, die lesen, schreiben und rechnen konnten. Außer als Thorschreiber, Kanzleiboten, Polizeidiener, Ausreiter, sollten diese Halbinvaliden auch namentlich als Küster und Schulmeister auf dem Lande Anstellung erhalten, so sehr sich auch manche Provinzialregierung gegen die letztere Zumuthung zu wehren suchte. Auf solche Weise wurde denn in der That die Staatskasse mehr und mehr von der Uebermenge der Gnadenthalerempfänger entlastet.

Bezüglich der Offiziere blieb es beim Alten. Solche, mit deren Verhalten der König nicht zufrieden gewesen war, erhielten gar keine Pension, und hierin zeigte sich der Monarch oft hartherzig. Sein Prinzip war auch hierbei das des Belohnens und Strafens. Eine Pension galt daher als eine königliche Belohnung gut geleisteter Dienste; ein erworbenes Recht darauf wurde noch nicht anerkannt. So schrieb Friedrich kurz vor seinem Tode dem Husarenobersten v. Wuthenow: „Ihr werdet Euch

von selbst bescheiden, daß vieljährige Dienste für sich nichts Verdienstliches haben. Lange Dienste verdanke ich dahero Niemandem, so sehr ich auch gute Dienste zu schätzen weiß." Trotzdem aber lautete es in seinem Testamente: „Ich empfehle meinem Thronerben mit aller Wärme der Zuneigung, deren ich fähig bin, jene braven Offiziere, welche unter meiner Anführung den Krieg mitgemacht haben. Ich bitte ihn auch besonders für diejenigen Offiziere, die in meinem Gefolge gewesen sind, Sorge zu tragen, daß er keinen derselben verabschiede, daß keiner von ihnen, von Krankheiten niedergedrückt, im Elende verkümmere." Schon im Jahre 1744 hatte er auch ein Kadettenhaus für 20 Offizierswaisen gestiftet, zu dem später noch ein Offiziers-Töchterinstitut kam; ebenso wurde das Potsdamer Waisenhaus bedeutend erweitert.

Unter Friedrich Wilhelm II. erhielt das preußische Invalidenwesen eine durchgreifende Umgestaltung. Anstatt der Gnadenunterstützung wurde dem Invaliden ein Rechtsanspruch auf Versorgung zuerkannt. „Jeder Soldat," hieß es gleich in dem königlichen Reskript vom 1. Februar 1787, „der in Sr. K. Maj. Dienste invalide wird, hat eine lebenslängliche Versorgung zu gewärtigen," und in einem späteren wurde betont, „daß diese Versorgungsanstalt allgemein sei und dahero in's Künftige kein im eigentlichen Verstande invalider Soldat, er sei Offizier, Unteroffizier oder Gemeiner unversorgt im Lande herumgehen oder gar sich durch Bettelei zu ernähren gezwungen werde." Offiziere wie Unteroffiziere und Gemeine in der Invalidität wurden in neue Klassen getheilt, neue In-

validenkompagnien errichtet und Versorgungshäuser in allen Provinzen für solche Invaliden, die wegen ihres unregelmäßigen Verhaltens in strenger Aufsicht gehalten werden sollten. In Bezug auf Civilversorgung blieb es bei den bisherigen Bestimmungen. Das Offiziers-Pensionswesen wurde von 1789 an gesetzlich geregelt. Jeder Offizier hatte dazu beizutragen, der General monatlich 3½ Thaler, der Major 1 Thaler 2 Groschen, der Kompagniechef 1 Thaler, der Premierlieutenant 4 Groschen, der Sekondelieutenant 3 Groschen. Die Höhe der Pensionen war bei alledem aber auffällig verschieden, bei Generälen von 4000 Thalern hinunter bis zu 800 und 600; bei Majoren von 500 bis 100 Thalern, Hauptleuten von 400 bis 40, Lieutenants 200 bis 36. Die Privat- oder Nebenverhältnisse der Einzelnen kamen bei diesen Bestimmungen in Betracht. Ein anderer bedeutsamer Fortschritt war die 1792 vollzogene Stiftung der Offiziers-Wittwenkasse. In Verbindung damit wurde Subalternoffizieren das Heirathen nur noch gestattet, wenn sie einen jährlichen Zuschuß von 600 Thalern aus eigenen Mitteln oder denen der Braut nachweisen konnten. Auch die Unterstützungsgelder für die Soldatenfrauen und Kinder erhielten eine bestimmte Regelung. Fortwährend blieb die Zahl derselben im Steigen. Eine „Seelenliste" der Berliner Garnison vom Jahre 1795 weist allein im Ganzen 5250 Soldatenfrauen mit 7013 Kindern, ja, mit Zurechnung der Beurlaubten 9131 Frauen mit 12,916 Kindern auf. Da die Mannschaftsstärke 12,365, beziehungsweise 20,015 Mann ausschließlich 619 Offizieren betrug, so ist ersichtlich, welcher reicher Familiensegen in der Garnison vorhanden war.

Das preußische Invalidenwesen suchte also gegenüber der alten, nicht auf allgemeiner Wehrpflicht beruhenden Heeresverfassung den Ehrenpflichten gerecht zu werden, zu denen sich in dieser Beziehung die Kulturstaaten schon vom Alterthum her durchweg bekannten und denen sie je nach ihren Mitteln nachkamen. Was Preußen nach seinen Kräften für sein stets in sehr starker Zahl und Kriegstüchtigkeit erhaltenes Heer that, stand anderen Ländern nicht, oder doch nicht wesentlich nach. Freilich, es war für die Einzelnen meist blutwenig, und der Gnadenthaler war mehr der Ausdruck einer moralischen Staatsverpflichtung, denn als eine zureichende Unterstützung der Invaliden anzusehen. Nach 1871, mit der Millionenstiftung des „Reichs-Invalidenfonds", ist dies Alles anders und besser geworden.

Ein Liebling unserer Blumenfreunde.

Gärtnerische Skizze

von

O. Lorenz.

(Nachdruck verboten.)

Wenn der Winterschnee geschmolzen und Flur und Wald uns zu den ersten Spaziergängen einladen, wie freuen wir uns da über das erste Schneeglöckchen, das uns unter einem Busche hervor entgegenwinkt, oder über

die prächtigen Gilbsterne, die ihre goldenen Sternchen über die noch niederliegenden Saaten hinwegleuchten lassen. In den Gärten aber schmücken die weißen, gelben und zartvioletten Crocus bereits die Beete als Einfassung oder in gruppenweiser Aufstellung, und schauen wir nach den Zimmern, in denen Blumenfreunde ihr trautes Heim aufgeschlagen haben, so erblicken wir an deren Fenstern schön gefärbte Tulpen, welche die Stelle der schon verblühten Hyacinthen eingenommen haben.

In der That gewährt eine geschmackvoll gewählte Gruppe frischblühender Tulpen eine wahre Augenweide, und das hat man zu schätzen gewußt, so lange man überhaupt diese Blume kultivirt. Im Morgenlande, wo sie daheim ist und an manchen Stellen in großer Zahl in noch wildem Zustande angetroffen wird, schmückt sie schon seit einer Reihe von Jahrhunderten die freundlichen Gärten der Türken, und die Darreichung einer Tulpe oder Hyacinthe betrachtet man dort bis auf diesen Tag als ein Zeichen der Freundschaft und Liebe.

Die Einführung der Tulpe nach Deutschland verdanken wir einem Herrn Busbecq, Gesandten des Kaisers Ferdinand I. am türkischen Hofe, der sie in den Gärten Konstantinopels im Monat Januar mit Narcissen und Hyacinthen blühend fand. Die Türken zeigten damals für diese Blume eine ungemeine Vorliebe, und neuere Reisende versichern, daß sie diese Gesinnung für dieselbe auch treu bewahrt haben. In Deutschland blühte die Tulpe zuerst in Augsburg, wo sie der Botaniker Gesner beschrieb, nach welchem sie deshalb auch von Linné ihren wissenschaftlichen

Namen (Tulipa Gesneriana) erhielt. Im Jahre 1573 war sie durch Busbecq nach Wien gekommen, und schon 1577 sehen wir sie in England und in den Niederlanden eingeführt.

So sehr auch die Liebhaberei für diese hübsche Blume sich in so kurzer Zeit verbreitet hatte, schenkte man ihrer Kultur doch nirgends die Sorgfalt und Pflege wie in Holland, wo die Liebhaberei, wie Jedermann bekannt ist, bald bis zu einer wahren Manie ausartete. Schon im Jahre 1629 wurden in Holland von Parkinson 140 Spielarten aufgezählt, die man alle aus Samen aufgezogen hatte, und in den Jahren 1635 bis 1640 erreichte die Tulpenwuth einen Höhepunkt, wie es nie wieder beobachtet worden ist.

Während aber bei dem Einen die Liebhaberei für die Tulpe in's Ungeheuerliche ging, fielen Andere in das entgegengesetzte Extrem und warfen einen bitteren Groll auf die Blume, die freilich auch schon so Manche zu Grunde gerichtet hatte. Sie haßten sie so sehr, daß sie aus allen Kräften gegen deren Kultur eiferten, und vom Professor Vorst in Leyden wird sogar erzählt, er habe auf seinen Spaziergängen allen Tulpen, die er mit dem Stock erreichen konnte, die Blüthenkronen abgeschlagen.

Im Naturzustande zeigen sich alle Blätter der dem langen cylindrischen Stengel aufsitzenden glockenförmigen Blüthenhülle unserer Tulpe lebhaft roth gefärbt, und nur am Grunde derselben befindet sich ein schwarzer Flecken. Durch die Kultur aber hat diese Blume — außer schwarz und blau — alle möglichen Farben angenommen, und

wir erblicken sie bald rein weiß, gelb, roth, carmin, kirschroth, rosa, hell- bis ganz dunkelviolett, purpurn, fleischfarben, feuerroth oder braun gefärbt, bald auf hellem Grunde mit dunkleren Farben in verschiedener Weise gezeichnet.

Richten wir unser Augenmerk einen Augenblick auf ihre Blüthentheile, so tritt uns in denselben recht auffallend die Dreizahl entgegen. Schneiden wir nur die sechs Blätter einer Blüthenhülle etwas tief ab, so erkennen wir auch sofort, daß dieselben auf zwei nebeneinander liegenden Kreisen je zu drei, eingefügt sind. Die drei Blätter des äußeren Kreises vertreten eigentlich den Kelch, worauf einerseits ihre grüne Färbung in der noch unentfalteten Knospe, sowie andererseits ihre von den Blättern des inneren Kreises abweichende Gestalt hinweist. Denn während diese auf der oberen Seite stumpf abgerundet sind, zeigen die äußeren oben in der Mitte ein kleines Spitzchen, das bei der noch wilden Art etwas länger ausgezogen erscheint.

Auch die sechs Staubgefäße der Tulpe stehen wie die Blätter der Blüthenhülle in zwei Kreisen, je zu drei, und der in der Mitte aufrechtstehende dreikantige Fruchtboden mit seiner dreilappigen Narbe zeigt bei einem Querdurchschnitt drei Fächer, die mit zahlreichen Früchten angefüllt sind. Wie jedoch keine Regel ohne Ausnahme ist, finden wir auch hier und da Tulpen, bei denen die Vierzahl vorherrscht, indem ihre beiden äußeren Kreise je vier Blüthenfüllblätter und die beiden inneren je vier Staubfäden aufweisen.

Die von wenigen dünnen, papierartigen, braunen Häutchen eingeschlossenen und aus konzentrischen Ringen zusammengesetzte Zwiebel haben wir nicht als ein Wurzelorgan, sondern als den unterirdischen Stamm zu betrachten, von dem aus sich die glatten, graugrünen, wurzelständigen Blätter erheben, aus deren Mitte der runde Blüthenschaft mit wenigen sitzenden Blättern 20 bis 30 Centimeter hoch emporsteigt.

Zweifellos gilt unsere Tulpe allgemein als eine schöne Blume, und ist auch die Zeit, wo sie eine so große Rolle spielte, längst vorüber, so erscheint sie uns noch heute im Frühjahr als ein ebenso lieber Gast wie im Herbst die Georgine, obgleich beiden die Eigenschaft abgeht, uns auch durch einen angenehmen Wohlgeruch zu erfreuen. Zwar hatte es einige Zeit hindurch den Anschein, als ob man dieser schönen Blume neben anderen ihrer Schwestern kühl den Rücken kehren wollte, da fast jeder Gartenbesitzer sein Gärtchen in einen englischen Park umzuwandeln suchte. Glücklicherweise ist man aber bald wieder davon zurückgekommen, und wir finden heute kaum einen geschmackvoll eingerichteten Blumengarten, in welchem wir nicht unsere hübsche Tulpe erblickten, und zwar großentheils in gut ausgewählten Sorten, die sich in kleinen Gruppen oder als Einfassung ganz vortheilhaft ausnehmen.

Man theilt die Tulpen in einfache und gefüllte, in früh- und spätblühende ein. Die einfachen und spätblühenden Sorten zeichnen sich bald durch eine weiße, bald durch eine gelbe Grundfarbe aus. Die weißgrundigen Blumen, die man gewöhnlich Flamländer nennt, sind bisher

immer als die schönsten betrachtet worden, und es ist nicht zu leugnen, daß sie diesen Vorzug verdienen; denn keine entspricht den strengen Anforderungen des Blumenzüchters in dem Grade wie sie. Die dunkleren Farben, welche den weißen Grund in verschiedener Weise, bald gestreift, gebändert, geflammt u. s. w., überziehen, sind Kirschroth, Carmin, Blutroth oder Carmoisin, Lila oder Purpurviolett, Flachsfarben, Braun oder Schwarzbraun.

Die Anforderungen, welche der Kenner an eine solche Blume stellt, sind nicht unbedeutend, denn sie soll einen geraden und kräftigen Schaft haben, zu dessen Höhe die großen grundständigen Blätter in einem günstigen Verhältniß stehen; die Blumen sollen möglichst senkrecht wie Becher auf dem Schafte aufsitzen und ihre einzelnen Blätter womöglich eirund, flach vertieft, innerlich kräftig und nach außen gut anschließend, durchaus von gleicher Höhe und an der oberen Seite völlig glatt abgerundet sein. Die Grundfarbe muß ein glänzendes, reines Weiß darbieten, und je lebhafter sich die dunkleren Zeichnungsfarben, mögen sie von unten nach oben oder umgekehrt verlaufen, wenn sie nur von außen ebenso wie von innen sichtbar sind, von diesem Grunde abheben, um so mehr sind sie allen übrigen vorzuziehen.

Was die spätblühenden Tulpen mit gelbem Grunde anbetrifft, so sind sie im Allgemeinen weniger gesucht, als die Flamländer, trotzdem sie etwas härter sind als diese und zahlreiche Spielarten aufweisen. Wohl trifft man auch unter ihnen recht hübsche Blumen an, deren gelbgrundige Blätter bald mit einer, bald mit zwei dunkleren

Farben, wie mit Zimmt- und Mahagonibraun, mit Schiefergrau und Kirschroth, mit Holzfarbe und Carmoisin ꝛc. gezeichnet sind; doch nur selten entwickelt sich eine Sorte so, daß sie den Schönheitsregeln passionirter Blumenfreunde völlig entspräche.

Weniger streng sowohl in Bezug auf den Bau wie auf die Färbung ist man mit den einfachen frühblühenden Tulpensorten, weil man sie vorzugsweise zu Gruppen benutzt, durch welche ein besonderer Farbeneffekt hervorgerufen werden soll. Und dieser Zweck ist leicht zu erreichen, da sie sich alle durch lebhafte Farben auszeichnen und bald in einem reinen glänzenden Weiß oder Gelb, Rosa oder Scharlachroth prangen, bald auch mit bunten Säumen kokettiren. Daneben besitzen manche von diesen Sorten die gute Eigenschaft, daß sie einen zarten Wohlgeruch ausduften, von dem nur zu bedauern ist, daß er sich gar zu wenig bemerkbar macht.

Nur eine von den frühzeitig blühenden Tulpenarten, die bekannte Duc van Thol (Tulipa suaveolens) erfreut sich gegenwärtig besonders wegen ihres lieblichen Wohlgeruchs der weitesten Verbreitung. Ueberall, in den Zimmern wie in den Gärten, kündigt sie die Ankunft des Frühlings an. Sie wird zwar nicht so hoch wie die vorhergenannten, erreicht auch deren Umfang nicht, um so schöner aber wirkt sie, wenn sie sich aus ihren graugrünen, welligen und zugespitzten Blättern als Einfassung von Rabatten emporhebt und ihre bald einfarbigen, bald bunten Blüthenkronen in die Ferne leuchten läßt. Und will man dem Auge etwas recht Hübsches bieten, so kann man weiß-

oder violettblühende Crocus oder auch die reizende Scilla mit ihren schönen blauen Blüthensternen dazwischen pflanzen. Ich habe diese Anordnung in Gärten bei Paris gefunden und war von dem Eindruck ganz überrascht.

Abgesehen auch von dem lieblichen Duft, welcher dieser Tulpe eigen ist, erfreut sie uns durch ein lebhaftes Kolorit. Sie besitzt zwar nicht den Farbenreichthum der zuerst genannten Spielarten, aber ihre Farbentöne sind um so zarter und ansprechender. Wir erblicken sie bald in Reinweiß oder mit einem Rosahauch, bald in Reingelb oder Reindunkelscharlachroth, bald bunt in Gelb und Roth gekleidet.

Außer diesen Vorzügen besitzt der Duc van Thol noch den, daß sich bei einigen seiner Sorten die Befruchtungsorgane leicht in Blätter zurückverwandeln und dann unter dem Namen Tournesol recht hübsche halb- oder ganz gefüllte Blumen zum Vorschein kommen, deren rothe Blätter mit einem hochgelben Rande eingefaßt sind. Während jedoch der echte Duc van Thol am frühesten von allen Tulpensorten zur Blüthe gelangt, kommt der Tournesol immer erst einige Tage später zum Aufblühen.

Die übrigen gefüllten Tulpensorten unterscheiden sich von den einfach blühenden in der Regel schon durch größere Blätter; auch ist ihr Schaft untersetzter und kräftiger, und da die Blumenblätter kürzer bleiben, so verlassen sie die Becherform, breiten sich aus und erreichen bisweilen einen außerordentlichen Umfang. Wir erblicken sie bald einfarbig sowohl in hellleuchtenden als in düsteren Farben, bald auf weißem oder gelbem Grunde bunt gestreift, ge-

flammt oder gesäumt. Man findet unter ihnen früh- und spätblühende Sorten; mögen sie sich jedoch auch noch so zeitig entfalten, so bleiben sie doch hinter der Blüthezeit des Duc van Thol immer noch weit zurück. Allein bei geschickter Auswahl der Spielarten nach Höhe und Färbung gewähren sie bei Anlegung von Gruppen ganz vortreffliche Farbeneffekte.

Wenn uns die Tulpe schon durch die bereits hervorgehobenen Eigenschaften zu ihrer Pflege einladet, so erleichtert sie uns ihre Kultur auch noch dadurch, daß sie wenig Aufmerksamkeit beansprucht und fast in jedem Boden gedeiht, sobald derselbe nur nicht naß und zu schwer, sondern luftig und sonnig ist. Damit soll natürlich nicht gesagt werden, daß es gar keiner Vorbereitung bedürfe, wenn man sich eines schönen Tulpenflors erfreuen wolle; denn man hat doch wohl auf die Beschaffenheit des Bodens und seiner Lage einige Rücksicht zu nehmen, ohne sich gerade der großen Aufmerksamkeit befleißigen zu müssen, welche die Hyacinthe und manche andere Ziergewächse erfordern.

Ist der Boden zu schwer und zu wenig durchlassend, so muß vor Allem für eine gewisse Trockenlegung desselben gesorgt werden, indem man entweder die Beete bedeutend erhöht, oder durch Drainirung für Durchlassung der die Fäulniß veranlassenden Wasser Sorge trägt. Es genügt hier schon, im Untergrunde des Beetes vielleicht eine Elle tief eine Schicht zerschlagener Dach- oder Mauerziegel anzubringen, und die darauf verwendete Arbeit und Mühe wird sich bald reichlich belohnen. Das zu schwere

Erdreich ist mit Sand, am besten Flußsand, wenn er in der Nähe zu haben sein sollte, zu mischen, so daß der Boden hinreichend nahrhaft, tiefgrundig und zugleich locker wird. Zeigt sich dagegen das Erdreich zu sandig und leicht, so muß dasselbe durch Mischung mit fetterer Gartenerde schwerer gemacht werden. Wie aber überhaupt bei der Aufzucht von Zwiebelgewächsen der Gebrauch frischen Stalldüngers zum Nachtheil gereicht, so darf derselbe auch bei der Tulpenzucht nicht zur Verwendung kommen, und wenn ja eine Düngung nöthig sein sollte, so nehme man seine Zuflucht höchstens zu ganz verwestem Kuhdünger.

Die Tulpen verlangen aber auch, wenn sie gut gedeihen und einen schönen Flor entwickeln sollen, hinreichendes Sonnenlicht. Da sie jedoch, den Strahlen der heißen Mittagssonne ausgesetzt, zu bald ihre Farbenpracht und die Schönheit ihres Baues verlieren, sowie auch nach kurzer Blüthezeit wieder absterben, so sieht sich der Blumenfreund genöthigt, ihnen womöglich eine Stätte anzuweisen, die entweder nach Südosten oder nach Südwesten zu gelegen ist.

Nach gehöriger Zubereitung des Beetes werden die Zwiebeln in der zweiten Hälfte des August oder auch im September je nach ihrer Größe in einem Abstande von 15 bis 20 Centimeter von einander 10 bis 15 Centimeter tief in den Boden eingesetzt und womöglich mit einer Schicht gut verwester Lauberde bedeckt. Will man noch ein Uebriges thun, so schützt man die Zwiebeln bei strengem Frost oder bei anhaltendem kaltem Regen durch Bedecken der Beete mit Strohmatten sowie auch später die Blumen

durch Aufspannen eines Leinentuchs während der Mittagsstunden vor dem verderblichen Einfluß der heißen Sonnengluth.

Im Monat Mai kommen in der Regel bei uns die Tulpen zu ihrer schönsten Entfaltung. Nach dem Verblühen derselben bricht man die Blüthenschafte ab, ohne die Blätter zu beschädigen, und erst dann, wenn diese gelblich und welk geworden sind, so daß sie sich zusammenrollen lassen, ohne zu brechen, nimmt man an einem trüben, doch trockenen Tage die Zwiebeln aus der Erde, befreit sie von der ansitzenden Brut nebst der alten Schale und breitet sie an einem luftigen, vor Mäusen geschützten Orte zum Trocknen aus. Hier bleiben sie liegen, bis sie wieder in die Erde gesetzt werden. Die Brutzwiebeln behandelt man auf dieselbe Weise und benutzt sie zur Vermehrung.

Aber wir wünschen auch Tulpen an unserem Stubenfenster zu besitzen, die wir selbst gezogen haben, um uns ihrer Farbenpracht und ihres zarten Wohlgeruchs zu freuen. Um zugleich die Blumen recht zeitig — vielleicht im Februar schon — zum Blühen zu bringen, wählt man Zwiebeln von dem niedlichen Duc van Thol oder auch von dessen hübsch gefüllter Form Tournesol und setzt sie in kleine Töpfe, die man vorher mit einer durchsiebten Mischung von Sand, Mistbeet- und Lauberde angefüllt hat, zu drei bis fünf Stück ringsum, gießt sie dann leicht an und stellt sie an einen schattigen, kühlen, doch frostfreien Ort — im Winter auch in einen trockenen Keller — und läßt sie dort ruhig stehen, bis sie zum

Antreiben, vielleicht Ende Januar, in ein 6 bis 8 Grad Wärme haltendes Zimmer gebracht werden. Hier entfalten sie sich bei mäßigem Gießen mit lauem Wasser ungemein rasch, nur versäume man nicht, sobald sie am Aufblühen sind, sie vor den direkten Strahlen der warmen Mittagssonne zu schützen — wozu ja schon ein Bogen Papier ausreicht — damit die Freude nicht zu schnell vorübergehe.

Wer auf den Wohlgeruch verzichtet, kann auch höhere Tulpensorten zum Antreiben auswählen, nur dürfen sie dann, trotzdem sie größere Töpfe und zum Theil auch etwas fettere Erde erhalten, nicht so dicht beisammenstehen. Auch fällt die Blüthezeit mindestens vierzehn Tage bis drei Wochen später. Wer im Besitz eines gutschließenden Doppelfensters ist, dem verursacht auch das Antreiben dieser schönen Blumen nicht viel Mühe. Will man aber an seinen Blumen einen ganz besonderen Genuß haben, dann — ziehe man sie selbst!

Mannigfaltiges.

Der erste Elephant in Amerika. — Phineas Barnum, der alte Großmeister auf dem Gebiete der öffentlichen Schaustellungen, weilt gegenwärtig schon seit einiger Zeit mit seinem ungeheuren Circus- und Menagerie-Apparat in London und gibt dort unter ungeheurem Zulauf des Publikums großartige Vorstellungen, wie man in Europa seit den Tagen der römischen Kaiserzeit wohl nichts Vergleichbares gesehen. Auf drei Riesendampfern ist er mit seinen Hunderten von zwei-, vier- und mehrbeinigen Künstlern aus der Heimath des Humbugs nach Europa gekommen; dabei befindet sich auch eine ganze Heerde von Elephanten, dressirte und nicht dressirte, graue und weiße und vielleicht auch — rothe, wenn er nämlich einige mit Zinnober hat anstreichen lassen, was ihm schon zuzutrauen ist.

Daß mit solchen Dickhäutertransporten über den Atlantischen Ocean viel Geld zu verdienen ist, davon hatte er übrigens schon in seiner Jugend, vor länger als sechzig Jahren, vollkommene Kenntniß erlangt. Als ganz junger Mensch hielt er einen kleinen Store oder Kramladen für Alles in einem Städtchen Connecticut's, und da lernte er einen Mr. Bailey kennen, einen ältlichen Herrn, der sehr reich war nach damaligen Begriffen und in einer benachbarten Stadt ein schönes Hotel besaß, welches er „Elephanten-Hotel" getauft hatte, nachdem er auf einer steinernen Säule vor dem Portal einen vergoldeten Elephanten von Bronze als Wahrzeichen angebracht. Damit hatte es, wie Barnum vor

fünfunddreißig Jahren in seinen Denkwürdigkeiten recht ergötzlich erzählte, folgende Bewandtniß: Bailey war der erste Unternehmer, der einen lebenden Elephanten nach Amerika schaffen ließ, wo man vordem noch niemals einen gesehen. Es geschah dies etwa zu Anfang dieses Jahrhunderts, damals bei der unvollkommeneren und langwierigeren Schifffahrt eine sehr gewagte Spekulation. Doch sie gelang ihm, und er gewann durch Schaustellung des Riesenthieres ein bedeutendes Vermögen. Endlich aber wurde er des Umherreisens überdrüssig, sehnte sich nach Ruhe und erbaute jenes Hotel, wozu er einen Theil des Geldes verwandte, welches ihm der Dickhäuter eingebracht. Er nahm dann einen Compagnon an, dem er glaubte vertrauen zu dürfen, und machte mit ihm einen ungeschickt abgefaßten, unglücklichen Kontrakt. Der Betreffende sollte nämlich fortan mit dem Elephanten umherreisen und denselben zur Schau stellen, dafür sollte er zur Hälfte Miteigenthümer des Thieres sein und die Hälfte des Gewinnes, nach Abzug der Kosten, an Bailey stets ehrlich und richtig einsenden. Als aber Wochen und Monate vergangen waren, und gar keine Geldsendung erfolgte, da gerieth der Wirth zum „Goldenen Elephanten“ doch in einige Unruhe; er schrieb an den Compagnon und erhielt die kurze Antwort, die Schaustellung habe leider noch keinen Ueberschuß ergeben. Darüber wunderte sich Bailey, denn er hatte brieflich von einigen auswärtigen Bekannten erfahren, daß die Schaustellungen sehr gut besucht würden und demgemäß viel Geld einbringen müßten, und er gerieth auf den richtigen Gedanken, daß er sich unvorsichtigerweise mit einem argen Schwindler eingelassen habe. Um über die Sache in's Klare zu kommen, machte er sich daher auf die Reise und traf mit dem Compagnon in einer Stadt in Massachusets zusammen. Nun gab es eine heftige Scene zwischen den Beiden. Da des ungeschickt ausgefertigten Kontraktes halber ein Rechtsstreit jedenfalls sehr langwierig geworden wäre, so

entschloß Bailey sich kurz und fragte den Anderen, ob er ihm auch die zweite Hälfte des Elephanten für eine beträchtliche Summe abkaufen wolle. Der Compagnon erwiederte spöttisch, er sei dazu durchaus nicht geneigt, er habe vorläufig Elephantenrechte genug und sei damit vollkommen zufrieden. Bailey gerieth in Wuth, holte seinen Revolver hervor und begab sich nach der Scheune, wo der Elephant eingestallt war. Besorgt folgte ihm der Compagnon und fragte: „Was wollen Sie thun, Bailey?"

„Was ich jetzt thun will, Sir, das sollen Sie sogleich sehen!" schrie der Ergrimmte. „Ich will mich über den nichtswürdigen Kontrakt nicht länger ärgern. Jetzt schieße ich sogleich meine Hälfte vom Elephanten todt, dann können Sie meinetwegen mit Ihrer Hälfte machen, was Sie wollen."

Dabei hob er den Revolver und zielte bedächtig.

Jetzt wurde der spitzbübische Compagnon doch von mächtiger Angst erfaßt; er gab klein bei und erklärte sich bereit, durch eine bedeutende Baarzahlung alleiniger Eigenthümer des einträglichen Elephanten zu werden.

So hatte also der energische Mr. Bailey seinen Zweck erreicht. Er erzählte die Geschichte später seinem jungen Freunde Barnum, und dieser wurde so zuerst auf die Einträglichkeit der Elephantenschaustellungen aufmerksam. F. L.

Furcht vor den Wirkungen der Schreibkunst. — Je gewisser es ist, daß alle Völker sich ihre Gedanken und Empfindungen durch die Sprache mittheilen, und daß selbst die rohesten Völker kein anderes Mittel des Gedankenverkehrs kennen, mit um so entschiedenerer Sicherheit kann man behaupten, daß die Schrift ein Werk der Kultur und Civilisation ist, da wilde Nationen, welche dieses Verkehrsmittel zuerst kennen lernen, sich gar keinen Begriff von der Bedeutung der Schriftzeichen machen können.

Folgender interessante Vorfall, welcher sich auf der Insel

Tongatabu (Freundschaftsinseln) ereignete, möge einen Beleg mehr für die Annehmbarkeit obiger Ansichten geben.

Herr Mariner, ein Engländer, war als Gefangener in den Händen des Königs von Tongatabu und dachte auf Mittel, sich seine Freiheit zu verschaffen. Der einzige Weg zu seiner Befreiung, der ihm nach manchen vergeblichen Versuchen noch offen stand, schien ihm der zu sein, auf irgend eine Art Nachrichten von seinem Schicksale nach Europa zu befördern. Da ihm keine Tinte zu Gebote stand, so löste er Schießpulver in Wasser auf und schrieb einige Worte über seine Lage auf ein Blättchen, das er heimlich einem Anführer der Wilden, welchen er auf seine Seite gezogen hatte, mit der Bitte übergab, es dem ersten Schiffskapitän, welcher auf Tongatabu landen würde, zu überreichen. Fino, der König der Insel, wurde jedoch von diesem Umstande unterrichtet; dunkle Ahnungen flößten ihm Verdacht ein, und er ließ auf der Stelle den Anfuhrer, welcher den Auftrag übernommen hatte, erscheinen, verlangte das Blatt und da er dessen Inhalt nicht enträthseln konnte, befahl er einem zweiten Gefangenen, dem Engländer Jeremias Higgins, welcher gerade bei ihm war, ihm die Bedeutung dieses Blattes auseinander zu setzen. Mariner war nicht zugegen. Higgins erklärte ihm, daß das Blatt an den ersten hier landenden Kapitän mit der Bitte gerichtet wäre, bei dem Könige die Befreiung Mariner's und seiner Landsleute zu erwirken. Auch sage das Billet, daß ungeachtet der guten Behandlung, welche ihnen widerfahren wäre, sie dennoch ihr Vaterland einmal wiederzusehen wünschten.

Diese Art, seine Gedanken mitzutheilen, war dem Könige unbegreiflich; er nahm den Brief, prüfte jeden Zug, konnte aber keine Aehnlichkeit zwischen den Schriftzeichen und ihrer Bedeutung darin wahrnehmen. Er dachte einige Zeit nach, aber vergebens. Hierauf ließ er Mariner rufen und befahl ihm, etwas zu schreiben. Mariner fragte ihn, was er schreiben solle. „Schreibe

mich selbst," antwortete der König. Der Engländer schrieb den Namen Fino; der König ließ einen dritten Engländer kommen, gab ihm das Papier und fragte, was das Daraufstehende wäre. Jener nannte den Namen „Fino". Der König, ganz erschreckt darüber, in der That seinen Namen zu hören, riß ihm das Blatt aus der Hand, betrachtete es mit unverwandtem Blicke, drehte es rück- und vorwärts und sagte aufgeregt: „Das bin ich doch nicht! Wo sind meine Beine, meine Arme, mein Kopf? Woher wißt ihr, daß ich durch diese Figur dargestellt bin? — Zeichne mir noch einmal einige Personen und Gegenstände hin!"

Mariner schrieb die Namen einiger umstehender Personen auf und gab das Papier einem anderen Engländer, welcher sogleich die Worte aussprach. So dauerte das Spiel mehrere Stunden fort, und das Staunen des Königs und seiner Häuptlinge wuchs mit jedem neuen Erfolge. Es war ihm unerklärlich, wie man sich auf eine so geheimnißvolle Weise seine Gedanken mittheilen könnte.

„Halt," rief plötzlich der König, „ich glaube, ich habe es gefunden!" und gab seinem Gefangenen zu verstehen, daß er die Buchstaben für eine Art abgekürzter Zeichnungen halte. Mariner, um ihm seinen Irrthum zu beweisen, erbot sich, ihm auch solche Gegenstände zu schreiben, welche er nie gesehen habe und von denen er nur den Namen zu hören brauche. Hierauf flüsterte ihm der König leise den Namen „Coogoo-Ahro" in's Ohr. So hieß nämlich der frühere von ihm erschlagene König von Tongatabu. Der Name wurde geschrieben und natürlich sofort von Higgins gelesen.

„So etwas Wunderbares ist mir nie vorgekommen!" rief der König laut aus.

Mariner erzählte hierauf, daß man in anderen Weltgegenden Begebenheiten und Vorfälle viele hundert Meilen weit berichte, ohne daß der Ueberbringer von dem Inhalte des Papiers etwas

wisse; er theilte ihm auch Vieles mit über das europäische Postwesen, über die Unverletzlichkeit des Briefsiegels u. s. w. Man habe dort ganze Geschichten von Nationen, habe Mittel, das Papier und die Schrift lange zu erhalten, und man bringe durch einen einzigen Druck Tausende von Gedanken zu Papier.

Fast starr vor Verwunderung nahm endlich der König das Wort: „Eure Kunst," sagte er, „ist außerordentlich bewunderungswürdig, Keiner aber wage es, sie auf unserer Insel einzuführen, denn wenn es dahin käme, so gäbe es nichts als Verrath, Komplott, Aufstand und Blutvergießen, und mein Leben wäre keinen Augenblick gesichert." C. Trog.

Um des Kaffeetrinkens willen. — Es ist noch gar nicht so lange her, seit der Kaffee in Dänemark allgemeines Getränk wurde. Alte Leute auf der Insel Laaland können erzählen, daß man es geheim hielt, wenn man dem Genusse des arabischen Getränkes ergeben war. Kam Besuch, während man Kaffee trank, so ward das Kaffeegeschirr in größter Eile im Bettstroh verborgen; es war allgemeiner Gebrauch, wenn man Bohnen brannte, einige Federn oder einen alten Strumpf zu verbrennen, um den Kaffeeduft zu verheimlichen. In dem Kirchenbuch von Saxkjöbing für 1819 findet man eine ausführliche Beschreibung, wie der Kaffee genügend war, um das zärtlichste Band aufzulösen. Diese Begebenheit gibt ein ausgezeichnetes Beispiel von der Seltenheit des Kaffeetrinkens in jener Zeit und hängt in der Kürze folgendermaßen zusammen: Ein Wittwer Namens Mads Hansen aus Oreby hatte sich mit der Wittwe Dorthe Augustdatter verlobt, und zwar, wie es Gebrauch war, vor dem Geistlichen. Die Aufhebung einer solchen Verlobung war noch nie dagewesen, und der Geistliche war daher nicht wenig erstaunt, als nach einem Monat, am 15. Februar 1819, der Bräutigam mit seinen Zeugen bei ihm erschien und erklärte, daß er sich mit der Wittwe nicht verheirathen wolle, „da sie durch ihre Verschwendung, die

er früher nicht gekannt habe, ihn ruiniren würde, statt ihm in seiner Armuth behilflich zu sein." — Der Prediger fragte nun die Zeugen, ob sie etwas Besonderes anzuführen vermöchten. Sie antworteten, daß sie nichts Strafbares von ihr wüßten, daß sie aber wohl wüßten, daß sie Kaffee tränke; doch sei sie im Uebrigen reinlich, ehrlich und fleißig. — Darauf fragte der Prediger Mads Hansen, ob er nicht, um nicht sich selbst oder die Wittwe zu beschämen, mit ihr leben zu können glaube, wenn sie verspräche, „den Kaffee durchaus fahren zu lassen." Hierzu antwortete er aber mit einem bestimmten Nein, indem er nicht glaube, daß es ihr möglich sei, diese sträfliche Leidenschaft abzulegen. — Das Resultat war also, daß die beabsichtigte Ehe zwischen ihnen aufgehoben wurde, und daß der Insitzer Mads Hansen vermahnt wurde, „wenn er sich wieder eine andere Frau wählen sollte, mehr Verstand und Ueberlegung anzuwenden." Th.

Die Mikrotechnik, d. h. die Kunst, sehr kleine Gegenstände herzustellen, ist außerordentlich alt, denn im menschlichen Charakter liegt ebenso eine besondere Vorliebe für außerordentlich große, wie für außerordentlich kleine Dinge. Schon im Alterthum schnitt Kallikrates aus Elfenbein Ameisen und andere so kleine Thiere, daß deren einzelne Theile kaum unterschieden werden konnten. Ein gewisser Myrmicides schnitzte ebenfalls aus Elfenbein einen vierspännigen Wagen, welcher so klein war, daß ihn eine Fliege mit ihren Flügeln bedecken konnte, ebenso ein Schiff, welches eine kleine Biene mit ihren Flügeln vollständig bedeckte. Diese Arbeiten sind um so bewundernswerther, als damals den Anfertigern noch keine Vergrößerungsgläser zu Gebote standen, wie solche die späteren Künstler haben benutzen können. — In Deutschland zeichneten sich als Hersteller solcher außerordentlich kleiner Arbeiten, welche so unendlich viel Geduld erfordern, vor Allem aus: Peter Flötner († 1546), von welchem erzählt wird, daß er hundertunddreizehn Gesichter auf einen Kirschkern geschnitzt habe. Aller-

dings wird dieser Kirschkern noch von demjenigen Exemplar übertroffen, welches sich in den Sammlungen des Grünen Gewölbes zu Dresden befindet. Auf diesem Kirschkern sind hundertfünfundachtzig Köpfe eingeschnitten, die man natürlich nur unter einem sehr starken Vergrößerungsglase einigermaßen zu erkennen vermag. Dieser Kirschkern wurde dem Kurfürsten Christian I. im Jahre 1589 von Christoph v. Loß auf Pillnitz verehrt. Erwähnen wir hier nur gleich auch der anderen Kirschkerne dieser selben Sammlung. Auf einem derselben ist das Loß'sche Wappen erhaben geschnitten, auf einem anderen sogar das Porträt des Nikolaus v. Loß; auf einen weiteren Kirschkern ist die Schlange Mosis, der Sündenfall und die Kreuzigung Christi, und außerdem vier männliche Porträts eingeschnitten; aus einem anderen dann wiederum ein Todtenkopf, der noch den Namen seines Verfertigers „Koch aus Glogau" trägt. — Berühmt als Mikrotechniker waren auch Leo Proner aus Thalhausen in Kärnten († 1630), Georg Kleinert zu Prag, und vor Allem Hieronymus Faber, ein Priester in Kalabrien, der für Kaiser Karl V. und Philipp II. solche Kleinigkeiten anfertigte und bei ihnen sehr beliebt und angesehen waren, ebenso Propertio di Rossenes in Modena († 1539), welcher die ganze Leidensgeschichte Christi auf einen Pfirsichkern schnitt. — Die beste Sammlung dieser Kleinigkeiten befindet sich wohl im Grünen Gewölbe in Dresden, welches wir bereits erwähnten. Unter den dort aufbewahrten bezüglichen Gegenständen ist das Neueste ein Pokal aus einer halben Haselnuß, welcher mit zweihundert Stück winzig kleinen Nägeln gefüllt ist, die ein Nagelschmied in Chemnitz 1870 anfertigte. — In der Mitte unseres Jahrhunderts wurde es üblich, Miniaturwaffen anzufertigen, welche vollständig brauchbar waren, und so zeigt das Grüne Gewölbe in Dresden, ebenso wie das Berliner Zeughaus, in kleinen, mit Sammet ausgeschlagenen Kästchen entzückend schöne Modelle von Pistolen und Gewehren, welche in Wirklichkeit mit Pulver geladen und abgefeuert werden können.

Diese Miniaturwaffen sind mit dem kostbarsten Holz, mit Silber und Gold montirt und haben immerhin Kuriositätswerth, wenn sie auch zu nichts Anderem zu verwerthen sind. O. Kl.

Spanische Etikette. — Philipp IV. von Spanien befand sich ungeachtet der großen Reichthümer, welche der Krone aus den amerikanischen Kolonien zuflossen, in fortwährender drückender Geldnoth. Es schien einmal kein Segen in diesem Golde zu stecken; denn obgleich man davon seit der Entdeckung Amerika's im Laufe von anderthalb Jahrhunderten gewaltige, den Indianern abgepreßte Mengen eingeschleppt hatte, waren König, Land und Volk in Spanien dabei nur immer ärmer geworden. Philipp's junge Gemahlin hatte eines Tages den Wunsch ausgesprochen, mit ihrem Gemahl den Eskorial zu besuchen, um dort die Gruft der spanischen Könige zu besehen. Der etwas abergläubische König, welcher es für eine böse Vorbedeutung hielt, wenn seine und seiner Gemahlin erste Reise sich nach ihrem dereinstigen Begräbnißorte richte, beschloß zunächst mit der Königin nach Aranjuez zu gehen. Obgleich nun Aranjuez nur etwa vier deutsche Meilen von Madrid entfernt ist, so bestimmte doch die damalige Hofordnung, daß diese Reise die Summe von 560,000 Livres, etwa 450,000 Mark kosten müsse — nicht mehr und nicht weniger. Da war nun guter Rath theuer, denn es war kein Geld da. Weil man dieses aber dem Könige doch nicht sagen konnte, so mußten die Wege herhalten, welche angeblich infolge des letzten Regens völlig grundlos sein sollten. Als König und Königin sich hierdurch nicht abhalten lassen wollten, mußte der Leibarzt erklären, daß augenblicklich in Aranjuez die Luft nicht gut sei; doch auch das half nichts; der König hatte einmal die Reise beschlossen, und dabei blieb es; folglich mußte Geld geschafft werden, gleichviel, wie. Der Herzog von Medina-Cöli, der damalige Minister, verkaufte schließlich zwei Gouverneurposten und nahm, als auch der hierfür gewonnene Erlös noch nicht reichte, die zur Ausrüstung

einer Anzahl von Kriegsschiffen bestimmten und bereits vorhandenen Gelder. Nun konnte die Reise nach Anleitung der Hofordnung gemacht werden, und dieselbe gefiel der Königin so gut, daß sie noch in demselben Jahre einen zweiten Aufenthalt in Aranjuez beschloß. Als der Hof sich diesmal zur Abreise anschickte, drohte gerade ein Krieg zwischen Spanien und Portugal, und es sollte eine Armee an die Grenze gesandt werden, wozu man natürlich Geld bedurfte. Als der Herzog von Medina=Cöli, welcher sich nicht zu helfen wußte, dem König seine Noth klagte, erwiederte dieser: „Macht was ihr wollt, nur greift die zur Reise nach Aranjuez bestimmten Gelder nicht an."

Die Truppen mußten unter diesen Umständen wieder entlassen werden, und Spanien schloß einen ungünstigen Frieden, aber der König hatte nach Aranjuez reisen können. R. Sc.

Das Korkzieherbein. — Samuel Foote, der berühmte englische Schauspieler und Schauspieldichter, der Anfangs des vorigen Jahrhunderts lebte, brach bei einem Sturze mit dem Pferde ein Bein, so daß es ihm abgenommen werden mußte und durch ein hölzernes, mit Leder überzogenes und mit Haaren ausgestopftes ersetzt wurde. Sein heiterer Sinn verschmerzte jedoch bald das Unglück so vollständig, daß er über seinen Stelzfuß selbst scherzen konnte.

Einmal saß er in einem Gasthause bei einer Flasche Wein mit einigen anderen Gästen; da drängte sich ein ihm unbekannter Großsprecher zu ihm, und obwohl dieser den Dichter gar nicht kannte, stieß er mit seinem Glase, so oft er trank, mit ihm an und bestand darauf, daß er ihm zu Gefallen auch jedesmal das Glas leeren sollte. „Ein Lump, wer einen Tropfen im Glase läßt!" rief er stets. Foote bekam den zudringlichen Menschen bald satt, ergriff einen Korkzieher, hielt ihn dem Bramarbas unter die Nase und rief mit grimmiger Miene: „Ein Lump, wer sich nicht diesen Korkzieher da in's Bein schraubt!"

Der Zudringliche hielt das für Scherz; aber Foote schraubte richtig seinen Korkzieher, ohne auch nur eine Miene zu verziehen, in sein hölzernes Bein. Sein Vortrinker, über den merkwürdigen Mann erstaunt, der ohne Zucken so etwas thun konnte, wagte es nicht, im Nachschrauben zaghafter zu sein, als Foote im Nachtrinken gewesen war, setzte den Korkzieher auch an sein Bein und schraubte mit verbissenem Schmerz. Kaum aber hatte er einmal umgedreht, als er einen lauten Schmerzensschrei nicht zu unterdrücken vermochte.

„Ei, zum Henker!“ rief Foote, „haltet ein! Ich sehe, daß Ihr kein hölzernes Bein habt, wie ich.“

Da merkte der Bramarbas, daß er an den Unrechten, und zwar an den witzigen Schauspieler Foote gekommen war, und schlich unter dem Lachen der Gäste ganz kleinlaut und beschämt hinweg. C. T.

Ein amerikanisches Raritätenkabinet. — Es gibt wohl kein Land auf der Welt, welches so erstaunliche Fortschritte in fast allen Beziehungen aufzuweisen hat, wie die nordamerikanische Union. Zu dieser Ueberzeugung gelangt man in den Vereinigten Staaten auf Schritt und Tritt, man mag sich wenden, wohin es auch sei. Am meisten fallen derartige Erscheinungen selbstverständlich in den älteren Landestheilen in's Auge, in denen schon zur Zeit des Unabhängigkeitskrieges Kultur und Civilisation vorhanden waren. Dort lassen sich am leichtesten Vergleiche zwischen dem Jetzt und Damals anstellen, die meist die überraschendsten Resultate liefern.

Ein ganz merkwürdiges Beispiel des seit etwa einem Jahrhundert sich vollzogen habenden Aufschwungs werde ich in Nachstehendem dem Leser vor Augen führen, indem ich ihn mit einer Kuriosität bekannt mache, die das amerikanische Postwesen von ehemals und wie es heutzutage ist, veranschaulicht. Zu einem Vergleiche zwischen diesen beiden Perioden wird man unwillkür-

lich angeregt, wenn man in den Räumen des Postdepartements zu Washington die umfangreichen Sammlungen von allerhand Gegenständen, die mit dem Geschäftsbetriebe dieser Behörde in irgend welchem Zusammenhange stehen, aufmerksam mustert. Als Benjamin Franklin im Jahre 1775, also noch zur Zeit der englischen Herrschaft, zum Generalpostmeister für die Kolonien ernannt wurde, ging er hinab in sein Bureau zu Philadelphia, hing seinen Rock an einen Nagel hinter der einzigen Thür des einen Zimmers, aus welchem das gesammte Generalpostamt bestand, und begann zu arbeiten. Er schaffte sich ein kleines Buch an, welches nicht mehr wie 53 Seiten enthielt, in welchem er jedem Postmeister der damals bestehenden etwa 45 Postanstalten — mehr waren in den Kolonien nicht vorhanden — sein Konto anwies. Eigenhändig führte er dies amtliche Journal, wie man noch jetzt aus der Handschrift ersehen kann.

Während der jetzige Generalpostmeister einen großen Theil seiner Zeit dazu verwenden muß, um die unzähligen Assistenten, Schreiber und sonstigen Beamten seines Ressorts anzustellen, ward Franklin völlig von derartigen Scherereien verschont, da er absolut keiner Hilfe für sein Geschäft bedurfte. Wenn nicht viel zu thun war, wie es wohl meist der Fall, fühlte sich der Inhaber des Generalpostmeisterpostens sicherlich mitunter recht gelangweilt, zumal die lieben Nachbarn zu jener Zeit es noch nicht gelernt hatten, bei dem mächtigen Manne vorzusprechen, um für diesen oder jenen Vetter irgend ein Aemtchen zu erbetteln. Franklin als praktischer Amerikaner wußte jedoch theilweise Abhilfe gegen die Vereinsamung zu schaffen, indem er in solchen Fällen hinunter in seinen Amtsraum ging und dort in Hemdsärmeln bei der Verpackung der Poststücke thätig war, die mit den Postkutschen befördert werden sollten. Viel Zeit brauchte er übrigens dabei nicht zu opfern, denn nicht alle Tage wurden Posten vom Orte abgelassen.

Das alte, in Büffelleder gebundene Buch, in welches der da-

malige Generalpostmeister die sämmtlichen Amtsgeheimnisse eintrug, befindet sich jetzt unter Glas und Rahmen in einem besonderen Kasten des Postdepartements. Auf seinen 53 Seiten sind alle amtlichen Buchungen eingetragen, die in einem Zeitraum von drei Jahren von 1776 bis 1779 erforderlich waren. Die auf die Beförderung von Postsachen bezüglichen Rubriken des Journals nehmen sich recht unansehnlich aus, denn heutzutage wird hierfür an einem einzigen Vormittage bedeutend mehr Papier verbraucht, wie damals drei lange Jahre erforderten.

Es gab ja auch schon zu jener Zeit einige recht blühende Plätze, betrachtet man aber die Einnahmen, welche die dortigen Postkassen aus dem Porto aufwiesen, so müssen sie als lächerlich gering erscheinen. So hatte z. B. der Postmeister von Georgetown während der obigen drei Jahre nicht mehr wie 14 Pfund Sterling und einige Schillinge an die Regierung abzuliefern. Die von den sämmtlichen anderen Postanstalten eingesandten Einnahmen waren im Verhältniß ebenso dürftig. Es ringt sich dem Beschauer unwillkürlich ein Lächeln ab, wenn er die winzigen Summen mit den enormen Beträgen vergleicht, die der Verkauf der Briefmarken allein der Regierung heute einbringt.

An demselben Platze sieht man auch ein Verzeichniß aller nicht abgeholten oder unbestellbaren Briefe, die der Zeitraum von 1777 bis 1788 ergeben hat. In dem betreffenden Journal sind ganze 365 Briefe eingetragen, die in den elf Jahren keine Abnehmer gefunden hatten. Die Zahl der Briefe, die heute an das Bureau für unbestellbare Briefe, das sogenannte „Dead Letter Office“ eingesandt werden, beträgt täglich durchschnittlich 18,000, ein Unterschied, wie er krasser wohl nicht gedacht werden kann.

O. v. Briesen.

Auch ein Verbot. — König Friedrich Wilhelm I., der strengste aller Hohenzollernfürsten, erließ im November 1731 folgendes Gesetz:

„Wir Friedrich Wilhelm von Gottes Gnaden, König in Preussen u. a. m. Thun kund und fügen hiemit zu wissen: Nachdem Wir mißfällig angemercket, daß die Dienst-Mägde und gantz gemeine Weibes-Leute, es seyn Christen oder Juden, sowol in den Städten wie auch auf dem platten Lande, seidene Camisöler, Röcke und Lätze gar häufig tragen, solches aber nicht allein dem Debit der dem gantzen Lande so sehr ersprießlichen Woll-Manufacturen hinderlich, sondern auch den vorher bereits ergangenen Verordnungen entgegen ist: also Wir der Notdurft zu seyn erachtet, solchem Unwesen durch dieses Edict zu steuren. Wir setzen, ordnen und wollen demnach hiemit, daß nach Verlauf sechs Monate nach Publication dieses Edicts, keine Dienst-Mägde und gantz gemeine Weibes-Leute, es seyn Christen oder Juden, ferner seidene Camisöler, Röcke oder Lätze tragen, sondern, wofern sich nach Ablauf solcher gesetzten Zeit dennoch welche damit betreffen lassen würden, denenselben solche seidene Kleidung öffentlich auf den Strassen abgenommen werden soll ... Gegeben zu Berlin. Friedrich Wilhelm." M. H.

Reiche Kaufleute. — Der Fugger in Augsburg unermeßlicher Reichthum, der sie in den Stand setzte, den Kaisern Maximilian und Karl V. große Summen zu leihen, ist in Jedermanns Andenken. Weniger bekannt dürfte der Reichthum des Handelshauses Chek in Bengalen sein, welches in der Mitte des 17. Jahrhunderts blühte. Diese Kaufleute boten ihrem Monarchen, als er bei ihnen speiste, ein Geschenk, welches den Werth des Schuldbriefes, den nach einer übrigens unverbürgten Erzählung Anton Fugger, als Gläubiger, seinem erstaunten Gaste, dem Kaiser Karl V., darbrachte, noch bei Weitem übersteigt. Es war der Armsessel, auf dem der Fürst saß, der mit Goldstücken gefüllt und mit Edelsteinen gestickt war, 32 Millionen im Werth. C. T.

Die Kraft der Bohne. — Was kann die Bohne für eine Kraft haben? wird man fragen und diese Frage beantwortet uns

der bekannte Physiologe Grehant. Wenn die Anatomen die Schädelknochen aus den Fugen bringen wollen, so schlagen sie schon seit langer Zeit ein eigenthümliches Verfahren ein. Sie füllen die knochige Schale des Schädels mit kleinen Bohnen an und tauchen diese Schale in ein Gefäß mit Wasser. Nach einiger Zeit beginnen die Bohnen zu quellen, und der durch ihre Ausdehnung geübte Druck ist so groß, daß die Knochen sich von einander lösen, ja hierbei sogar knochige, festgefügte Ränder abgebrochen werden. — Alle quellenden Bohnen richten mehr oder weniger große Verheerungen an. Grehant hat nun den durch Bohnen ausgeübten Druck gemessen. Er nahm einen jener Behälter, in welchen man gewöhnlich Quecksilber aufbewahrt, that ein gehäuftes Liter Bohnen in ein solches drei Liter enthaltendes Gefäß, befestigte in der Mitte eine mit Wasser gefüllte Blase aus Kautschuk an eine dichte kupferne Röhre, welche mit einem Bourdon'schen Manometer in Verbindung gebracht war. Nun wurde abgewartet, bis die Bohnen feucht waren. Der auf die Kautschukblase ausgeführte Druck übertrug sich durch die Röhre auf das Manometer, dessen Nadel 5 Atmosphären anzeigte: also den durchschnittlichen Druck eines Dampfmaschinenkessels!

Das ist die Kraft der Bohne. Th.

Der verirrte Geograph. — Der berühmte Doktor Heylin, Verfasser einer „Allgemeinen Beschreibung der Erdkugel", hatte sich einst mit seinem Diener in einem Walde, nahe seiner Wohnung, verirrt. Es wurde Nacht, und noch immer irrten Beide umher, ohne den rechten Weg finden zu können. Endlich wurde der Diener unmuthig und sagte: „Aber, Herr Doktor, wie haben Sie sich es nur einfallen lassen können, eine Beschreibung der ganzen Erde herauszugeben, wenn Sie sich nicht einmal drei Meilen von Ihrer Wohnung zurechtzufinden wissen?" Th.

Druck und Verlag der „Union" Deutsche Verlagsgesellschaft (früher Hermann Schönlein's Nachfolger) in Stuttgart.


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01908 0749

